This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Google

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

5M 362

Vet Ger. III B. 28

TAYLOR INSTITUTION

DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

4 Bd. 45555.

Philipp Lenschein,
6 Mai 1915.

Literarhistorisches
Taschenbuch.

Herausgegeben
von
R. E. Prutz.

Fünfter Jahrgang:
1847.

Mit Beiträgen von W. Alexis, E. Brinckmeier, K. G. Helbig, H. Köchly, E. Meyen, W. Rogge, J. W. Schaefer, A. Stahr und dem Herausgeber.

Hannover,
Verlag von C. F. Kius.

TAYLOR
OF
LIBRARY

K. W. Göttling,

Geh. Hofrath und Professor in Jena,

widmet

diesen fünften Band

des

Literarhistorischen Taschenbuchs

der

Herausgeber.

Dem

Literarhistorischen Taschenbuch

haben ihre Theilnahme zugesagt

die Herren:

W. Alexis in Berlin.
J. A. Altenhöfer in Augsburg.
Berthold Auerbach in Carlsruhe.
Agathon Benary in Berlin.
Theod. Bergk in Marburg.
Bernhardy in Halle.
Bock in Göttingen.
Brinckmeier in Halle.
Cybulski in Berlin.
Duncker in Halle.
Eckermann in Weimar.
Ellissen in Göttingen.
Feuerbach in Bruckberg bei Ansbach.
Flügel in Meißen.
Gervinus in Heidelberg.
Göttling in Jena.
J. Grimm in Berlin.
W. Grimm in Berlin.
Haarbrücker in Halle.
Hagen in Heidelberg.
Haltaus in Leipzig.
Hand in Jena.
Helbig in Dresden.
Hertzberg in Elbing.
Herwegh in Paris.
Hiecke in Merseburg.
Hoffmann von Fallersleben.
J. P. Jacobi in Breslau.
Jordan in Leipzig.
Jung in Königsberg.
Kahlert in Breslau.
Keller in Tübingen.
Klüpfel in Tübingen.
Koberstein in Pforta.
Köchly in Dresden.
Köppen in Berlin.
Mayer in Oldenburg.
Meyen in Berlin.
Kanzler **von Müller** in Weimar.
Müller-Strübing in Berlin.
Oppermann in Hoya.
Passow in Meiningen.
Pott in Halle.
Rapp in Tübingen.
A. Reumont in Berlin.
Regis in Breslau.
Ritschl in Bonn.
Rödiger in Halle.
Röpell in Breslau.
Rosenkranz in Königsberg.
Ruge in Leipzig.
Rupp in Königsberg.
E. Ruth in Heidelberg.
F. Sander in Altstrelitz.
Schaefer in Bremen.
Schöll in Weimar.
Schücking in Köln.
Schwarz in Halle.
A. Stahr in Oldenburg.
K. Stahr in Stettin.
Strauß in Stuttgart.
Teuffel in Tübingen.
J. Tittmann in Göttingen.
R. Treitschke in Leipzig.
Vischer in Tübingen.
Wellmann in Stettin.

Inhalt.

Seite.

Anton Reiser. Von W. Alexis 1

Die Geschichtschreibung der Griechen. Von W. Rogge . . . 73

Die Berliner Monatsschrift. Von Gedike und Biester . . . 151

Don Diego Hurtado de Mendoza. Von Karl Stahr 223

Über die Epochen der deutschen Literatur. Ein Vorlesung von J. W. Schaefer 277

Die politischen Gedichte der provencalischen Troubadours. Von Eduard Brinkmeier 319

Die Alkestis des Euripides. Von H. Köchly 359

Schubart. Von dem Herausgeber 391

Miscellen und Notizen:

I. Zur Chronologie der Schauspiele des Jacob Ayrer. Von K. G. Helbig 442

II. Heinrich Janßen, der Bauernpoet, ein Zeitgenosse Hagedorns. Von J. W. Schaefer 445

III. Einige Bemerkungen zur Charakteristik des Dichters Reinhold Lenz. Von K. G. Helbig 453

IV. Eine Supplik G. A. Bürgers 457

Anton Reiser.

Von

W. Alexis.

Im Jahre 1782 sah man auf der Landstraße von London nach Derbyshire einen Fußreisenden. Fußreisende waren und sind in England eine Seltenheit; Fußreisen schien verdächtig oder verächtlich. Der lange, hagere Mann, von einer nicht schönen Gesichtsbildung, mit seinen plumpen deutschen Stiefeln, seinem grauen, unscheinbaren Überrock, erregte das Lächeln und die Neugier der Vorüberfahrenden. Die Kinder zischten, die Schüler von Eton gafften ihm verwundert nach; gute, solide Leute bemitleideten den armen Mann, der nicht einmal einen Platz auf der Outside bezahlen konnte. In anständigen Wirthshäusern ward er nur mit Widerstreben aufgenommen, erhielt schlechte Kost für theures Geld, schmutzige, finstere Hinterstuben, die er mit Domestiken theilen mußte, und ward noch oft am andern Morgen von einem verdrießlichen Kellner, einem schnippischen Stubenmädchen gemahnt, daß er nun nur gehen möchte, man wolle ihn nicht länger im Hause haben. An andern Orten schlug man ihm geradezu die Thür vor der Nase zu, und er war zuweilen bei Einbruch der Nacht im buchstäblichen Sinne in Verlegenheit, wo er sein Haupt niederlegen solle. Daß er vor den Thoren den Staub von seinen Stiefeln geklopft, daß er Bezahlung versprach und bezahlte, half ihm so wenig, als sein Milton und Horaz, nebst einem Hemde in der Tasche, sein einzig Gepäck.

Dennoch schritt er froh und muthig vorwärts, so lange ein Geld und seine Gesundheit ausreichten, entzückt über Englands Naturreize, seine Freiheit, das blühende Menschengeschlecht, seine Industrie, Einrichtungen und den Comfort, von dem er so wenig genoß. An Entbehrungen und Verachtung gewöhnt, ließ er sich ruhig erzählen, wie der Schornsteinfeger, der vor ihm in dem Bette geschlafen, in welchem er die Ehre haben sollte zu liegen, sich nicht wie ein Gentleman, sondern sogar — Nobleman aufgeführt, was das Trinkgeld betrifft: und war doch Morgens wieder froh und glücklich, wenn er auf einer sonnigen Höhe unter einem schattigen Baume seinen Milton, angehaucht von englischer Luft, lesen konnte, oder seinen Horaz, dessen Reize, meinte man damals, den Geist in jeder Zeit, in jeder Luft erquicken müßten.

Nach unsern Begriffen sah unser Landsmann weniger von England, als der flüchtigste Tourist unserer Tage. Und doch war diese Reise jener Zeit eine Begebenheit. Nachdem er in der Höhle von Castleton eine Erkältung sich zugezogen, welche auf seine Gesundheit von dauernden Folgen war, kehrte er, auf der Outside und in der Schoßstelle einer Stagecoach jämmerlich zusammengeschüttelt, nach London, und nachdem sein Geld ausgegangen, eiligst nach Deutschland zurück.

Der Reisende war Carl Philipp Moritz, damals Conrector am Grauen Kloster in Berlin, etwa achtundzwanzig Jahre alt. Die Reise hatte er bestritten mit dem Honorar für seine »Deutsche Sprachlehre für Damen«, und noch im Jahr seiner Rückkehr erschien seine »Reise eines Deutschen in England«, in welcher die Schilderung jener Höhle in Derbyshire, allerdings ein Meisterstück in seiner Art, objectiv eigentlich das einzige Bedeutende ist. Aber Moritz war einer der ersten Deutschen, welche eine Reisebeschreibung aus England, und zwar nach eigener Anschauung geliefert; seine ganze Subjec-

tivität spricht sich darin in so eigenthümlicher Weise aus, daß man auch heute noch dieses seltsame Buch nicht ohne Theilnahme aus der Hand legt, obgleich man über den Gegenstand, den es behandelt, wenig mehr erfährt, als wie die Themse sich krümmt, die Straßen sich schlängeln und vor sechszig Jahren von außen die Häuser aussahen, in deren Inneres zu blicken dem Reisenden nicht vergönnt war. Seiner Zeit ward Moritz' Reisebuch, das mehre Auflagen erlebte, von der deutschen Lesewelt verschlungen, wie nur die Reisen des Fürsten Pückler und der Gräfin Hahn.

Und in England, das den armen Wanderer als Bettler und Vagabonden von seinen gastlichen Heerden stieß, lebte seine Erscheinung und Erinnerung nach ihm noch ein Menschenalter und darüber fort; sie lebt vielleicht noch heute. Moritz ward unter allen deutschen Schriftstellern der bekannteste und gelesenste. Zu auffällig war diese Erscheinung vom Continent dem Britten gewesen, daß er ihr nicht eine Aufmerksamkeit schenken sollen, auf die der arme Moritz, als er dort war, wirklich nicht gerechnet hatte. Wenn auf den Volkstheatern ein langer Mann mit hohen Wasserstiefeln, in grauem Überrock, einen Knotenstock in der Hand, über die Bretter schritt und den Horaz aus der Tasche zog, um auf einem Stein am Wege darin zu lesen, so lächelte das Publicum: das ist der deutsche Professor.

Diese komische Erscheinung verschwand wieder; aber der deutsche Professor ist nicht verschwunden. Bezaubert von der Schönheit der Themseufer bei Richmond, schrieb Moritz: »O Richmond, Richmond! nie werde ich den Abend vergessen, wo du von deinen Hügeln so sanft auf mich herablächeltest, und mich allen Kummer vergessen ließest, da ich an dem blumigten Ufer der Themse voll Entzückung auf und niederging. O ihr blühenden, jugendlichen Wangen, ihr grünen Wiesen,

und ihr Ströme in diesem glücklichen Lande, wie habt ihr mich bezaubert!« Den Engländer dünkte dieses Lob aus dem Munde des Fremden (vielleicht dachte er, des Barbaren) so poetisch schön, daß es in einen Wegweiser durch London aufgenommen ward, der, alljährig immer aufs Neue abgedruckt, in vielen hunderttausend Exemplaren Carl Philipp Moritz dem Engländer bekannt machte, während Klopstock, Herder, Göthe und Schiller ihm lange fremde, unbekannte Größen blieben.

Vier Jahre später, im November 1786, ritt ein junger deutscher Schriftsteller von den Tibermündungen, die er mit einer Gesellschaft von Freunden besucht, nach Rom zurück. In der Nähe des Pantheons stürzte sein Pferd auf dem ausgeglätteten, von einem Staubregen schlüpfrig gewordenen antiken Pflaster. Er brach den linken Arm, und mußte bis zum Frühjahr das Bett hüten. Er war in Rom nicht verlassen. Sein Name war hier schon bekannt, seine Schriften geachtet; sein lebendiger, reicher, rastloser Geist, mit welchem er die Wunderwerke des alten Roms, die Kunstschöpfungen seiner zweiten Blüthe durchforschte, sichtete, sich und Andern erklärte, hatte ihm Freunde unter den Künstlern aller Nationen verschafft. Man beeiferte sich, ihn zu trösten, zu unterstützen. Nicht hier allein, auch in seinem Wohnort, Berlin, regte sich, nachdem sein Unfall bekannt geworden, die lebendigste Theilnahme für den Verunglückten, außer den körperlichen Schmerzen, auch durch andere Noth Gedrückten. Biester sammelte für ihn unter den angesehensten Männern Berlins, und sandte ihm zweihundert Thaler, die er nicht allein zu seinem Unterhalt, sondern, auf den Wunsch der Freunde, auch zu einer Reise nach Neapel, wenn er genesen, verwenden möchte.

Niemandes Zuspruch aber war ihm erquickender, als der

Göthe's, welcher zur selben Zeit in Rom eintraf. »Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen. Wie ein wohlthätiger Genius konnte mir Göthe nirgend gewünschter erscheinen, als hier,« schreibt Moritz voll Entzücken nach Haus. Göthe schreibt nur: »Moritz ist hier, der uns durch die Wanderungen nach England merkwürdig geworden. Es ist ein reiner, trefflicher Mann, an dem wir viel Freude haben.« So in seiner spätern vornehm-kühlen Art Göthe über einen seiner glühendsten Verehrer, während er sich weitläufig in Entzückungen über Maler aus der Zopfzeit und ihre längst wieder verschwundenen Werke ausläßt. Aber durch die That gesteht er mehr, als durch jene Worte. Göthe war Moritz' treuer Pfleger auf dem Krankenlager. »Was ich diese vierzig Tage, heißt es an anderer Stelle, bei diesem Leidenden als Wärter, Beichtvater und Vertrauter, als Finanzminister und Geheimer Secretair erfahren und gelernt, mag uns in der Folge zu Gute kommen.« Später räumt er ein, daß er seine Iphigenia in Jamben zu übersetzen ohne Moritz' Prosodie nie gewagt haben würde, und daß er am Krankenbette des Verfassers einen Leitstern gefunden, der ganz mit seinen Empfindungen übereinstimmte.

Moritz war auch damals noch ein armer deutscher Gelehrter, an dessen Körper Krankheit, Sorgen, der Fluch einer unglückseligen Erziehung, an dessen geistiger Ausbildung eine unersättliche proteische Phantasie gezehrt hatte: und Göthe war der berühmte Dichter, von Glück, Geist, Verhältnissen gleichmäßig gehoben. Der Mann, auf den die Natur ihren schönsten Stempel gedrückt, der Göthe von Weimar, welcher eben seine Iphigenia vollendete, welcher, um Italiens Wonne ungestört zu genießen, in einer Art Incognito reiste, damals, in der Blüthe seines Mannesalters, konnte mit dem verkümmerten, jüngeren Gelehrten, der erst alle Kräfte anstrengte,

um aus erdrückenden Verhältnissen zu geistiger Freiheit, zur Klarheit mit sich, zur Bedeutung in seinem Vaterlande sich aufzuringen, nicht den Freundschaftsbund schließen, welcher auf ein Ebenmaß von Forderungen und Ansprüchen gegründet ist. Aber Ansprüche auf Göthe's Achtung hatte der Mann, dessen Geist aus solchem Druck sich schon so eigenthümlich gehoben hatte, der schon so weit über dem ästhetischen Niveau seiner Zeit stand, daß sie, um der Anerkennung überhoben zu sein, ihn als einen Sonderling gern bei Seite geschoben hätte. Ein Mann, welcher in einer ersten Kritik die Welt neuer sinnlicher und sinniger Naturanschauungen, die Göthe im Werther der Poesie aufschloß, im vollsten dichterischen Sinne gewürdigt hatte, ein Mann, ein deutscher Philologe, ein Berliner Conrector aus den achtziger Jahren, der es wagte (und in Rom wagte) auszusprechen, daß ihm der Geist der römischen Geschichte erst klar und lebendig vor Augen getreten, als er Shakspeare's Julius Cäsar am Capitole las!

Beide hatten ein Ziel, sie führte nach Italien eine Liebe und Begeisterung für das Schöne in seiner menschlich schönsten Entwickelung, in seinen erhabensten Monumenten, welche eine zwiefache Vergangenheit dort zurückließ. Aber Göthe kam wie ein Mann, der dasselbe längst in seinem innern Organismus selbstständig gefunden, der, zufrieden, gesättigt davon, ausruhen wollte, genießen, indem er die Offenbarungen des Schönheitsgefühls in einer andern Nation, in den stummen Zeugen aus einer untergegangenen Welt vergleichend betrachtete. Moritz kam zu suchen, was er noch nicht gefunden, die Harmonieen, wonach er mit heißer Sehnsucht aus den Mißklängen seines zerrissenen kranken Daseins verlangte. Beide fanden, was sie wollten, beide die Befriedigung, nach der sie trachteten; von beiden besitzen wir die Ergüsse ihrer Gefühle und Anschauungen in zwei gleichzeitig

erschienenen Reisebeschreibungen, die immer ihren Werth behalten werden. Und doch wie verschieden sind sie als Producte! Göthe sagt: »Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. — Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude. Mir wenigstens ist es, als wenn ich die Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte als hier. Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben.« Er wiegt sich, wenn er schildert, wie ein Vogel, der in den lauen Lüften spielt; er spielt auch zuweilen, weil er zu sicher ist. Moritz gelangt zum selben Endurtheil. Auch er sagt: »Alles stimmt doch hier zusammen, um den Geist zu der Betrachtung des Großen und Schönen zu erheben.« Aber er muß ringen und kämpfen, immerfort lernen. Seine sonst so gefügige, warme Sprache bricht sich an der Masse der Gegenstände, die er zu überwältigen hat; sie wird oft rauh, trocken, und nur zuweilen strömt das innere Feuer in dichterischen Ergüssen, im vollendetsten Ausdruck des innern Wohlbehagens aus. Auch Göthe hat viel gelernt in Italien, aber ein größerer Dichter, als er für Deutschland schon war, kehrte er nicht zurück. Moritz erkannte hier, daß er kein Dichter sei: aber der Begriff des Schönen gedieh in ihm zur dichterischen Anschauung, und er legte sie nieder in seinen theoretischen Werken.

Moritz beschied sich selbst, wo er fühlte, daß seine Kraft nicht ausreiche; den Humor des Carnevals zu schildern, gestand er, versage ihm seine Feder, und er verweist auf die Beschreibung des Dichters, der allein fähig sei, die bunten Bilder des muthwilligsten Lebens in Schriftzügen wieder lebendig zu machen.

Mit Wehmuth scheidet Moritz von Rom. Er hat vom Thurm des Capitols an Herders Seite im Abendroth Abschied

von der alten Weltstadt genommen. »Mag denn der Vorhang fallen, ruft er, wenn das Schauspiel vollendet ist — tief in die Seele streckt sich das entschwundene Bild, und die erhabene Musik beginnt, worin des Abschieds Kummer und jeder Schmerz sich auflöst.« Er war auch für sein äußeres Schicksal nicht umsonst in Rom gewesen. Von Göthe noch dort der herzoglich Weimarschen Familie vorgestellt, fand er in Weimar selbst, bei der Rückreise, in Göthe's Hause eine ehrende, liebreiche Aufnahme und Unterstützung, und kehrte mit Empfehlungen des Herzogs und Göthe's nach Berlin zurück.

Diesen verdankte Moritz, daß man ihn hier nun auch als einen berühmten Mann erkannte und ihm Ehren zu Theil werden ließ, nach denen sein Sinn, nicht unempfänglich dafür, bis dahin vergebens gestrebt. — Wer war Moritz? Wie war er nach Berlin gekommen?

Am Waisenhause in Potsdam war 1778 ein junger Lehrer aus Dessau vom Pädagogium herübergekommen, mit dem man eigentlich nicht recht wußte, was man mit ihm anfangen solle. Noch weniger schien er zu wissen, was er mit den Waisenkindern anfangen solle. Ein excentrischer Mensch, sagten die Leute; er lief Tage lang in Wind und Wetter umher, schrie Monologe aus König Lear und Ugolino in den Sturm, und schlief mehr als eine Nacht unter freiem Himmel. Man war froh, und er auch, als er eines Morgens vom Waisenhause Abschied nahm, und, mit einem Empfehlungsbriefe an den Consistorialrath Teller in der Tasche, die Reise von Potsdam nach Berlin antrat. Auf diesem beschwerlichen und langen Wege durch ermüdenden Sand nährte er sich von den Wurzeln auf dem Felde. Es war nicht das erste Mal.

Sein Vertrauen hatte ihn nicht getäuscht. Büsching, damals Rector des Grauen Klosters, fand an dem aufgeweck-

ten jungen Manne Gefallen. Er erhielt eine Lehrerstelle mit zweihundertundfunfzig Thaler Gehalt, eine Summe, die Moritz ungeheuer dünkte, und schon ein Jahr darauf ward er Conrector an der Schule des Grauen Klosters. Man war mit ihm zufrieden, seine Schüler liebten, verehrten ihn: er aber war bald nicht zufrieden, er langweilte sich. Wann er konnte, war er auf Reisen, immer zu Fuß, und wenn er Geld erhielt, so hatte er es nicht mehr. Mäßiger konnte Niemand leben, auch nicht unordentlicher. Auf seinen Anzug verwandte er außerordentlich viel; da er jedoch ein neues Kleid Tag für Tag anzog, in jedem Wetter, auch darin auf seinem Kanapee schlief, so war er niemals gut gekleidet. Ein kostbarer Pelz, den er für sein künftiges Gehalt gekauft, diente ihm schon in der nächsten Nacht als Deckbett und am Tage darauf als Pudermantel.

Moritz schrieb, dichtete und predigte. Als Freimaurer fanden seine Reden Theilnahme. Seine Predigten waren einfach und populär, gewöhnlich hatte er sich nicht länger als ein paar Stunden vorbereitet. Zuweilen auch, daß er sein Versprechen, die Predigt zu übernehmen, vergessen, und man ihn aus dem Bette holen mußte, während der Gesang schon begann. »Er predigte zum Herzen, sagt ein Zeuge, aber ansehen durfte man ihn dabei nicht, wenn man nicht unwillkürlich auflachen wollte.« In seinen ungeschickten Gesten warf er nicht selten die Bibel von der Kanzel. Doch war die Kirche, wenn er predigte, immer gedrängt voll. Die Masse erbaute sich an seiner Wärme, der Gebildete an den Gedanken. Sechs Gedichte auf Friedrich den Großen verschafften ihm ein gnädiges Handschreiben, in welchem der König die merkwürdigen Worte spricht: »Bemühten sich alle deutschen Dichter ihren Stil so zu bilden, wie Ihr, so würde die deutsche Sprache bald mit andern Sprachen wetteifern

können.« Übrigens waren es schlechte Gedichte. Moritz selbst erklärte sie dafür.

Dieser Ruhm und der Ruf, den seine Reise nach England ihm verschaffte, konnte indeß Moritz mit seinen Collegen nicht versöhnen, welche durch seine Sonderbarkeiten auf den Kern seines Wesens zu dringen sich abschrecken ließen. Er hatte unter ihnen keine Freunde; diese mußte er sich unter den begabteren seiner Schüler suchen, denen er auf Spaziergängen in geistreich sprudelnder Unterhaltung mehr Kenntnisse und Gedanken beibrachte, als in allen seinen Lehrstunden.

Mit der Welt und sich unzufrieden, strebte er nach einer andern hinaus; aber einstweilen war doch sein Ehrgeiz, Professor am wirklichen Gymnasium zu werden. Büsching, der ihm noch immer wohl wollte, verlangte, er solle zuvor einer Hauptwissenschaft sich ganz widmen. Dann wäre er nicht mehr Moritz gewesen, zu dessen Vortrag über Sprache und schöne Wissenschaften, zu dessen geistreichen Erklärungen des Horaz die Schüler sich drängten. Wenn er eine Ode mit ihnen durchgegangen war, wenn sein Herz über die Lippen floß voll Bewunderung des göttlichen Horaz, rief er wohl aus: Kinder, das ist zu schön, das läßt sich nicht sprechen, das müssen wir singen, um es ganz zu genießen! Und Lehrer und Schüler sangen mit einander aus voller Kehle, daß die alten Mauern des Grauen Klosters wiederdröhnten, und die Lehrer in den Nachbarklassen aufhören mußten. Kein Wunder, daß die Gymnasiasten zu seinen Vorträgen sich drängten. Er machte seine Schüler mit den Meisterwerken der vaterländischen Literatur bekannt, er bildete ihren Geschmack für das Edle und Schöne, er flößte ihnen eine heilige Liebe für ihre Muttersprache ein, und bewies, daß sie an Reichthum und Würde mit allen Sprachen sich messen könne. Aber es schickte sich nicht für den Lehrer einer gelehrten Schule, das Deutsche dem

Lateinischen gleich zu stellen. Er bilde die jungen Leute zu Belletristen, nicht zu Gelehrten, warnte man die Eltern. Der Conrector fühlte sich unglücklich, er verbrachte Tage lang hinbrütend auf seinem Bette, seiner wild abschweifenden Phantasie huldigend. Er wollte nach Ostindien, nach Amerika das Leben eines Bootsknechts sei besser, als das eines Conrectors. Ulyß war heute sein Ideal, morgen wollte er Soldat werden; dann überschlichen ihn trübe Gedanken, die nicht zum ersten Mal versuchend sich ihm genaht, die seit dem Lesen des Werther schon oft dämonisch angeklopft hatten.

Mendelssohn war es, der ihn sich selbst wiedergab, der ihn lehrte, sich an den Augenblick zu halten und in sich den Quell der lautersten Freude zu suchen. Er hielt nun öffentlich Vorlesungen über deutsche Sprache und schöne Wissenschaften; auch für Damen über den Accusativ und Dativ, da unsere Großmütter über den Unterschied des mir und mich in bedenklichen Gewissenszweifeln schwebten, die noch heute nicht überall gelöst sein sollen. Anleitungen zum Briefschreiben, sogar Untersuchungen über den Märkischen Dialect beschäftigten ihn, während eine neue Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, da die Sulzersche ihm nicht genügte, Moritz beständig als Lebensaufgabe vor der Seele schwebte.

Aber die Ehrbegierde dieser Welt ward in einem unmuthigen Augenblicke mächtiger, als alle Theorieen. Er wollte nicht mehr Conrector an der cölnischen Schule, er wollte durchaus Professor am Gymnasium, den andern Lehrern gleichgestellt, sein. Trotz aller vernünftigen Mahnungen seiner Freunde, trotz Büschings ernsten Vorstellungen dagegen, setzte er es beim Berliner Magistrat, dem Patron des Gymnasiums, durch, und opferte ein sicheres Einkommen von dreihundertunddreißig Thalern einer Professur, die nur einhundertundzwanzig Thaler eintrug, und der Hoffnung, durch schrift-

stellerische Arbeiten das, was ihm fehlte (und das war immer viel), zu erwerben.

Er hielt wieder Vorlesungen, diesmal auch historische. Auf Büschings erneutes Andrängen, sich ein Hauptfach zu wählen, hatte er die Geschichte genannt. Sie war ihm ziemlich fremd. Was er um fünf Uhr Nachmittags vortrug, darauf präparirte er sich, auch lernte er es vielleicht erst, von zwei bis drei in der Allgemeinen Weltgeschichte. Dennoch riß er mit sich fort, wenn das Thema für ihn selbst interessant war; bei gewöhnlichen Kriegs- und Friedensbegebenheiten verfiel er in einen schläfrigen Ton. Auch seine Zuhörer schliefen nicht selten ein.

Der Dichter Burmann, seiner Zeit eine Notabilität in der Berliner Literatur, hatte die Redaction der Vossischen Zeitung aufgegeben. Man bot sie Moritz an. Eine neue Phantasie tauchte in seinem lebendigen Geiste auf, eine, welche ihn unserer Gegenwart näher bringt. Ein Blatt für das Volk zu schreiben, dünkte ihm schon längst eine würdige Aufgabe. So viele elende Scribenten hatten die große Idee mißbraucht. Aber als Zeitungsschreiber konnte er ganz ihr sich widmen; das Amt schien ihm plötzlich das ehrenwertheste im Staate. Hatte ja auch Lessing eine kurze Zeit über die Vossische Zeitung redigirt. Sie sollte unter ihm, wie er in einem besonders darüber herausgegebenen Programm sagt: »der Mund werden, wodurch zu dem Volke gepredigt, und die Stimme der Wahrheit in die Paläste der Großen, in die Hütten der Niedrigen bringen; das unbestechliche Tribunal, wo Tugend und Laster unparteiisch geprüft, edle Handlungen gepriesen, Unterdrückung, Bosheit, Ungerechtigkeit, Weichlichkeit und Üppigkeit mit Verachtung und Schande gebrandmarkt werden sollten.« — Es heißt, mit einem prophetischen Blicke in die Zukunft, in einer seiner Ankündigungen:

wenn je das Menschengeschlecht vervollkommt werden könne, so müsse es von dieser Seite geschehen. Merkwürdig ist, daß Moritz, vielleicht der erste Deutsche in der modernen Zeit, auch die Verhandlungen vor den Gerichten, insofern sie zur öffentlichen Behandlung sich eigneten, in die Zeitung aufnehmen wollte. Daß es nichts Öffentliches gab, war seiner Phantasie entgegen; die Vorstellung hatte er aus England herübergenommen.

Moritz vollbrachte es nicht, sein Unternehmen scheiterte an der Censur: nicht an der Friedrich des Großen, die keinen Fortschritt hemmen wollte, auch dann nicht, wenn er den Ansichten des Königs entgegen war: sondern an der Censur des Publicums. Moritz hatte die Staatsactionen, welche man damals Politik nannte, zu sehr gekürzt, um die Aufmerksamkeit auf ausgezeichnete Menschen, edle Handlungen, auf Genius und Talent mehr hinzulenken. Das große Publicum aber wollte Staatsactionen und nicht Moral und Fortschrittsprincipien, die Gelehrten hielt es für abgesonderte Wesen, die nicht zu ihm, und noch weniger in die Zeitungen gehörten. Das Theaterpublicum aber, und an seiner Spitze der damalige Director Döbbelin, war empört über Moritz' Theaterkritik. Daß er des Directors Matadorstücke, Kabale und Liebe und die Räuber, verketzerte — deren häufige Wiederholung Moritz allerdings zu heftig tadelte *), als für Geschmack und Sitten schädlich — setzte Döbbelin dermaßen in Wuth, daß er einst im Parterre einen ernsthaften Angriff gegen den Kritiker unternahm, freilich nur mit Worten und

---

*) Moritz galt damals als ein gefährlicher Gegner des jugendlichen Schiller, was besonders das Theaterpublicum ihm sehr verübelte. Schiller selbst war höchst empfindlich über die Kritik der Vossischen Zeitung. Indessen verständigten sich Moritz und Schiller später, als jener diesen bei einer Reise in Leipzig kennen lernte, und beide schieden als Freunde.

nur indirect gegen ihn gerichtet, aber so angethan, daß er bei einer minderen Gelassenheit von Seiten Moritz' leicht in Thätlichkeiten übergegangen wäre. Weit schlimmer: die Abonnenten gingen ab, weil sie schon damals keine Verbesserung der Vossischen Zeitung wollten, und Herr Voß sah sich genöthigt, Moritz zu entlassen, und Alles wiederherzustellen, wie es war.

Sein Streben in Ehren, so war Moritz, seines klaren, körnigen Stils, der Wärme, Einfachheit und Natürlichkeit seiner Darstellung ungeachtet, doch schwerlich, um als Schriftsteller auf die große Masse zu wirken, in dem Augenblicke der Mann, wo sein Kopf mit den Ideen einer neuen Theorie der schönen Künste schwanger ging.

Die Vereitelung seiner Hoffnungen schmerzte ihn tief. Er isolirte sich aufs Neue, verschloß sich vor der Welt in ein Gartenhaus, seinen Grillen, seiner Melancholie, aber auch seiner Arbeit lebend. Er arbeitete viel und schnell: gegen fünfzig selbstständige Bücher hat er, außer vielen Übersetzungen, in dreizehn Jahren geschrieben; weil er des Geldes willen arbeiten mußte, fehlt den Werken der Stempel, und nicht allein der letzte, der Vollendung. Durch neue Fußreisen, Flußbäder, im Winter durch kalte Wannenbäder, die oft erst aufgeeist werden mußten, glaubte er seine physische und psychische Gesundheit wieder herzustellen. Aber der Drang nach Veränderung, die Sehnsucht nach Italien war mächtiger als Alles. Bei jedem Bogen, den er in die Druckerei schickte, berechnete er, wie viel er noch schreiben müsse, um mit dem Honorar nach Italien reisen zu können. Eine unglückliche Liebe, seine erste, kam hinzu. »Ich muß fort, wenn ich nicht zu Grunde gehen will,« schrieb er und brach rasch alle Fesseln. Ohne Urlaub entfloh er mit Extrapost aus Berlin, schrieb von Braunschweig aus an den Magistrat um seine

Entlassung, und mit hundert Thalern, seinen Ersparnissen, zu denen Campe, a Conto einer künftigen Reisebeschreibung, einen Vorschuß von hundertfünfzig hinzufügte, unternahm er die Reise nach Italien, um zwei Jahre daselbst zu bleiben.

Wir sahen ihn dort; wir finden ihn, weil er vom Herzog von Weimar und Göthe empfohlen ist, als berühmten Mann empfangen in Berlin wieder. Damit ging eine Prophezeihung in Erfüllung, welche ein mystischer Italienischer Graf, Lanfranki, vor Jahren Moritz in Berlin gestellt. Durch den Minister von Heinitz ward er Professor der Theorie der schönen Künste und Alterthumskunde in der Akademie der bildenden Künste; das Reglement dieser Akademie ist sein Werk. Er ward Secretär derselben, dann auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften, einer seiner höchsten Wünsche; ja endlich sogar königlich preußischer Hofrath. »Und, sagt sein Biograph, sein Ehrgeiz war nun ganz befriedigt, und er war so glücklich, als ein Mensch von seinem Charakter sein kann.«

Weiter nichts? fragen mich Viele. Weshalb denn einen Mann aus der Vergessenheit vorrufen, der vielleicht seiner Zeit von Bedeutung war, dessen Persönlichkeit und Werke aber im großen Strom der Bildung untergegangen sind? Und wenn er für seine Stadt eine Notabilität war, so gehört er in das gelehrte Berlin; wozu aber eine allgemeinere Aufmerksamkeit für ihn aufrufen wollen? — Moritz ist als Schriftsteller nicht untergegangen. Zwar leben von seinen fünfzig Werken nur wenige fort, seine Reisebeschreibungen sind veraltet, seine Schulbücher und Grammatiken von andern verdrängt; aber eines, wer kennt es nicht? Moritz' Götterlehre, lebt in immer erneuten Auflagen. Ja das schönste Zeugniß für den frischen Geist, mit welchem Moritz damals den deutschen Kunstfleiß zum Studium der Antiken zurückzu-

führen bestrebt war, ist die Antwort unseres Schinkel, die er einst auf die Frage gab, woher er die meisten Anschauungen seiner genialen Compositionen entnommen? Aus Moritz Götterlehre, sagte er unbefangen denen, welche ein tiefsinniges, gelehrtes Studium verborgener Quellen erwarteten.

Es giebt Persönlichkeiten, die für kommende Generationen leben, auch ohne Werke von ewiger Dauer hinterlassen zu haben. Der Zauber ihres Umganges, die Macht ihres Wortes, die anregende Kraft ihrer Lehre lebt in und durch ihre Schüler fort. Wir sind entfernt davon, den Mann, von dem wir sprechen, mit den großen Wohlthätern des Menschengeschlechts zu vergleichen, die keine Schrift hinterließen, und doch über alle Schrift hinaus leben: aber auch Moritz war ein Mann, der durch seine anregende Persönlichkeit, durch den Zauber seiner Unterhaltung mehr und weiter auf die kommende Zeit gewirkt hat, als durch seine unvollkommnen Werke. So giebt seine gedruckte Reisebeschreibung, nach Versicherung Aller, die ihn gehört, nur ein schwaches Bild von dem Feuer, der enthusiastischen Liebe, mit welcher er von Italien, dem goldenen Lande der Kunst, sprach und seine Zuhörer fortriß. Viele seiner Gedanken und Anschauungen sind Gemeingut geworden, wir gebrauchen sie, ohne zu wissen, wem wir sie verdanken. So war er der Schöpfer einer deutschen Prosodie; für die deutsche Grammatik suchte er nach Wurzeln auf vaterländischem Grund und Boden; er führte uns die mythologischen Gebilde der Alten zuerst in einem anmuthigen, Allen verständlichen Reigen vor; die ewigen Gesetze des Schönen, das keinem Zwecke unterthan sei, suchte er zu ergründen: Alles verdienstliche Bestrebungen, aber nicht die, welche ihn über seine Zeitgenossen hinaushoben. Zwar unter jenen Gelehrten des vorigen Jahrhunderts in einer Reihe genannt, den Mendelssohn, Sulzer, Büsching,

Meierotto, Biester, Gedike, Engel, Nicolai u. A., welche hier die Humanität an der milden Sonne der Aufklärung pflegten, war der Verehrer Shakspeare's, der Bewunderer Göthe's doch nicht ihres Gleichen; sein Streben ging hinaus über diesen Kreis, in welchem Shakspeare noch als großes, aber verdorbenes Genie galt, ohne Schönheitssinn, Göthe als extravaganter Dichter. Selbst nicht Poet und Philosoph, selbst noch befangen in den Vorstellungen der Zeit, durch Kränklichkeit und eine schlechte Erziehung in seiner geistigen Spannkraft gelähmt, fühlte er doch, daß das, was hier geschah, den Geist nicht so erhebe, wie es ihm Bedürfniß war, daß es anderer Potenzen bedürfe, ihn zu neuer großartigerer Schöpferkraft zu stählen. Ihm genügte nicht, was er um sich fand: aber im Suchen vergaß er, was er suchte. Unruhig, unstet tappte er umher, er klopfte hier an, er riß dort auf: zu einem Ziele kam er nicht. Er wollte Volksschriftsteller werden, er sprach die Sprache, die Jedem zum Herzen dringt, weil sie freier Erguß des Gefühls ist, das Product der Nothwendigkeit: und doch wollte er sie wieder in Regeln zwängen. Den Werth der deutschen Mutterlaute, der Volkslieder, erhob er in begeisterter Vertheidigung gegen die Pedanterie der lateinischen Gelehrsamkeit: er konnte sich doch nicht losmachen von der Autorität des Horaz. Die Aufklärung, die er vorfand, wollte er aus ihrer Mattigkeit, aus trivialer Sentimentalität herausreißen, sie körnigen durch Anschauung der Dinge, wie sie sind, mit dem ernstesten psychologischen Studium vertiefte er sich in die Natur der Erscheinungen: aber wo er auf dem sichersten Wege schien, verführte ihn seine Phantasie, und er verfiel in Visionen. Mit einer mächtigen Einbildungskraft drang er in die erscheinende Natur, er erfaßte ihren Nerv, er berauschte sich an den Tönen des Sturmes und des Donners, das

ewige Weh der Menschenbrust, das dem Romantiker durch die Harmonieen der Sphären wiederklingt, der Schmerz der unerlösten Natur klang auch an sein wundes Herz, er wühlte das alte Chaos auf, um die Schöpfung zu besingen: aber dieser lang genährte Gedanke mußte vor dem der Schönheit weichen, nach deren Theorieen er suchen ging.

Moritz war der unbewußte Vermittler, der Übergang aus der abgelebten philosophischen Humanitätsperiode zur Romantik, zur Naturphilosophie. In ihm gährte die Revolution, welche der Philosophie und Dichtung bevorstand: aber die Elemente, die aus ihm herauswollten, fanden an den eingesogenen Muttervorstellungen noch zu starken Widerstand, und, das Schmerzlichste für ihn! eine verkehrte Bildung hatte seine schöpferische Kraft gelähmt. Seine Phantasie fand wohl heute im Glauben Nahrung, aber morgen sprang sie wieder zur Kritik über; das Chaos berauschte ihn heute, aber morgen fand er wieder sein höchstes Vergnügen, den schön gegliederten Organismus der Dinge zu verfolgen *).

Nur auf einem Wege hat er etwas erschaffen, was auch als Kunstwerk Anspruch auf längere Dauer hat, als er seine Kräfte nicht nach außen, sondern nach innen wandte, als er mit seinen psychologischen Studien sich selbst zu ergründen suchte, und in seinem Anton Reiser für sein Magazin zur Erfahrungsseelenlehre den vollwichtigsten Beitrag lieferte.

Es ist dieses Buch, welches mich angeregt, Carl Philipp Moritz, der unter dem Namen Anton Reiser sein Leben beschrieb und darin sein geistiges Vermächtniß den Zeitgenossen

*) An eine seiner verdienstlichsten Vermittelungen ist neuerdings wieder erinnert worden. Jean Paul, als neuauftretender Schriftsteller überall zurückgewiesen von den Koryphäen der Literatur, der Bildung und des Buchhandels, fand in Moritz einen ersten Mann, der seinen Genius erkannte, würdigte und für seine Manuscripte einen Verleger gewann.

niederlegte, zum Gegenstande dieser Betrachtung zu wählen. Einst von Allen gekannt, geschätzt, ein Gemeingut der gebildeten Deutschen, von Göthe belobt, ein Seitenstück zu Jung-Stillings Jugendgeschichte, scheint es der jüngeren Generation fast ganz aus dem Auge entrückt. Und doch ein biographisches Werk, aus selbst eigener ächt deutscher Anschauung hervorgegangen, wie unsere Literatur noch kein zweites besitzt. Ich kenne viele mir Gleichgesinnte, die in ihrer Jugend mit Entzücken es verschlangen, mit der tiefsten Rührung es fortlegten, mit neuem Genuß es wieder ergriffen; die Bilder daraus mit unvergänglicher Schrift begleiteten sie durchs Leben, und wenn sie es im Mannesalter wieder aufschlugen, übte es dieselben Reize: als klänge wieder wehmüthig, lieblich, lockend eine längst entschwundene Zeit, eine Jugend mit kühnen Träumen und stiller Genügsamkeit, mit Sehnsucht, Hoffnungen, Wundern, wie sie nicht wiederkehrt, wie unsere Jugend sie nicht mehr durchlebt, wie sie überhaupt nur in einer Jugend möglich war, der deutschen.

Ich mag mich täuschen, wenn ich der jetzigen Generation das Buch empfehle. Ich höre schon Stimmen, die, unwillig darin blätternd, mich fragen: was soll uns das interessiren? der Verfasser spricht ja nur von sich selbst und seinen Empfindungen? Allerdings sind es Memoiren, weit verschieden von dem, was wir heute darunter verstehen. Heute betrachtet der Einzelne sich als ein Theil des Ganzen, er knüpft seine kleinen Schicksale, seine Gedanken an die Geschicke, die Strömungen der Zeit, ein Individuum pulst mit dem Lebensstrom seines Volkes, ja der ganzen Geschichte; was natürlicher, als daß er sein Ich aus dem Kleinleben heraus möglichst hervorhebt und es in das Größere, Allgemeine zu verweben sucht? In den heutigen Biographieen bekannter Männer spiegelt sich mehr oder minder das ganze Bild ihrer

Zeit wieder. Anders war es bei unsern Vätern. Wem sein Leben Bedeutung genug zu haben schien, um es zu beschreiben, der wandte seine ganze Betrachtung auf sich selbst zurück. Die Welt, die Geschichte, die Zeit ging ihren Gang für sich, das Individuum auch. Was hatte der Einzelne, namentlich ein Schriftsteller, ein Gelehrter sich um Königreiche und die Kämpfe der Staaten zu kümmern? Als Thatsachen verfielen sie ihm erst wieder, wenn sie längst geschehen waren, um sie in die Wissenschaft einzuregistriren. Seine Welt war in seiner Brust, in den kleinen Kreisen, in denen er sich bewegte. Mit unendlicher Gewissenhaftigkeit schürft er in seinen Empfindungen und Gedanken umher, nicht den Grund der Dinge zu finden, sondern sich Rechenschaft zu geben über sich selbst. Er ist achtsam auf die unbedeutendste Regung, er setzt allen Empfindungen, die er spürt, Daumschrauben auf, sie chemisch zu zersetzen, sie zu rechtfertigen oder zu verwerfen. Viele dürften diese Zeit loben und der unsern als Muster aufstellen, die des ungöttlichen, eitlen Strebens nach dem Unerreichbaren, des sündhaften Überhebens über ihre Kräfte angeklagt wird. Die Selbstbiographie Reisers dürfen diese Ankläger nicht zu ihren Gunsten citiren. Sie beweist nur (und das würden alle, mit gleicher Aufrichtigkeit geschrieben, beweisen), wie das Individuum auf diesem Wege zu keiner größeren Reinigung und Heiligung gedieh, vielmehr wie das Streben, seinem Ich Selbstbedeutung zu geben, auf diesem isolirten Wege der Eitelkeit noch mehr Thor und Thür öffnet, und der sich immer selbst Beschauende in weit ärgere Stricke und Versuchungen fällt, als wer in den Bestrebungen, also auch in den Thorheiten der Welt, mit der er lebt, sich fortbewegt.

Aber sollte das ohne Interesse sein, den beschaulichen Lebensproceß unserer Väter uns zu vergegenwärtigen, sei es auch nur, um ihn mit der ganz anderen Gegenwart zu

vergleichen? Zurückzublicken in die stillen Werkstätten beschränkter Häuslichkeit, aus der die Mehrzahl der Geister hervorging, die im deutschen Leben einen solchen Umschwung hervorgebracht? Wie sie kämpfen mußten mit Armuth, Kummer, Vorurtheil, wie aber das Licht, das zufällig in ihre Nacht schien, sie zu ungeheurer Anstrengung stählte; wie sie mit selbsteigener Kraft auf mühsamen Umwegen erst die Werkzeuge zur Arbeit sich schaffen mußten, die uns schon in den Kinderspielen an die Hand gegeben werden; wie sie sich Erziehungstheorieen bildeten, um sich zu erziehen. Beschränkt erscheinen uns ihre Wünsche, aber ihr Ehrgeiz loderte nicht weniger hell und heiß. Wenn uns die Höhen des Lebens, die sie erstrebten, ein Lächeln abnöthigen, für ihren Standpunkt waren es Berge. Der arme Knabe, dessen höchstes Ziel war, in die lateinische Schule zu gehen, möglicherweise die Universität zu beziehen, und der berauschende Gedanke, ein Mal die Kanzel zu besteigen, zu predigen vor der Gemeinde, oder sei es auch nur als Küster dem Prediger das Buch zu tragen! Wie dann Schritt für Schritt der Zauber verschwindet, mit ihren Wünschen ihre Zweifel bis zur Verzweiflung steigen! Wie so oft Katheder und Kanzel mit der Schaubühne vertauscht wurden! Dort glaubten sie die Welt zu finden, die Lösung des innern unbestimmten Dranges nach Thätigkeit und Freiheit. Wie sie aber so oft enttäuscht zurückkehrten! Nun ist die Welt nicht weit genug, sie wandern und reisen, Pilger ohne Ziel: aber der Muth erwacht wieder, und sie finden, nach manchen Irrfahrten, noch den rechten Weg. Wie reich an frischen Bildern dies Knabenleben in den Hütten, über deren niedrige Balken der Geist schon hinausfliegt! wie der Schüler in der geräuschvollen Werkstube des Handwerkers an dem einzigen Tische sitzt, beim matten Schein eines dünnen Talglichts in einer Ecke zum künftigen

Gelehrten sich vorbereitend, gestört hier vom Bügeleisen, das auf derselben Tischplatte zischend hin und her fährt, dort vom ehelichen Gezänk, und halb vielleicht hinhorchend, wo auf der Ofenbank die Muhmen schauerliche Märchen erzählen! Ja, die Schauer der Märchenwelt aus der Ammenstube spielen in dies Leben hinein. Ohne Glauben am Wunderbaren, wie könnte er die Drangsale überwinden! Nur durch unverhoffte Schläge des Glücks läßt sich das Ziel erreichen. Feen gehören nicht in diese Bürgerlichkeit; aber warum kann nicht ein Schatz noch immer gefunden werden?! Der Knabe kann einem dürftig aussehenden Fremden einen Dienst erweisen; der Fremde erkundigt sich nach seinem Namen, es klopft, er tritt ein, er wirft den Mantel ab — und ein Graf, ein Fürst erklärt, für sein Schicksal sorgen zu wollen! — Die Phantasie ist reich im Erfinden, sie begnügt sich aber auch mit Wenigem. Ist es kein Schatz, der im Dunkel flimmert, so ist's der Weihnachtsbaum hinter der verschlossenen Thür, ein Lieblingsgericht, ein neuer Rock, und der Sonntag, die Festtage mit ihrem Feierkleide, die frischen Reiser, der weiße Sand, die Glockentöne, der Spaziergang im Freien. Keine Armuth ist so arm, daß sie, bei gesundem Sinne, nicht reicher ist an Freuden als der Reichthum.

Wen erquickte nicht das stille Wehen des Hausgeistes, das Heimlich Trauliche der deutschen Gemüthswelt in Jung-Stillings Jugendleben? Verwandte Töne klingen auch durch Anton Reisers Knabenjahre. Aber es ist ein finsterer Hausgeist, der alle Freuden ihm verbittert. Mit unsäglichen physischen und moralischen Leiden muß er kämpfen; Alles häuft sich, den aufgeweckten, wißbegierigen Knaben zu erdrücken. Ausgestoßen aus der Reihe berechtigter Wesen, rächt sich seine Natur, indem sie in ihm eine Phantasie erweckt, die unstet schweifend die leblose Welt um ihn her belebt, und ihn heute

alle Wonnen der Seligkeit genießen läßt, um ihn morgen an den Abgrund der Verzweiflung zu reißen. Er macht alle Leiden der Einbildungskraft durch, eine Wonne, eine Plage, die ihn bis in sein Mannesalter begleitete, und zum Ersatz für die Verachtung der Welt sucht sein niedergedrückter Geist sich vor sich selbst eine Bedeutung zu erlügen. Da er als Mensch überall ausgestoßen, zertreten ist, hüllt er sich in eine Larve, er wird Schauspieler und spielt vor sich und Andern eine Rolle. Mißlingt die eine, so ist bald eine andere fertig, eine dritte, vierte, seine Erfindungsgabe ist unerschöpflich; denn die Hoffnung, daß doch einst seine eigene Wichtigkeit anerkannt werden müsse, erhebt sich nach allen Wetterschlägen aufs Neue. Das ist der rothe Faden in seinem Leben, der bis Berlin, bis an sein Grab sich fortspinnt.

Doch diese Träume und Nebelbilder sind nicht lasciver Art, es sind nicht gaukelnde Irrlichte auf faulem Sumpfboden, ihr Grund ist fest und gut: die deutsche Familie, das Haus, die Ehren, welche Kirche, Schule, Kunst und Staat damals einem Jünglinge bieten konnten. In Reisers Subjectivität spiegelt sich, ihm unbewußt, doch ein Mehres wieder, als er zu erzählen meint, eine kleine Welt von Ehemals, deren Schimmer schon verlöschen. Wir sehen das Schulwesen mit seinem mittelalterlichen Apparat, die Staatsactus, Reden, Komödien, die singenden Chorknaben, das stille Sectenwesen in den unteren Volksclassen und in denselben eine theologische und philosophische Bildung, freilich nur in Einzelnen, die, wegen ihrer Isolirtheit, starre, ungenießbare Erscheinungen bleiben, aber immer ein merkwürdiger Beleg des strebsamen Bildungsgeistes im deutschen Stamme, Erscheinungen, die in unserer industriellen Zeit ganz ausgegangen sind. Wo finden wir Schuhmacher, die über philosophische Systeme brüten, lateinisch sprechende Essigbrauergesellen, Candidaten, die nicht

nach Ämtern trachten, sondern sich vertiefen, ein langes kümmerliches Leben durch, über die Erklärung eines Wortes, einer dunkeln Stelle der heiligen Schrift? Die Gelehrtheit, wo sie Bildung wird, bringt ins Volk. Unter dieser schönen Einwirkung der neuen Geistesstrahlen auf eine rohe, aber gesunde Masse, wo Klopstock in den Werkstuben gelesen wird, Lessings Blitze bis in die untersten Schulstuben zünden, wo das Theater, ein anderes, als das heutige, mit Schauspielern, wie sie nicht wieder gekommen sind, das Volk erhebt, indem es ihm den Adel der Menschennatur, die Vorzüge seiner Sprache zeigt, und, wenn auch nur dürftig, doch schon einen Nationalstolz anzuflammen sucht: in dieser Zeit, sage ich, wo der Geist der deutschen Bildung, gehoben und getragen von mächtigen Genien, aus dem Gelehrtenstande ins Volk überging und hier, rohe, schroffe, aber noch nicht blasirte Gemüther findend, segensreich zu wirken anfing, in diese Zeit fällt Anton Reisers Jugendgeschichte.

Von armen Ältern 1757 im Hannöverschen geboren, lernte Anton, fast von der Wiege an, die Hölle auf Erden kennen. So erschien ihm die Ehe seines Vaters mit seiner Mutter. Die ersten Töne, die er vernahm, waren gegenseitige Flüche und Verwünschungen des unauflöslichen Bundes, welcher zwei, in ihrem Wesen und Ansichten ganz getrennte Personen verband. Der Grund waren ihre religiösen Stimmungen. Der Vater war ein Quietist, Anhänger der Lehren der Madame Guion, welche von ihren Jüngern ein völliges Ausgehen aus sich selbst und Eingehen in ein seliges Nichts, eine gänzliche Ertödtung aller Eigenheit und Eigenliebe fordert, und eine vollkommne, unselbstische Liebe zu Gott, woraus denn am Ende eine vollkommene selige Ruhe entstehe, das

Ziel unsers Lebens. Die Mutter, eine gute Lutheranerin, wollte Liebe und Achtung von ihrem Manne, und konnte sich nichts weniger als zur Selbsttödtung und Vernichtung ihrer Gefühle erheben. Der Mann war kalt und lieblos, sie zärtlich, empfindlich, leicht gekränkt. Sie hielt sich oft und gern für beleidigt, um ein gewisses Mitleiden mit sich selbst zu empfinden, eine Krankheit, die auf ihren Sohn forterbte. Der arme Knabe wußte nicht, an wen er sich halten sollte; jeder Theil suchte ihn dem verhaßten andern zu entreißen, aber keiner ihn durch Liebe an sich zu ziehen.

Diese trüben, ersten Eindrücke verwischten sich nie in seinem Leben, sie blieben der Quell zu schwarzen, melancholischen Gedanken. Er hatte auch keine Spielgenossen. Wenn sein Herz zu Andern ihn hinzog, hielt ihn das niederschlagende Gefühl der Verachtung zurück, die er von seinen Ältern erlitt, die Scham, in seinen armseligen, zerrissenen Kleidern den Glücklichern sich zu nähern. Die grüne Natur war seine erste Freundin, sie blieb auch seine letzte. Woher verlangte ich denn noch Liebe von meinen Ältern, fragt er, da ich ja nie deren gewohnt war, also keinen Begriff davon hatte? Am Ende bekämpfte er dies Gefühl, es drückte ihn, als müsse er eigentlich immer gescholten werden; ein freundlicher Blick kam ihm dann sonderbar vor.

Der Vater fühlte sich endlich denn doch gedrungen, den achtjährigen Knaben, der durch einen jüngst Geborenen noch mehr in den Hintergrund gedrängt war, lesen zu lehren. Furchtbare biblische Namen mußte er buchstabiren: Nebukadnezar, Abednego; aber sobald der Knabe merkte, daß hinter den schwarzen Buchstaben wirkliche Gedanken verborgen waren, lernte er von selbst weiter, und konnte in wenigen Wochen zum Staunen der Seinigen lesen. Die Lesewuth des kleinen

Autodidakten ward nun unersättlich. Er las, was ihm in die Hände kam, mit gleichem Interesse, christliche Märtyrergeschichten und Abhandlungen gegen das Buchstabiren. In den Büchern war ihm eine andere Welt eröffnet, eine unnatürliche idealische für ein Kind, dem tausend andere Freuden blühen, aber er begrub sich mit Freuden in derselben, wenn es um ihm her zankte und tobte.

Er ward krank, man gab ihn auf; die Ältern betrachteten ihn schon als Todten, und er mußte es aus ihrem Munde hören. Es erschreckte ihn nicht; das Sterben kam ihm als etwas Lächerliches vor. Aber eine Base, mitleidiger als die Ältern, nahm ihn ein Mal zu einem Arzte mit. Die Kur schlug an. Doch bei einem ersten, zu frühen Spaziergange ward sein Fuß angegriffen, er schwoll, ward entzündet und man sprach von einer Amputation. Da weinte seine Mutter zum ersten Male an seinem Bette, und sein Vater schenkte ihm zwei Pfennige. Es waren die ersten Äußerungen des Mitleids von Vater und Mutter gegen den armen Anton. Die Salbe eines mitleidigen Schusters rettete sein Bein vor dem Abnehmen; aber der Schaden, mit unsäglichen Schmerzen, dauerte noch Jahre durch, verbitterte seine freudenlose Kindheit und entfernte ihn noch mehr von der Welt und dem Umgange mit seines Gleichen.

Die Helden des alten Testaments wurden nun sein Umgang. Wenn Moses, David starb, war es ihm, als wenn ein lieber Freund gestorben wäre. Joab und David besonders waren ihm ans Herz gewachsen; er konnte die Thränen nicht unterdrücken, wenn Joab nicht ganz recht handelte und David gegen seine Feinde großmüthig war. Auch verehrte er die Patriarchen und Märtyrer, und prickelte sich zuweilen mit Nadeln, um den letztern ähnlich zu werden.

An Anweisungen zur Frömmigkeit im Sinne der Madame

Guion fehlte es im Hause nicht; nur mußte er sich an die Worte, nicht an die Handlungen seiner Ältern halten. Schon glaubte er einmal ein ganz verlorener Mensch zu sein, als er in einem der Traktätlein: »Anweisung zur Gottesfurcht für Kinder von neun Jahren«, mit Freude las, daß er noch Zeit hatte, um fromm zu werden, wenn gleich er schon drei Jahre versäumt hatte. Die Lieder der Madame Guion, von einem Edelmanne, dem Haupt der Quietisten in Deutschland, übersetzt, und von Antons Vater, der musikalisch war, mit Melodieen begleitet, wurden vom Knaben mit Entzücken gesungen, weil »die unnachahmliche Zärtlichkeit im Ausdrucke und ein sanftes Helldunkel in der Darstellung etwas unwiderstehlich Anziehendes für seine weiche Seele hatten.« In trüben Stunden tröstete er sich durch ein solches Lied vom seligen Ausgehn aus sich selber und der süßen Vernichtung vor der Urquelle des Daseins. Als seine Ältern eines Abends beim Hauswirth zum Schmause waren, und er in der Stube zurückbleiben mußte, weil sie seines schlechten Anzugs unter den andern geputzten Kindern sich schämten, und ihn zu hungern anfing, weil man ihm nicht einmal ein Stück Brod zurückgelassen, überliefen ihn die Thränen bei dem frohen Getümmel, das von unten heraufschallte. Als er in unaussprechlicher Wehmuth eine tiefe Verachtung gegen sich selbst empfand, da meinte er, eines dieser Lieder sei von der Guion eigens für ihn geschrieben. Aber der Hunger wurde doch mächtiger, als das Vernichtungsgefühl: Er schlich hinunter, öffnete ein wenig die Thür und rief schüchtern hinein, erst zum Gelächter, dann zur Rührung der Gesellschaft, aber zur nicht geringen Beschämung der Ältern: daß ihn sehr hungere. Statt der Schlüssel zur Speisekammer, um die er bat, ward er an den Tisch gezogen, und vergaß über das gute Essen für heute wenigstens die Guion'sche Vernichtungsseligkeit.

Aber ihre Anweisung zum innern Gebet, wie man sich ganz von den Sinnen losmachen müsse, um das eigentliche innere Wort, d. h. die Stimme Gottes, zu vernehmen, beschäftigte ihn noch lange nachhaltig. Er glaubte auch bald so weit zu sein, daß er sich mit Gott wirklich unterredete: und die Unterhaltung geschah auf ziemlich vertrautem Fuße. Er machte wenig Umstände mit dem lieben Gott, und wenn ihm etwa ein Spielwerk, oder sonst ein Wunsch vereitelt worden, hieß es: Aber auch die Kleinigkeit mir nicht einmal zu gönnen! Das hättest du doch wohl können geschehen lassen! — Stand das zwar nicht in der Guion Schriften, daß man mit Gott auch zürnen dürfe, so meinte er doch, daß dies zu einem so vertraulichen Umgange gehöre, als sie forderte. In welcher Art der Vater sich mit Gott unterhielt, blieb ihm verborgen; aber man kann denken, daß, wenn er und der Sohn halbe Stunden lang mit zugeschlossenen Augen auf dem Schemel saßen und die Hände vor sich auf den Knieen ruhen ließen, die rührige Hausfrau das nicht mit gleichgiltigen Augen ansah.

Bei einem Besuche, den er mit seinem Vater in Pyrmont bei dem Haupt der Quietisten, einem Herrn von F..., abstattete, schien die Sonne heiterer für Anton aufzugehen. Man bemerkte seine Wißbegier, noch mehr seine Fortschritte in der Frömmigkeit, wie sie hier beliebt war. Anton spielte gern, er konnte hier zum ersten Male spielen in dem großen, schönen Garten und karrte mit dem Schubkarren nach Herzenslust durch die Baumgänge. Da fiel ihm ein, daß dies eine Sünde sein könne; aber er fand sich mit ihr ab. Die Guion sprach viel von dem Jesulein, das allenthalben sei, und mit dem man an allen Orten umgehen könne. Das Jesulein, Gottes Sohn, konnte nur ein Knabe sein: und da er schon mit dem Vater so vertraut war, warum mehr

Umstände mit dem Sohne machen? Er machte nicht sich, sondern dem Jesulein ein Vergnügen, indem er es in den Schubkarren setzte und es durch den Garten karrte. Wenn er müde wurde, entschuldigte er sich bei dem Gotteskinde, daß er nun aufhören müsse.

Hier gab man ihm den Telemach zu lesen, denn die Guion war eine Freundin Fenelons gewesen, auch eine Geschichte von Troja gerieth in seine Hände. Eine neue Welt ging ihm in den Heidengöttern auf, die er, so gut es sich thun ließ, mit den biblischen Helden verschmolz. Niemand belehrte ihn: was Wunder daher, daß Gott und Jupiter, die Madame Guion und Kalypso, der christliche Himmel und Elysium, die Hölle und der Tartarus, der Teufel und Pluto, bei ihm dieselben Personen wurden! Er lebte und schwelgte unter diesen neuen Bekannten; die Blumen auf der Wiese, die Nesseln am Wege wurden Griechen und Trojaner. Die Augen zudrückend, schlug er mit dem Stock darunter, und weinte lang, wenn er die Augen wieder aufschlug, wie das blinde Fatum unter seinen Lieblingen gewüthet; ein Spiel, welches auch noch in spätern Jahren viel Anziehungskraft auf ihn übte.

Seine Phantasie hatte eine neue Richtung gewonnen. Der Untergang alles Großen und Schönen auf Erden, wie stimmte er mit den Lehren der Guion! Er war vom Schicksal bestimmt zu zerstören und zu vernichten. Seine Griechen und Trojaner fielen auch in den Kirsch- und Pflaumenkernen, die er mit dem Hammer zertrümmerte. Auch Fliegen schlug er todt mit der Klappe, er läutete den Opfern aber zuvor die Todtenglocke mit einer alten Klingel. Troja natürlich mußte fallen und verbrennen und mit feierlicher Wehmuth sah er auf die glimmende Asche der von ihm angefertigten und angezündeten Papierhäuser. Wenn ein wirkliches

Feuer ausbrach, war es ihm gar nicht recht, daß es sobald gelöscht wurde. Wenn Alles fortbrannte, stand doch eine Veränderung der Dinge, eine große Revolution bevor. Und wenn er selbst dabei zerstört wurde — das war ein neuer, sinnberauschender Gedanke, sich aufzulösen und auseinanderzufallen!

Die sonnigen Tage von Pyrmont, wo man ihn belobte, bemitleidete und der Herr von F... ihn auf die Stirn küßte, waren schnell wieder unter dem Gezänk des grauen Alltagslebens verschwunden; sie kehrten auch nicht bei einem spätern zweiten Besuche dort zurück. Anton war wieder ganz auf die Welt verwiesen, welche seine Einbildungskraft ihm vorzauberte, Schrecken und Freuden. Die Märchen der Mutter und Basen, an seinem Bette erzählt, quälten ihn mit grauenhaften Spukgestalten, die ihm auf engen Treppen den Weg versperrten; alle alten Frauen wurden ihm zu Hexen. Seine Mutter hatte den Wind, wenn er durch ihre Hütte pfiff, den »herdlosen Mann« genannt. Dieser herdlose Mann machte ihm viele schlaflose Nächte. Die vier Wochen vor Weihnachten waren besondere Schreckenszeit, er schlief keine Nacht, ohne in Angstschweiß zu erwachen: denn jedes Scharren an der Thür, jedes sonderbare Getöse zeigte ihm den Knecht Ruprecht, den Vorgänger des heiligen Christ an. Von der Mutter hatte er die Furcht vor den Gewittern geerbt, er faltete die Hände und ließ sie nicht wieder los, bis die letzten Schläge verhallt waren. Alles nahm der mit der lebendigsten Phantasie ausgestattete Knabe buchstäblich. Wenn die Mutter davon sprach, daß Einem, der vor einem Gespenst flieht, die Fersen lang werden, so fühlte er es an sich in der Dunkelheit. Wenn sie von einem Sterbenden sagte, daß ihm der Tod schon auf der Zunge sitze, so sah er die Zunge des Verwandten, der im Todeskampfe lag, scharf an, um

dann eine kleine, schwarze Gestalt darauf zu entdecken. — Umgekehrt, wie schnellte die Freude auch wieder auf in der elastischen Seele, wenn nach einem trüben Tage, wo er bis zum Überdruß in der engen Stube eingesperrt war, ein Sonnenstrahl durch die Fensterscheibe fiel! Da lagen vor ihm die Insel der Kalypso, Elysium, das Paradies!

Aber die Reize der Einbildungskraft versetzten ihn schon in eine verbotene Welt. Sein Vater war ein Freund der Lectüre, aber nur von frommen und nützlichen Schriften; allen Romanen hatte er den Feuertod geschworen. Da bekam Anton durch eine Base die schöne Banise, Tausend und eine Nacht und die Insel Felsenburg in die Hände, die er heimlich, doch mit Vorwissen der Mutter, mit unersättlicher Begierde verschlang. Hatte die Mutter sich doch auch einst daran erquickt.

Der Vater hatte Recht gehabt. Die Insel Felsenburg wurde die erste, aber nachhaltige Nahrung für die Eitelkeit Antons. Der Gedanke ward entzündet und später zur fixen Idee, dereinst eine große Rolle in der Welt zu spielen, erst einen kleinen, dann einen immer größern Kreis von Menschen um sich zu versammeln, deren leitender Mittelpunkt er wäre.

In das innere kleine Reich seiner Gedankenwelt, wie die Vorstellungen blitzartig aufzuckten, eine die andere entzündend, alle aber aus dem selbsteigenen Denkvermögen des Knaben entspringend, wie sie sich nährten an den Außendingen, sie falsch und richtig erklärten, oder von ihnen corrigirt wurden, führten wir so gern unsere Leser: aber wir müßten das Buch zur Hälfte ausschreiben, es ist jeder Zug von lebendigem Interesse und durch die ungeschminkte Wahrheit der Selbstbekenntnisse von Wichtigkeit für den Psychologen. Moritz weiß sich selbst in der Fülle der Erinnerungen nicht zu beschränken; er hat oft im Lauf der Erzählung etwas vergessen

und springt zurück, es nachzuholen. Da erinnert er sich, als Sturm und Drang nach dem Fernen und Unerreichbaren ihn peinigt, wie selig er in der Einschränkung gelebt, an das kleine, glückliche Eiland in einem stürmischen Meere, er ruft dem ein Wehe! zu, der sich, von Neugier getrieben, über das dämmernde Gebirge hinauswage, das wohlthätig seinen Horizont umschränkt. Da malt er eine der seligsten Erinnerungen aus der frühen Kindheit, als seine Mutter ihn, in ihren Mantel gehüllt, durch Sturm und Regen über die Dorfstraße trug, wie in dem kleinen Dorfe die Welt so schön war, aber hinter den blauen Bergen, nach denen er sehnsuchtvoll blickte, schon die Leiden auf ihn warteten. Aber er eilt immer weiter über die blauen Berge, und wenn eine Kette überstiegen, hat er keine Rast, bis er wieder blaue Berge sieht und auf sie loswandert.

Den Tod, mit dem er kindisch geliebäugelt, lernte er erst fürchten, als ein Bergmann von seiner Bekanntschaft von der Leiter gestürzt und gestorben war. Von da ab war seine Furcht vor dem Tode groß. Nun änderten sich auch des Knaben Vorstellungen von Gott. Im Wege eigenen Nachdenkens kam er von dem liebäugelnden Spiel mit dem Jesulein und dem Gott der Frommen zu einer andern Vorstellung vom höchsten Wesen. Über dem Himmel dachte er sich ihn; aber jeder, auch der höchste Gott, den seine Gedanken sich schufen, war ihm zu klein, und mußte immer wieder noch einen höhern über sich haben, gegen den er ganz verschwand. Das ging ins Unendliche fort, und doch hatte er nie etwas darüber gelesen! — Alle seine Träume waren so lebhaft, daß der Gedanke ihm kam, er möge auch wohl am hellen Tage träumen, und die Leute und Alles um ihn her wären nur Geschöpfe seiner Einbildungskraft. Das Leben ein Traum! ein entsetzlicher Gedanke, der ihn furienartig verfolgte.

Wir können seine Studien nur in Sprüngen verfolgen: wie Fenelons Todtengespräche ihn anregten, wie Ramlers Tod Jesu zuerst seinen Geschmack für Poesie erregte, wie er diese Verse für etwas weit Edleres als die schöne Banise erklären mußte, wie er selbst das Gelesene nachzuahmen versuchte. Einer seiner höchsten Wünsche ging in Erfüllung, nachdem seine Ältern nach Hannover gezogen: er ward in die Stadtschule geschickt, die dicken Mauern, die dunkeln, gewölbten Gemächer, die hundertjährigen Bänke, das vom Wurm zerlöcherte Katheder, waren ihm Heiligthümer, die seine Seele mit Ehrfurcht erfüllten.

Auch Lateinisch sollte er lernen. Welche neue Seligkeit! Obgleich das »Singulariter« und »Pluraliter« ihm anfänglich einige Schwierigkeiten machte, da er allen Ernstes beide für verschiedene Völkerschaften, etwa wie die Ammoniter und Jebusiter, hielt, daher auch Singularihter und Pluralihter sprach, von denen jene mensa und diese mensae gesagt hätten: so lernte er doch vortrefflich Vocabeln und rückte dafür (denn nach alter Schulsitte wurde certirt) immer höher, und über die sogenannten »Veteraner« hinaus. Welch ein Pfad des Ruhmes vor ihm, wenn er nur nicht zugleich hätte Wasser tragen, Butter und Käse holen und mit dem Korbe auf den Markt gehen müssen! Und wenn das Glück länger gedauert hätte! Nach einigen Monaten fand der Vater es unnöthig, daß er Lateinisch lerne; mit unerbittlicher Grausamkeit nahm er ihn aus der lateinischen Schule. Anton war durch seinen Fleiß beinahe Primus geworden. Um das harte Schicksal minder herb zu empfinden, spielte er zum ersten Male mit sich Komödie; er zwang sich, in den letzten Schulstunden schlecht zu antworten, um wieder degradirt zu werden. Wenn er wieder unter den Letzten wäre, schien ihm der Abschied nicht so hart. Nur der Allerletzte wollte er nicht sein. Um

Gottes Willen bat er am letzten Tage, ihn nur noch heute als Vorletzter sitzen zu lassen. Aus Mitleid gab man es zu; am folgenden Tage kam er nicht mehr in die Schule.

Es waren zu harte Schläge für den Armen. Er wollte von seinen ehemaligen Mitschülern sich das Pensum sagen lassen, um zu Hause für sich das Lateinische weiter zu treiben. Als auch dies nicht ging, ward er aus Mißmuth und Verzweiflung, wie er selbst gesteht, ein böser Bube. Er schlug und balgte sich, ging hinter die Schule, setzte sich Strafen aus, und ertrug mit Trotz die Schläge. In der Kirche plauderte er, der sonst ein Muster von Andacht gewesen. Ein Heuchler ward er gegen Gott, gegen Andere und gegen sich, und das mit Bewußtsein, weil er sah, daß einige seiner Handlungen, die zufällig einen guten Schein gewannen, für Tugenden ausgelegt wurden, während er für andere wirklich gute Handlungen, die zum Schlimmen ausschlugen, gescholten ward. Es amüsirte ihn, daß sein Vater mit dem Haupt der Quietisten über seinen Seelenzustand in Correspondenz trat, und er gab ihnen absichtlich immer mehr zu rathen, bis er wirklich beschloß, sich zu bekehren. Aber obgleich er den ganzen Proceß der Lutherischen Heilsordnung durchlas, blieb seine Frömmigkeit doch nur ein gezwungenes, ängstliches Wesen. Er las irgendwo, Selbstbessern sei schädlich, man müsse die Gnade abwarten. Er betete darum, aber sie kam nicht. Darum gab er sich wieder mit allen bösen Buben ab.

Endlich, um ihn los zu werden, brachte ihn der Vater nach Braunschweig, zu einem quietistischen Hutmacher. Man hatte ihm vorgespiegelt, der Mann werde ihn zu Schreiberarbeiten gebrauchen und Anton hoffte, es werde die erste Stufe für ihn werden zum Studiren. Der Hutmacher aber wartete nur die Abreise von Antons Vater ab, um ihn als

gewöhnlichen Lehrburschen zu benutzen. Sein Aufenthalt in dem finstern, stillen, puritanischen Hutmacherhause war für ihn eine Art Hölle auf Erden, um so furchtbarer, als seine Phantasie ihm wunderbare Zauberbilder von der glückseligen Zukunft in Braunschweig vorgespiegelt hatte, wo er, dem Gezänk der Ältern fern, eine Art geistiger Freiheit, eine gewisse Selbständigkeit gewinnen dürfe. Statt dessen mußte er auskehren, Wasser tragen, Holz klein machen, heizen, und auf dem Rücken Körbe mit Hüten hinter seinem Principal zu den Kunden über die Straße tragen. Wie überhaupt die Schilderung dieses Braunschweiger Aufenthalts eine der trefflichsten Episoden in dem Romane ist, mit einer besondern Anschaulichkeit und Wärme geschrieben, so ist die Zeichnung dieses kränklichen, hypochondrischen, blassen Leisetreters, des Hutmachers, der zwischen Geiz, Gleißnerei und wirklicher und gespensterhafter Frömmigkeit hin und her schwankt, meisterhaft. Stundenlang hält er Strafpredigten gegen das ganze menschliche Geschlecht, und theilt dann mit sanfter Bewegung der rechten Hand Segen und Verdammniß aus. Seine Miene sollte mitleidvoll sein, aber zwischen seinen schwarzen Augenbrauen lagerte Intoleranz und Menschenhaß. Die Nutzanwendung aller religiösen Reden war, seine Leute könnten nicht genug für ihn arbeiten, wenn sie nicht ewig im höllischen Feuer für ihn brennen wollten. Alles ist in diesem Hause angethan, die Lebenskraft des Knaben zu unterdrücken: der Neid seiner Mitdienenden, wenn man ihn einmal etwas besser hält, ihre Schadenfreude, wenn er wie sie leiden muß, die Abgunst einer alten Haushälterin, welche die Bissen im Munde zählt und einen Klavierlehrer, der sich in Gunst zu setzen anfängt, aus dem Hause beißt, weil er beim Mittagstisch die Butter zu fett auf das Brod schmiert. Jeder Schritt, jede Bewegung, jedes Wort wird gehofmeistert. Der arme

Gottes Willen bat er am letzten Tage, ihn nur noch heute als Vorletzter sitzen zu lassen. Aus Mitleid gab man es zu; am folgenden Tage kam er nicht mehr in die Schule.

Es waren zu harte Schläge für den Armen. Er wollte von seinen ehemaligen Mitschülern sich das Pensum sagen lassen, um zu Hause für sich das Lateinische weiter zu treiben. Als auch dies nicht ging, ward er aus Mißmuth und Verzweiflung, wie er selbst gesteht, ein böser Bube. Er schlug und balgte sich, ging hinter die Schule, setzte sich Strafen aus, und ertrug mit Trotz die Schläge. In der Kirche plauderte er, der sonst ein Muster von Andacht gewesen. Ein Heuchler ward er gegen Gott, gegen Andere und gegen sich, und das mit Bewußtsein, weil er sah, daß einige seiner Handlungen, die zufällig einen guten Schein gewannen, für Tugenden ausgelegt wurden, während er für andere wirklich gute Handlungen, die zum Schlimmen ausschlugen, gescholten ward. Es amüsirte ihn, daß sein Vater mit dem Haupt der Quietisten über seinen Seelenzustand in Correspondenz trat, und er gab ihnen absichtlich immer mehr zu rathen, bis er wirklich beschloß, sich zu bekehren. Aber obgleich er den ganzen Proceß der Lutherischen Heilsordnung durchlas, blieb seine Frömmigkeit doch nur ein gezwungenes, ängstliches Wesen. Er las irgendwo, Selbstbessern sei schädlich, man müsse die Gnade abwarten. Er betete darum, aber sie kam nicht. Darum gab er sich wieder mit allen bösen Buben ab.

Endlich, um ihn los zu werden, brachte ihn der Vater nach Braunschweig, zu einem quietistischen Hutmacher. Man hatte ihm vorgespiegelt, der Mann werde ihn zu Schreiberarbeiten gebrauchen und Anton hoffte, es werde die erste Stufe für ihn werden zum Studiren. Der Hutmacher aber wartete nur die Abreise von Antons Vater ab, um ihn als

gewöhnlichen Lehrburschen zu benutzen. Sein Aufenthalt in dem finstern, stillen, puritanischen Hutmacherhause war für ihn eine Art Hölle auf Erden, um so furchtbarer, als seine Phantasie ihm wunderbare Zauberbilder von der glückseligen Zukunft in Braunschweig vorgespiegelt hatte, wo er, dem Gezänk der Ältern fern, eine Art geistiger Freiheit, eine gewisse Selbständigkeit gewinnen dürfe. Statt dessen mußte er auskehren, Wasser tragen, Holz klein machen, heizen, und auf dem Rücken Körbe mit Hüten hinter seinem Principal zu den Kunden über die Straße tragen. Wie überhaupt die Schilderung dieses Braunschweiger Aufenthalts eine der trefflichsten Episoden in dem Romane ist, mit einer besondern Anschaulichkeit und Wärme geschrieben, so ist die Zeichnung dieses kränklichen, hypochondrischen, blassen Leisetreters, des Hutmachers, der zwischen Geiz, Gleißnerei und wirklicher und gespensterhafter Frömmigkeit hin und her schwankt, meisterhaft. Stundenlang hält er Strafpredigten gegen das ganze menschliche Geschlecht, und theilt dann mit sanfter Bewegung der rechten Hand Segen und Verdammniß aus. Seine Miene sollte mitleidvoll sein, aber zwischen seinen schwarzen Augenbrauen lagerte Intoleranz und Menschenhaß. Die Nutzanwendung aller religiösen Reden war, seine Leute könnten nicht genug für ihn arbeiten, wenn sie nicht ewig im höllischen Feuer für ihn brennen wollten. Alles ist in diesem Hause angethan, die Lebenskraft des Knaben zu unterdrücken: der Neid seiner Mitdienenden, wenn man ihn einmal etwas besser hält, ihre Schadenfreude, wenn er wie sie leiden muß, die Abgunst einer alten Haushälterin, welche die Bissen im Munde zählt und einen Klavierlehrer, der sich in Gunst zu setzen anfängt, aus dem Hause beißt, weil er beim Mittagstisch die Butter zu fett auf das Brod schmiert. Jeder Schritt, jede Bewegung, jedes Wort wird gehofmeistert. Der arme

Anton muß immer gedrückt erscheinen, hinsterbend in Gott; jauchzt ein Mal seine Jugendlust auf, so ist er auf dem besten Wege, dem Satan zu verfallen. Nach diesem Betragen richtet sich seine Behandlung. Weil er ein Mal gesungen, Freude verrathen, wird er Nachts zum Heizen der Kessel bestellt, er muß im Winter die geschwärzten Hüte aus dem siedenden Färbekessel herausholen und sie gleich darauf in der vorbeifließenden Oker waschen, zu welcher Verrichtung oft erst ein Loch in das Eis gehauen werden mußte, wovon seine eigene Haut springt, und die Hände mit Wunden bedeckt bleiben. In ungeheizter Stube muß er den ganzen Tag über Wolle kratzen, ein sehr klug ausgesonnenes Mittel: denn um nicht vor Kälte umzukommen, durfte er keinen Augenblick ausruhen.

Die kärglichen Mahlzeiten, der Spaziergang am Sonntag waren seine einzigen Erholungen und heitern Augenblicke. Zur Vermehrung seiner Schmerzen ist dem Hutmacherhause gegenüber eine lateinische Schule. Die Glücklichen, die herauskamen, hatten lateinische Vocabeln hergesagt! Er erquickte sich wenigstens, indem er seinem Mitlehrburschen Unterricht in dem Wenigen gab, was er selbst wußte. Er machte ihn mit Jupiter und Juno und dem Abjectivum und Substantivum bekannt. Auch warb er ihn für die Mystik der Madame Guion. Oft saßen die beiden Freunde die ganze Nacht hindurch in der sogenannten Trockenstube, einem gemauertem, gewölbtem Loch unter der Erde, worin gerade ein Mensch aufrecht stehen und zwei allenfalls sitzen konnten, hinein mußte man aber kriechen. Ein großes Kohlenbecken verbreitete Hitze und Dunst. An den Wänden hingen die Hasenfelle, mit Scheidewasser bestrichen, deren Haare in diesem Dunst weich gebeizt werden sollten. In dieser tödtlichen Luft, in diesem

abgesonderten, schauerlichen Gewölbe war Anton wohl zu Muthe, die Knaben schlossen hier einen ewigen Freundschaftsbund, und das matte Licht des Kohlenbeckens war wie gemacht zu den mystischen Lehren von der Aufopferung und gänzlichen Hingebung, welche Anton seinem Freunde August mit Begeisterung predigte.

Kein Wunder, daß der arme Knabe krank wurde, krank von der Behandlung, dem Leben und den Phantasieen, denen sein beweglicher Geist sich hingab. Wunderbarer noch, daß seine Seele nicht ganz unterging in dem Heuchlerwesen, welches er gezwungen war, vor seinem Meister und sich selbst zu spielen. Seine einzige Lectüre hier war ein Buch, das jener ihm geschenkt: »Engelbrechts, eines Tuchmachergesellen zu Winsen an der Aller, Beschreibung von dem Himmel und der Hölle,« in welchen beiden dieser Tuchmachergeselle, von einer Krankheit erstehend, gewesen zu sein behauptete. Der Quietist, sein Meister, besuchte keine Kirche. Das Verbotene reizte natürlich; was Anton in den Kirchen hörte, machte einen wunderbaren Eindruck auf ihn. Das Liebäugeln mit dem Tode war, wie wir hörten, längst vorüber, er fürchtete sich auf seinem Krankenbett, so schrecklich sein Leben war, doch entsetzlich vor dem Sterben. Er hatte von seiner Mutter gehört, es sei ein Zeichen des Todes, wenn die Hände nicht mehr rauchten — er sah sich sterben, so oft er sich die Hände wusch. Wenn ein Hund, mit der Schnauze zur Erde gekehrt, heule, wittere er den Tod eines Menschen — jedes Hundegeheul prophezeite ihm seinen Tod. Wenn ein Huhn wie ein Hahn krähe, sterbe Jemand im Hause — und im eigenen Hofe krähte ein solches unglücksschwangeres Huhn fortwährend vor seinen Ohren wie ein Hahn. Das Huhn wurde Antons entsetzlichster Feind. Als er zum ersten Male nach seiner

Genesung seinen Lieblingsprediger wieder hörte, predigte dieser über den Tod. Das waren die Leiden der Einbildungskraft, deren er auch hier fast erlag.

Dennoch starb er nicht. Sein Vater kam, um den jetzt dreizehnjährigen Knaben wieder abzuholen; denn sein Meister wußte mit demselben nichts mehr anzufangen, mit einem Buben, »in dessen Herzen Satan seinen unvergänglichen Tempel aufgeschlagen«. So hatte Herr von F..., mit dem man über Antons bedenklichen Zustand viel correspondirt, sein Urtheil ausgesprochen. Anton wußte nicht mehr zu lügen und zu heucheln, wenigstens war er dermaßen im Gedränge und Wirrwarr, daß er nicht mehr so heucheln konnte, wie man es von ihm forderte.

Leichten Herzens schied er von Braunschweig, um, nach einer traurigen, schweigsamen Fußwanderung an der Seite seines Vaters, nicht froher nach Hannover zurückzukehren. Zwar jubelten Mutter und Brüder laut, und bemitleideten den armen Jungen mit den zerfetzten, aufgesprungenen Händen, zwar freuten sich einige seiner Schulcameraden, ihn wieder zu sehen: aber er war doch ein verlorner Sohn, mit dem nichts anzufangen sei! Vergebens bemühte er sich, die Liebe seiner Ältern wieder zu gewinnen. Der Vater hätte einen unversöhnlichen Haß auf ihn geworfen. Er mußte sein Brod, im Buchstabensinn, mit Thränen essen.

Und doch starb seine immer schaffende Phantasie nicht, die alles Leblose bewegte, alles Figürliche als sinnlich Wahres nahm. Da ward auf den Spaziergängen mit seinen Brüdern der alte Stadtwall mit seinem Gesträuch zum Gebirge mit Wald, Fluß, Klippen, Inseln, er machte darin meilenweite Reisen und spielte die alten Romane fort. Auch zu Hause ward gespielt — des Knaben Sinn bedurfte der Erholung nach den traurigen Lehrjahren — Städte und Festungen

wurden erbaut von den dickleibigen Bänden der Madame Guion, belagert, erobert und zerstört. Auch — Kanzeln, und Anton predigte!

Der Aufenthalt in Braunschweig war nämlich doch nicht ohne geistige Eindrücke für ihn geblieben. Ein Lieblingsprediger dort, bei dessen poesiereichen, oder vielleicht auch theatralischen Kanzelreden die Gemeinde in athemloser Spannung verharrte, um in Zittern oder lautes Schluchzen auszubrechen, hatte eine gewaltige Macht auch auf Reiser hervorgebracht. Der Mann schien ihm ein Prophet, ja ein überirdisches Wesen. Er konnte sich nicht denken, daß ein solcher Mann, wie der Pastor, gleich andern Menschen zu Bette ginge und aufstände; die Vorstellung, daß er einen Schlafrock oder eine Nachtmütze tragen könne, schien ihm unerträglich. Er würde ihn auch angebetet haben, wenn er ihn nicht zufällig einmal an der Sakristeithür mit dem Küster plattdeutsch hätte sprechen gehört. Nun erkannte zwar Anton, daß er nur ein Mensch war; aber solch ein göttlicher Mensch zu werden, so von der Kanzel herab donnern zu können, eine ganze Stadt wegen ihrer Sündhaftigkeit verdammen zu dürfen, in solcher schönen, blumenreichen Sprache zu reden, so zu Thränen zu rühren, und so auf Händen getragen zu werden, das war fortan das höchste Ziel seiner Sehnsucht, oder vielmehr — seiner Eitelkeit!

Antons Predigt vor seinen Brüdern fiel aber schlecht aus: denn im Affect stürzte seine Kanzel, von Stühlen erbaut, ein, er selbst fiel und zerschlug seinen Brüdern mit der Stuhllehne die Köpfe. Der Vater stürzte mit dem Stock in die allgemeine Verwirrung und prügelte ihn. Die Mutter wollte ihn dem wüthenden Vater entreißen, da es ihr aber nicht gelang, so (um doch etwas zu thun) schlug sie gleichfalls mit auf den verunglückten Redner los. — Anton, so

schrecklich die Sache, und die Erinnerung an jenen Tag war, ließ sich aber dadurch nicht abschrecken, er predigte heimlich noch oft und seine größte Freude war die sonntäglich in der Kirche gehörten Predigten nachzuschreiben.

Theologisch war nunmehr seine ganze Richtung, im Spielen und in der Schule. Hier wußte er bald die lutherische Dogmatik auswendig und hatte die vollständigste Polemik im Kopf gegen Heiden, Türken, Juden, Griechen, Papisten und Calvinisten, die er seinen Brüdern und dann und wann auch bei einem Vetter einer Versammlung von Handwerksburschen vortrug, denen er mit vielen Pathos die Lehre der Papisten von der Transsubstantiation widerlegte und sie vor derjenigen der Gottesleugner warnte. Bei der Katechisation fürchteten sich die jüngeren Lehrer ihn zu fragen, weil er immer mehr als sie nachgeschrieben hatte und wußte. Eine neue Peinigung für seine Eitelkeit: man überging ihn, wie sollte er da Aufmerksamkeit erregen!

Aber auch dieser Wunsch ward erfüllt. Er machte in einem Jahre so außerordentliche Fortschritte, daß er allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Sein heißer Wunsch, zu studiren, wurde bekannt. Man redete ihm ab, aber man flößte ihm auch Muth ein. Nur sein Vater blieb hart und unerbittlich. Er hatte in einem kleinen Orte eine Bedienung erhalten. Suche, wo du unterkommst und zu essen bekommst, antwortete er ihm auf seine dringenden Bitten: von Büchern und freiem Unterricht (der Anton versprochen worden) lebt man nicht. Reifer, wie er meinte, am Ziel seiner Wünsche, war drauf und dran ferner als je davon zu stehen. Denn ohne einen besondern Zufall hätte er in diesem entscheidenden Augenblicke, wo der Vater abreiste, sich als Lehrling bei einem Handwerker verdingen müssen.

Der wißbegierige, ungewöhnlich begabte Knabe war nicht

unbemerkt geblieben von mehren angesehenen Männern, die sich nach einer Unterstützung für ihn umthaten, und nachdem dunkle Gerüchte geheimnißvolle Winke von dem Glück, das ihm bevorstände, verlautet waren, trat es ans Tageslicht: der damalige Gouverneur von Hannover, der Herzog von Mecklenburg, hatte ihm eine kleine Pension zu seinen Studien ausgesetzt. Ganz besonders hatte ein anscheinend sehr geringfügiges Ereigniß dazu gewirkt. Anton war auf der Straße von Schulkameraden geneckt worden und hatte nicht umhin können, sich mit ihnen zu prügeln, als im selben Augenblick der Geistliche über die Straße kam, bei welchem er Confirmationsunterricht nahm. Auf diesen ehrwürdigen Mann stand seine ganze Hoffnung, obgleich derselbe, bei der Menge der Schüler, ihn bisher kaum bemerkt haben mochte. Rasch sich zusammennehmend, trat er auf den Inspector zu, stellte sich ihm auf öffentlicher Straße, noch roth und mit zerzausten Kleidern, als einen seiner Confirmanden dar, bat, er möge ihn um der Balgerei willen nicht abgünstig beurtheilen, es sei nicht seine Art, sein gekränktes Ehrgefühl habe ihn dazu gezwungen und es solle nicht wieder vorkommen. Dieses ungewöhnliche, offene Benehmen eines Straßenjungen war auf den Geistlichen von solcher Einwirkung, daß er sich näher nach ihm erkundigte und von der Zeit ab im Stillen für ihn handelte, bis er jene Unterstützung erwirkt hatte.

Ein Prinz läßt Anton Reisern studiren! Zwei Gönner, die jeder einer besondern Schule vorstanden, stritten sich um ihn! Er ward von ausgezeichneten Personen öffentlich belobt! Das alles war fast zu viel Nahrung für seine Eitelkeit, zu viel des Glückes für seine Phantasien. Da ein Prinz, der erste Mann in Hannover, sich seiner annahm, wollte nun auch Alles sich seiner annehmen; wer früher nichts von dem kleinen Taugenichts wissen wollen, drängte sich herzu, ihn an-

zuerkennen, ihn auch zu unterstützen. Ein Hautboist vom Regiment des Prinzen erbot sich, ihm unentgeltlich Wohnung zu geben. Ein Schuster, ein Kantor, ein anderer Hautboist, ein Garkoch, ein Hofmusicus und ein Seidensticker gaben ihm jeder wöchentlich einen Freitisch — sieben Wohlthäter, von denen jeder dafür das Recht erworben zu haben glaubte, ihn zu hofmeistern! Leider waren alle sieben von ganz verschiedener Denkungsart und gaben ihm die verschiedensten Rathschläge, und Jeder forderte doch, daß er aus Dankbarkeit ihm, und ihm vorzugsweise folgen solle. Jeder hatte etwas zu tadeln. Dem Einen trug er das Haar zu gut, dem Andern zu nachläßig frisirt; dem ging er zu schlecht für einen Jüngling, der sich der öffentlichen Theilnahme würdig zeigen solle, jenem viel zu geputzt für einen Knaben, der von Wohlthaten lebe. Hier aß er mit zu großem Appetit und die Wirthin hielt jeden Mittag eine Predigt, wie unbescheiden es sei, in den theuren Zeiten so stark in die Schüsseln zu greifen, dort forderte man ein freieres Wesen, mehr Fröhlichkeit und Decenz von ihm. Der selige Rausch, daß eine Stadt für ihn sorge, um aus ihm ein Licht der Wissenschaft zu erziehen, war schnell verraucht. Er aß sein Brod wieder mit Thränen. Jeden Mittag war er gezwungen, ein anderes Gesicht zu machen.

Und zu Hause! Der Hautboist und seine Frau, die ihn umsonst aufgenommen, waren ältliche, kinderlose Leute, seit zwanzig Jahren an eine exemplarische Ordnung gewöhnt. Seit zwanzig Jahren wohnten sie in einer Stube und schliefen in einer Kammer. Jedes Ding stand seit zwanzig Jahren auf demselben Fleck. In der Wohnstube mußte Anton arbeiten, schlafen. Sein Lager war nicht immer schon weggeräumt, wenn sie Morgens eintraten, so Manches gerieth in der schönen Hausordnung in Unordnung. Irgendwo mußte

Anton doch seine wenigen Sachen hinlegen: aber wo sie auch lagen, störten sie das Hergebrachte. Nach dem Kafe ward der Morgensegen aus Benjamin Schmolke von der Frau Hautboistin gelesen. Anton kniete wie die Andern: aber zuweilen kniete er doch nicht so, und blickte nicht so vor sich hin, wie er blicken sollte, wie es die Schuldigkeit eines Menschen war, der aus Gnade und Barmherzigkeit aufgenommen worden. Daher böse Blicke, gehässige Vorwürfe, viel Verdruß. Anton getraute sich kaum mehr zu husten. Bei den Ältern hatte er es auch nicht viel besser gehabt, dort hatte er aber ein Recht zu existiren, hier war es Gnade, und ihm fehlte das, wodurch junge Leute einen solchen Zustand bessern können. Die Leute sagten: ihm fehle ein insinuantes Wesen. Wo sollte er es lernen, dem jedes Selbstvertrauen von der ersten Kindheit an benommen worden, dessen Seele, wie er klagt, durch das zurücksetzende Betragen seiner Ältern unverantwortlich gelähmt worden, er, dessen Muth durch zuvorkommende Güte geweckt werden mußte, und der bei jeder rauhen Berührung, an der Möglichkeit verzweifelnd, daß er jemals ein Gegenstand der Liebe und Achtung werden könne, sich immer mehr in sich selbst und seine Ideenwelt verschloß?!

Das war indeß nur der Anfang seiner Trübsale. Noch kam ein seliger Moment, seine öffentliche Confirmation. Er dünkte sich ein römischer Triumphator, als er, von seinem Vetter, dem Perückenmacher, hoch frisirt, in bläulichem Rock und schwarzen Unterkleidern, eine der geistlichen schon verwandte Tracht, in die Kirche schritt. Aber, worauf er sich so sehr gefreut, nicht er, sondern ein anderer Knabe, wurde aufgerufen, das Glaubensbekenntniß öffentlich auszusprechen! — Seine Wohlthäter ließen ihn nicht allein empfinden, daß er ihr Brod aus Gnaden aß, sondern sie benutzten ihn auch zu ihren Diensten. Für seinen Wirth mußte er das ihm

auf den er sich gefreut, nähte ihm die Frau Hautboistin zwei alte blaue Schürzen zusammen! So lange schönes Wetter war, war das Singen auf den Straßen sehr schön. Aber es regnete auch, stürmte und schneite, zwischen den Chorschülern war Feindschaft, ein betrunkener Präfect übte seine Tyrannei. Sein Brod vor den Thüren Anderer ersingen müssen, ist ein traurig Leben. Er kam bald zu der Überzeugung, daß der Chor nur eine Sklavenkette war, daß die meisten Schüler den Lebensmuth dabei verloren, sowie zu der noch traurigern, daß Viele niederträchtigen Gesinnungen Raum gaben. Und doch schildert er dieses Chorschülerleben, diesen Rest eines sehr alten Zustandes des deutschen Schulwesens, Ausländern so befremdlich, mit besonderer Liebe. Reisers eigenthümliche Anschauung, durch welche er den geringfügigsten und für Andere trivialsten Dingen einen poetischen Reiz abgewinnt, bewährt sich auch hier. Seltsam, daß, wo er nicht Dichter sein will, er poetisch ist, während seine Verse so hölzern und nüchtern sind, wie die Mehrzahl der gewöhnlichen Dichtungen aus der Zopfzeit. Ein wohlklingendes Wort kann ihn berauschen, ein Schatten, ein Lichtstrahl entzückt und zündet in seiner Seele, wo die Atome zu großen Bildern chaotisch schwimmen, und der Klang, der Strahl ruft große Bilder und Gedichte hervor, die ihn sein Leben hindurch begleiten, und, zu integrirenden gespenstischen Theilen seines Ichs sich gestaltend, von mächtigem Einfluß auf dasselbe werden. Rührend und erhebend klingt ihm der Anruf an den Hylo in einem der oft abgesungenen Lieder; dieses unbekannte Wesen versetzte ihn in höhere Regionen, es giebt seiner Einbildungskraft einen außerordentlichen Schwung, bis er endlich einmal den geschriebenen Text der Noten sieht, und der geheimnißvolle, orientalische Hylo in ein:

Hüll', o schöne Sonne,
Deiner Strahlen Wonne
In den tiefen Flor —

sich verwandelt. Da ist der Zauber hin. So hatten ihn in einer ersten Predigt, die der Knabe hörte, die Höhen der Vernunft, auf die der Prediger hinwies, ganz besonders ergriffen; er dachte dabei an die Orgel, dann an das Zifferblatt der Thurmuhr, endlich an die höchste Gallerie des Stadtthurms, wo die Musikanten spielten. Könnt' ich nur ein Mal da hinauf! war sein stiller Wunsch: und es währte lange Jahre, bis er andere Höhen der Vernunft kennen lernte.

Hierher gehört auch eine durch Tradition uns aufbewahrte Geschichte, die wir in seinem Anton Reiser nicht erwähnt finden. So oft hatte er das Lied singen hören:

»Hier lieg' ich auf Rosen mit Veilchen umkränzt,«

und die Sänger waren so lustig dabei, daß auch er ein Mal das Verlangen empfand, das wirklich zu genießen, was Jene nur sangen. Für den einzigen Thaler, der ihn, wie er lebte, auf Wochen ernährt hätte, kaufte er sich Rosen und Veilchen, und pflückte sich ein Bett. Ob dasselbe ihm die gesungene Wonne vergegenwärtigt, bleibt ungesagt.

Reiser kam nach Prima, er ward sogar aus dem Hause der Frau Hautboistin erlöst und auf Fürsprache seines Gönners beim neuen Rector des Gymnasiums untergebracht; aber es geschah nur, um ihn noch unglücklicher zu machen. Die Frau Hautboistin verschloß ihm den neuen Rock, um ihn für die Feiertage zu schonen, und er mußte in seinem ältesten kurzen Rocke, den er schon als Hutmacherlehrling in Braunschweig abgetragen, unter den feinen eleganten Primanern sitzen. Der neue Rector, ein edler Mann, war ihm nicht

abgeneigt, aber häuslich nicht wohl eingerichtet. Reiser fror in der nackten Dachkammer und mußte sich des Nachts mit allen seinen Kleidern zudecken, um nicht zu erfrieren. Der Rector war in manchen Punkten eigen. Weil Reiser bei einer Prüfung ein Blatt im Cicero zu rasch umgeschlagen und es eingerissen hatte, galt er ihm als ein Mensch von grober Empfindung und Lebensart. Beim Aufschneiden von Journalen schnitt er ins Papier. Die Beschämung wegen des Verweises zehrte an seinem kaum wieder erwachten Selbstbewußtsein. Die Primaner verachteten ihn, der Rector glaubte Verstellung und Falschheit an ihm zu bemerken, und seit er ihn stillschweigend als einen gemeinen Menschen betrachtete, fing auch Reiser, zu stolz und unbeholfen, um sich zu rechtfertigen, selbst an, sich zu verachten. Aus dem Famulus ward er allmälig eine Art Bedienter; er trug Einladungen aus und saß, während ehemalige Mitschüler am Tische des Rectors aßen, nebenan in der Gesindestube! Ja endlich, als ein Gast des Rectors, der mehre Wochen bei ihm gewohnt, abreiste, drückte er der Magd und auch Reiser ein Trinkgeld in die Hand.

Reisers Hand zittert, aber er nimmt es doch. Ist es doch ein Mittel, sich das Einzige zu verschaffen, wonach seine Seele jetzt trachtet! Er war allmälig, wie die Andern sagten (und er glaubte es selbst), ein verlorener Mensch geworden. Er, der noch vor Kurzem, beim ersten Abendmal, sich mit entsetzlichen Gewissenszweifeln gequält hatte, weil er nicht das freudige Zittern empfand, der da fürchtete, daß sein Herz verhärtet sei, der sich erst beruhigte, als er wenigstens vor Kälte etwas zu zittern anfing; er, der überall Sünden in sich gesucht, auf jeden seiner Schritte und Tritte, auf jedes Lächeln, jede Miene, jedes Wort, jeden Gedanken geachtet, ob er nicht eine Sünde, wenigstens eine Unterlassungssünde, dadurch

beginge: er war jetzt weit davon entfernt, »den Roman, den die frömmelnde Phantasie der gläubigen Seele mit dem höchsten Wesen spielt, von dem sie sich bald verlassen, bald wieder eingenommen glauben,« mit sich fort zu spielen! Seine Gedanken waren längst ab von der Kanzel, sie waren auf das Theater gerichtet, wo seine Phantasie einen größeren Spielraum, weit mehr wirkliches Leben und Interesse als im ewigen Monolog des Predigers fand. Der Terenz hatte die Madame Guion längst verdrängt. Der Primaner schwelgte in Lessings Schriften. Er las, was er nur geliehen bekam; aber auch das Leihen kostete Geld. Was er vom Chorgelde einnahm, ging darauf, was er an Habseligkeiten, an Büchern besaß, wurde zu diesem Zwecke versetzt, für ein Spottgeld verkauft. Er darbte sich vom Munde, von den Kleidern, der Wäsche, die Groschen und Pfennige ab, die er zum Antiquar trug. Eigentliche Leihbibliotheken scheint es damals in Hannover noch nicht gegeben zu haben. Das Trinkgeld des Fremden fristete lange Wochen seine Lesewuth.

Und es war ja sein einziger Trost. Er mußte sich in die ideale Welt flüchten, da die reelle mit jedem Tage drückender, beängstigender für ihn wurde. Alles, worauf er gehofft, zerschlug sich, verwandelte sich zum Gegentheil. Ein Primaner in Hannover hatte glänzende Aussichten; er konnte beim Geburtstage des Rectors, wenn ihm mit einem Fackelzuge das eingesammelte Geschenk und ein Vivat gebracht wurde, der Anführer des Zuges sein, einen Degen an der Seite, er konnte die lateinische Rede halten, er konnte bei den Schauspielen, welche die Primaner in den Hundstagen aufführten, eine Hauptrolle erhalten, endlich, er konnte am Geburtstage der Königin von England die feierliche Rede vor Prinzen und Ministern, vor der Aristokratie und den Honoratioren der Stadt Hannover halten. Alle diese Auszeichnungen,

c†

mit denen sein Ehrgeiz sich geschmeichelt, schlugen ihm fehl. Nicht ein Mal bei den Theatervorstellungen gönnte man ihm, der so tief fühlte, der von dem Geist der Dichtungen so ganz durchdrungen war, eine Rolle, ja nicht ein Mal ein Billet zum Zuschauen! Dafür mit einigen eben so verstoßenen, verachteten, armen Primanern spielte er in der Kammer eines Handwerkers, um doch auch eines solchen Genusses theilhaft zu werden, den sterbenden Sokrates bei zwei Talgstümpfchen und vor einem Auditorium, das aus dem Töpfer, seiner Frau und seinen Gesellen bestand. Aber auch das ward ihm vorerst von Mißvergnügten als freche Anmaßung ausgelegt. Keiner von den Vieren, die mitgespielt, durfte es wagen, des Abends allein auszugehen, und Reiser führte von nun an den Spottnamen »der sterbende Sokrates«: obgleich auch hier wieder eine Irrung obwaltete. Denn auch hier war ihm nicht einmal diese Hauptrolle zugefallen, sondern auch hier, wie überall im Leben, hatte er sich mit einer Nebenrolle begnügen müssen. Bei dem Vivat, dem Rector gebracht, war er allerdings mit gegenwärtig, er durfte auch mit eintreten und ward mit bewirthet. Aber er, der nie ein Glas Wein getrunken, wurde von seinen schadenfrohen Kameraden betrunken gemacht. Zum ersten Mal in seinem Leben betrunken, und doch, so hatte es den Anschein, auf Lebenszeit dadurch vernichtet!

Anton sank, tiefer und tiefer in der Achtung der Menschen und, in natürlicher Folge, in Selbstvernachlässigung. Jeder seiner Mitschüler wollte an ihm zum Ritter werden, er hielt am Ende nicht mehr der Mühe werth sich zu vertheidigen. An die Stelle seines oft bis zur Raserei beleidigten Stolzes trat eine Art Dumpfheit; wie die Schnecke zog er sich in sein Haus zurück und las, Morgens, Mittags, Abends, die Nacht durch; er versäumte die Schulstunden, die

Mittagstische, seine Freitische gingen ein, seine Gönner zogen sich von ihm zurück. Er versäumte Alles, nur nicht das Theater, wenn er die Groschen dazu sich abstehlen konnte; er war ein ganz wüster Mensch, nur in dem einen Punkte nicht, wie die Welt es glaubte. Die sinnliche, wie die edle Geschlechtsliebe blieb ihm gleich fern. Sein welkes, verkommenes Aussehn (er wankte wie ein Schatten umher) war nur das Product des Hungers, der Verachtung und der süßen Träume, denen er nachhing.

Ja nicht einmal sich vor sich selbst zu entschuldigen, gab Reiser sich die Mühe; dem Urtheil so vieler Menschen über sich traute er mehr als seinem eigenen. Am Schicksal der Miß Sara Sampson, Romeo's, Juliens nahm er den lebhaftesten Antheil; aus sich selbst machte er sich nichts mehr. Dies Schicksal kam ihm so verächtlich, niedrig und unbedeutend vor. Ja, es gefiel ihm wieder, eine neue Rolle zu spielen, die eines Verworfenen. In dieser schrieb er einen Brief voller Verzweiflung an seinen Vater, worin er sich als den größten Verbrecher anklagte. Der Vater hielt ihn für verrückt. Nur im Kreise bei seinem Vetter, dem Perückenmacher, und bei einem philosophischen Schuhmacher spielte er noch die Rolle des Gelehrten, hier ließ er die ideale Welt, die in ihm lebte, leuchten. Hier las er mit Pathos Emilie Galotti und den Tod des Ugolino (den er oft, selbst dem Hungertod nahe, in seinem Bette gelesen hatte), hier disputirte er mit den Handwerksgesellen über das Wesen der Seele, die Entstehung der Dinge, den Weltgeist. Im Disputiren geriethen sie gewöhnlich auf das Emanationssystem und den Spinozismus — Gott und die Welt wurden Eins: »Wenn dergleichen Materien nicht in die Schulterminologie eingehüllt werden, so sind sie für jeden Kopf, und sogar Kindern, verständlich.«

Endlich hielt es der Rector nicht mehr aus mit ihm. Seit die Ackermannsche Truppe in Hannover spielte, eine Truppe, welche die vorzüglichsten Schauspieler, die Deutschland je besessen, in sich faßte, war in Reiser das Theaterfieber so mächtig geworden, daß er nur für das Schauspiel lebte. Sein Anzug war erschreckend liederlich und zerrissen, sein Herumtreiben, sein Spätnachhausekommen, sein gläsernes Auge, sein irrender Blick verurtheilen ihn. Wegen incorrigibler Unordnung ward ihm die Wohnung gekündigt. Er fand eine Unterkunft bei einem Bürstenbinder mit zwei, wo möglich eben so armen, verlassenen und verachteten Schülern, die hier in Müßiggang und dumpfem Hinbrüten wetteiferten. Ihr Anzug war so schlecht, daß wenn sich Einer von ihnen auf der Straße zeigte, die Gassenbuben ihnen nachliefen und sie auszischten. Reiser hatte nur noch einen Freitisch, bei dem philosophischen Schuster: ein Mal also in der Woche aß er sich satt, die andern Tage lebte er von warmen Wasser, auf abgekochten Thee aufgegossen, und Brodrinden. Wenn auch diese fehlten, erbat er sich vom Vetter Perückenmacher die harte Kruste von dem Teig, in welchem das Haar zu den Perücken gebacken ward, angeblich für seinen Hund; sie war manche Woche lang seine einzige Nahrung, wobei denn mit der körperlichen Kraft auch seine geistige Regsamkeit und Phantasie hinschwanden. Die einzige Erholung in dieser langen, furchtbaren Periode, wo die drei Leidensgefährten sehr oft tagelang im Bette zubrachten, um ihr Elend zu vergessen, war, daß Anton sein altes Spiel mit den Kirsch- und Pflaumenkernen auf dem Boden wiederholte. Mit zugedrückten Augen ließ er den Hammer auf die Heere niederfallen, und spielte das blinde Verhängniß.

Und doch hätte Reiser noch tiefer sinken können! Nach zwölf in dieser Art verbrachten schrecklichen Wochen hatten seine Gönner auf einen zerknirschten Brief, den er an sie gerichtet,

sich seiner wieder angenommen. Zwar war der Moment, auf den er gehofft, nicht eingetreten. Statt daß er vor den Pastor M . . . kommen durfte und noch einmal mündlich seine Beichte ablegen in einer wohl präparirten Rede der äußersten Zerknirschung, statt daß dieser ihn niederdonnern sollte, ein Gewitter, auf das seine dürstende Seele sich gefreut, und Besserungsgelöbnisse der feierlichsten Art verlangen, statt alles dieses theatralischen Apparates machte ihn der Pastor nur aufmerksam auf seine zerrissenen Schuhe und Strümpfe und die Schulden beim Antiquar. Es war gar nichts für Gefühl und Phantasie Erquickendes bei dieser Aussöhnung mit der Welt. Doch wurden seine Schulden bezahlt, einige Freitische ihm wieder eröffnet und eine andere Wohnung für ihn gemiethet. Dies rettete ihn vom namenlosen Untergange. Denn der eine Mitschüler in der vorigen Wohnung wurde kurz darauf beim Singen im Chor auf offener Straße verhaftet und geschlossen ins Gefängniß abgeführt; derselbe Primaner, welcher den sterbenden Sokrates gespielt, hatte einen Kirchenraub begangen! Anton Reiser leugnet nicht, wie leicht es möglich gewesen, daß auch er sich von dem Bösewicht hätte verführen lassen, daß derselbe es in seiner Macht gehabt ihm vorzustellen, wie in einem Kirchenraub mehr Heroisches als Niederträchtiges liege, daß seine kranke Phantasie sich hätte davon hinreißen lassen können und daß — er dem Strange nahe gewesen wäre! Bei dem Einbruch in einen Obstgarten und der Beraubung einer Kirscheninsel hatte er herzhaft mitgewirkt, weil der Hunger ihn trieb und die Expedition mit einiger Gefahr verbunden gewesen!

Im Übrigen hatte seine Lage sich nicht gebessert. Er blieb verachtet, wie er war, die unschuldigsten Handlungen wurden ihm als Beweise niederträchtiger Gesinnung ausgelegt, z. B. daß er Brod und Honig auf offener Straße kaufte und

verzehrte! Seinem Vater, der nach Hannover kam, gab der Pastor M . . . den Trost, daß sein Sohn ein Schlingel sei, aus dem nie etwas werden würde, und der Vater, als er ihn aus dem Thor hinaus begleitete, gab ihm seinen Fluch und wandte ihm den Rücken. Ursache davon war nicht die Gottschedsche Philosophie, welche Reiser damals mit innigem Entzücken studirte, sondern weil er sich über den grauen Bedientenrock, den er tragen mußte, nicht mit der dankbaren Empfindung gegen die Geber freuen konnte, die sein Vater von einem Anhänger des Guionschen Demüthigungs- und Ertödtungssystems forderte.

Neue Ausbrüche der Verzweiflung! Seine besten Vorsätze wurden durch Kränklichkeit, durch einen anhaltenden Kopfschmerz verhindert. Und welche neue häusliche Lage! Er wohnte jetzt bei einem Schlächter, in abgelegener Straße. In einer und derselben Stube wohnten im Winter die Familie des Wirths, ein Paar gemeine Soldaten und außer Reiser ein Paar lüderliche Chorschüler. Hier, unter diesen rohen Gesprächen, sollte er arbeiten! Er zwang sich und lernte für sich Französisch, aus einer alten Übersetzung des Terenz. Aber das Leben eines Menschen kam ihm so sehr unbedeutend, so völlig gleichgiltig vor, daß, als einst vier Missethäter in Hannover geköpft wurden, es ihm wahrhaft klein und unbedeutend erschien, daß unter der ungeheuren Menschenmasse der Zuschauer nur vier ihr Leben lassen sollten! Was kam darauf an, ob nun eine solche bewegliche Fleischmasse, deren es eine so ungeheure Zahl giebt, auf der Welt mehr oder weniger umher ginge? Wäre er nun auch geköpft, dann wie die Vier zerstückt und aufs Rad geflochten worden, was war das schlimmer, als ruhig nach Haus zu gehen und von dem Haarteig wieder hervorzuziehen, um, daran nagend, sein Leben zu fristen! Er

sah oft dem Schlachten eines Thieres zu, um den Unterschied zwischen sich und ihm zu ermitteln. Ja, stundenlang lehnte er sich an das geschlachtete Kalb, so dicht er konnte, im Wahn, ob es ihm nicht würde möglich werden, sich nach und nach in das Wesen eines solchen Thieres hineinzudenken!

Endlich, von der Last seines Daseins niedergedrückt, daß er einen Tag wie alle mit sich aufstehen, mit sich schlafen gehen, bei jedem Schritte sein verhaßtes Selbst mit sich fortschleppen müsse, fühlte er, daß er sich nicht entfliehen könne; er ging aus dem Thor, mit dem Entschluß, das Nichts in dem ungeheuren All, sein Ich, zu vernichten. Er stand an der reißenden Leine, eine halbe Stunde lang, von Regen durchnäßt, von fieberhafter Kälte durchschüttelt, als ihm einfiel: heute Abend gäb' es ja bei seinem Wirth, dem Schlächter, frische Wurst, und die Stube war warm geheizt! Diese sinnliche Vorstellung frischte seine Lebenslust wieder an: er vergaß sich als Mensch und kehrte als Thier zurück.

Aber auch für den Menschen kommen allmälig bessere Zeiten, über die wir jedoch, auf Reisers Biographie selbst verweisend, nur kurz hinweggehen dürfen. Er fand einen Freund in Hannover, arm wie er, doch lebensmuthig, und die Drangsale leichter hinnehmend. Aber außer diesem fand er noch einen andern größern Freund, der ihn plötzlich erhob über die Misere, nicht zwar in eine ideale tugendreiche, wie die Dichter, welche er bisher verehrt, sondern in eine wirkliche Welt großartiger Charactere ihn versetzend: es war Shakspeare, den er verschlang, und der Reisern über sich selbst erhob. Er lernte die Würde des Menschen kennen; er fühlte, daß er kein gemeines, alltägliches Wesen, sein Geist arbeitete sich allmälig aus den äußern, drückenden Verhältnissen empor, seitdem er aus Hamlets Monologen gelernt, das Ganze des

menschlichen Lebens zu erfassen, und daß, wenn er sich gequält und gedrückt fühle, dies ja nur das allgemeine Loos der Menschheit sei.

Der Winter war Shakespeare, der Sommer der freien Natur gewidmet, deren Wonne und Zauber Göthe im Werther ihm erschlossen. Ein Platz im Grünen, am Flusse, war dann seine Wohnung. Er schwärmte seit Werther für die Einsamkeit, den Naturgenuß, die patriarchalische Lebensart. Nur die eigentlichen Leiden Werthers blieben ihm fremd, da er nicht glauben konnte, daß er für ein weibliches Wesen jemals ein Gegenstand der Neigung werden könne. Da traten nun auch die Bürger, Hölty, Voß, die Stollberge auf, neue Lichter am deutschen Dichterhimmel, neue Anlockungen sich selbst als Poet zu versuchen. Es war schon ein Wonnegefühl für unsern Anton, zu wissen, daß er mit Hölty in einer Stadt lebe. Den Wunsch ihn zu sehen, zu sprechen, unterdrückte er, als zu vermessen, obgleich der arme Hölty in Verhältnissen lebte, nicht viel weniger dürftig, als Reisers. Ein Lied von Reiser, componirt von seinem Freunde, ward von den Chorschülern gesungen und belobt, weil — man nicht wußte, daß es von ihm war. Er genoß in der Stille den ersten, süßen Triumph. Als die Verfasserschaft ruchtbar wurde, fand man, daß es eigentlich nur ein Plagiat aus Kleist sei!

Inzwischen war ein neuer Director an das Gymnasium gekommen, auch eine neue Generation von Schülern, und was mehr als Alles beitrug, Reisern wieder Achtung zu verschaffen: er hatte durch die Gnade des Prinzen einen neuen, anständigen Rock erhalten. Er konnte wieder als Mensch unter den Menschen auftreten. Mit der Achtung der Andern kehrte das Selbstvertrauen, der Fleiß, die Hoffnung zurück. Er verschlang nicht mehr Haarteig, er konnte sich alle Mittage satt essen, er erwarb etwas durch Unterricht, der Director belobte

ihn vor den Schülern, deren Spott er so lange gewesen, man fing wieder an zu glauben, daß etwas aus ihm werden könne, ja, er ward der großen Ehre theilhaftig, die Rede zum Geburtstage der Königin von England, die er selbst in Hexametern gefertigt, vor dem glänzenden Auditorium vortragen zu dürfen: eine Ehre, die sonst in Hannover nur jungen Edelleuten übertragen ward. Bei dieser Gelegenheit kam nun der dürftige, verspottete Schüler zum ersten Male in eine ehrenvolle Berührung mit den angesehensten Männern der Stadt; den Hut unterm Arm, den Degen an der Seite, machte er Besuche, um sie einzuladen, bei Prinzen, Ministern, Geheimeräthen, und ward überall mit freundlicher Zuvorkommenheit empfangen.

So schien er denn in alle Ehren wieder eingesetzt; hatte doch auch sein Vater wieder Wohlgefallen an ihm gefunden, und bei einem zweiten Besuch und zweitem Abschiede auf derselben Stelle, wo er ihn vor einem Jahre verflucht, ihm jetzt seinen Segen ertheilt. Aber der Segen wirkte nicht, nachdem des Fluches so viel in der Erziehung vorangegangen. Die so lange gelähmte Seelenkraft Reisers konnte sich elastisch aufschwellen zu kühnen Träumen, zu ungewöhnlichen Rollen, aber in der Gewöhnlichkeit fehlte ihm die Ausdauer. Auf dem Katheder, in seinem höchsten Stolz, seinem höchsten Glücke, fühlte er doch, daß es nur eine Rolle, nur ein glänzendes Elend war. Zwar ging es ihm bald besser, er konnte ausziehen von den Fleischersleuten, sich eine anständige Stube miethen, sogar Freunde bei sich sehen: aber eine Rolle zu spielen, eine ungewöhnliche, nur danach sehnte sich sein kranker Sinn. Weil er so tief die Charactere fühlte, die er in den Schauspielen gelesen, tiefer als irgend Jemand, glaubte er sich zum Schauspieler berufen. Zwar spielte er jetzt auch bei den Hundstagskomödien der Primaner mit; aber er fand

nicht die rechte Anerkennung, der Rollenneid verzehrte ihn: warum bekam Iffland den Beaumarchais und er den Clavigo nicht? Im äußersten Schmerz darüber, daß ein anderer, minder Berufener diese Rolle spielen durfte, zerkratzte sich Reiser während der Aufführung mit Glasscherben das Gesicht! Der krampfhafte Reiz wuchs mit jedem Tage. Er konnte es nicht länger aushalten, er fand Gründe, weshalb er durchaus aus Hannover fort müsse, Verfolgungen, Schulden: in der That aber war es nur der unwiderstehliche Drang Schauspieler zu werden. So, eines Morgens, verschwand er zu Fuß aus der Stadt, um in seinem Staatskleide vom Geburtstag her, einen vergoldeten Galanteriedegen an der Seite, in Schuhen und seidenen Strümpfen, ein Hemde, eine Odyssee und einen Ducaten in der Tasche, nach Weimar zu Eckhof zu ziehen.

Auch die Schilderung dieser Reise ist höchst charakteristisch. Schon auf der ersten Station hat Reiser, der schlechteste Ökonom von der Welt, ein Drittheil seiner Baarschaft ausgegeben; dann erst berechnet er, daß er auf der noch langen Reise nur trocken Brod essen und in Dörfern auf der Streu schlafen dürfe. Man mag denken, welche Gegensätze und Fragen sein vergoldeter Galanteriedegen und die seidenen Strümpfe mit den Fuhrmannsknechten auf der Streu hervorbringen. Die Poesie, die Wanderlust und die Sehnsucht nach der Theaterluft halfen ihm, trotz der oft zerrissenen Schuhe, weiter. Eckhof ist nicht in Weimar, nicht in Erfurt, er findet ihn in Gotha. Der würdige Mann macht Reisern Hoffnungen, die sich doch nicht erfüllen lassen. Moritz bekennt selbst später, daß er ebenso wenig als zur Poesie, zur Schauspielkunst Beruf gehabt, vielmehr in beiden den dunkeln Drang für das Talent genommen. Demüthigungen folgen auf Demüthigungen, ja schon, als ihm seine Papiere zurück-

gegeben werden, weil man ihn nicht brauchen kann, beschließt der unglückliche Candidat der Schauspielkunst, Rock und Degen abzuwerfen und als Steinklopfer vor dem herzoglichen Schlosse zu arbeiten. Es ist doch auch eine Rolle, eine Rolle freiwilliger Erniedrigung! und wie groß würde er sich in dieser Selbstbescheidung vorkommen! Doch aber zieht er es vor, ohne in sein Wirthshaus zurückzukehren, wo er stark angekreidet ist, während er nur noch einige Groschen besitzt, weiter nach Eisenach einer andern Truppe nachzulaufen. Er läuft und findet sie nicht, er wandert ihr nach, die Groschen werden zu Dreiern; er hat, erschöpft, das letzte Glas Bier getrunken, das er bezahlen kann, mehre Tage lang lebt er von Wurzeln auf dem Felde, er schläft unter Bäumen, da er auch den Dreier für die Streu nicht mehr hat; ein Handwerksbursche lehrt ihn, wie man zur Früchtezeit umsonst reisen, wie man sich Brod und Milch erbetteln kann. Auch in diesem äußersten Elend verläßt seine dämonische Phantasie ihn nicht; er muß auch da eine Rolle spielen, sich eine Bedeutung, eine Wichtigkeit anlügen. Er hat einen Freund im Duell erstochen, er irrt nun rastlos, von den Furien verfolgt, umher. Beinahe glaubt er es selbst. Ein ehrlicher Landprediger, der von Phantasieen ähnlicher Art geplagt wird, vermeint aber, noch etwas ganz Anderes hinter dem gebildeten Vagabunden mit der weißen Degenscheide zu entdecken, einen Emissair der Freimaurer. Zwei fixe Ideen begegnen sich, ohne sich zu lösen und durch den Contact zu curiren.

An einem Quell vor Erfurt sinkt er endlich mittellos, völlig erschöpft nieder. Jemand tupft ihn auf die Schulter: Wenn Ihr Student seid, und Hilfe bedürft, geht auf den Petersberg und wendet Euch an den Abt der Benedictiner, der jetzt Prorector ist. Fast träumend folgt er dem Rath; er findet in dem Abt einen menschenfreundlichen Prälaten aus

der alten Zeit, der ihm einen halben Gulden und guten Rath giebt. Nach langer Zeit zum ersten Mal kann er wieder ein warmes Essen genießen. Der Rath führt ihn zu neuen Gönnern und edlen Menschen. Er wird wieder Student, um die alten Drangsale aufs Neue zu empfinden, ungesättigte Wißbegier, ungestillten Hunger, schwelgende Phantasieen bei Bettelarmuth, Verachtung, Noth und freundliches Entgegenkommen, vollkommenen Lebensüberdruß bei neunzehn Jahren, patriarchalische Neigungen zum Stillleben: bis endlich der Drang nach dem Theater wieder über alle Vernunft und alle Rücksichten den Sieg davon trägt. Einmal hat er sich schon heimlich bei der in Erfurt spielenden Truppe engagirt, er steht schon geschminkt hinter den Kulissen, als auf Befehl des Rectors der Universität dem Director des Theaters untersagt wird, den immatriculirten Studenten auftreten zu lassen. Verzweifelnd wälzt er tausend romanhafte Ideen im Kopf umher: er will ein Wochenblatt herausgeben, Bauer werden, einmal auch Karthäuser, noch ein ander Mal nach Weimar gehen und beim Verfasser von Werthers Leiden Bedienter werden. Zuletzt überwindet auch hier die Theaterlust alle Rücksichten, er engagirt sich bei einer Truppe, die in Leipzig spielen soll, und wandert, diesmal mit dem Segen seiner Freunde und Bekannten, dahin.

So weit geht Anton Reisers eigene Lebensbeschreibung. An der Fortsetzung verhinderten Moritz andere Arbeiten und Reisen, dann der Tod. Von einem seiner jungen Freunde haben wir einen fünften Theil, der jedoch gegen den reichen und warmen Ton der vier ersteren sehr absticht. Wir erfahren daraus, daß Moritz auch in Leipzig das Ziel seiner Wünsche nicht erreichte. Der Director, bei welchem er sich engagirt, war durchgegangen, die Gesellschaft zerstreut. Er gerieth nach Barby zu den Herrnhutern, deren Bischof Spangenberg

einen wohlthätigen Eindruck auf ihn machte; aber auch hier hielt er es nicht lange aus, sondern ging, mit Unterstützungen, nach Wittenberg, wo er einige Jahre studirte, aber sehr roh lebte. Basedows Ruf zog ihn darauf nach Dessau, wo der große Menschenerzieher ihn mit offenen Armen empfing und, obgleich er Moritz für seine großen Ideen nicht warm genug fand, dennoch ungern von sich ließ. Moritz aber konnte, gleich anderen Lehrern, die Geistestyrannei Basedows nicht ertragen; er ging nach Potsdam, wo wir ihn im Eingang dieses Aufsatzes fanden.

Mit Recht sagt Moritz selbst über seinen Anton Reiser, es sei »eine so wahre und getreue Darstellung eines Menschenlebens, bis auf seine kleinsten Nüancen, als es vielleicht nur eine geben kann.« Wen eine solche getreue Darstellung interessire, der werde auch an dem anfänglich Unbedeutenden, scheinbar Unwichtigen keinen Anstoß nehmen, sondern bedenken, daß das künstlich verflochtene Gewebe eines Menschenlebens aus einer unendlichen Menge von Kleinigkeiten besteht, die alle, so unbedeutend sie scheinen, in der Verflechtung wichtig werden. Was oft, beim Rückblick auf ein vergangenes Leben zuerst zwecklos, als ein abgerissener Faden erscheine, wo man nur Verwirrung, Nacht und Dunkelheit sehe, gestalte sich bei ernsterer Betrachtung ganz anders, die Dunkelheit verschwinde, die Zwecklosigkeit verliere sich, die abgerissenen Faden knüpfen sich wieder an, das Verwirrte ordne, das Mißtönende löse sich unvermerkt in Harmonie und Wohlklang auf.

Freilich ist die Menge der kleinen Züge, aus denen dieses Menschenleben verwebt ist, so groß, daß ich besorge, durch meinen Auszug nicht das Bild geliefert zu haben, welches dem Leser aus der Autobiographie ins Auge springt. Indessen auch nur wieder angeregt zu haben zu

einer ernstern Würdigung dieses philosophischen Romans halte ich für die Erfüllung einer Pflicht. Der Erfahrungssätze für die Erziehung stellen sich daraus so viele in plastischer Deutlichkeit dar, daß das Werk schon um deswillen einen unzweifelbaren Werth behält. Bedenklicher ist die Frage, ob denn in Moritz' Leben selbst alles Mißtönende sich wirklich zu einem Wohlklang aufgelöst habe. Von der Theorie der schönen Künste hat er (er starb schon im fünf und dreißigsten Jahre) nur einige Grundzüge entworfen, selbst ward er so wenig Dichter als Schauspieler, und auch als Mensch kann man seine Erscheinung keine vollendete nennen, indem eine Unstetigkeit, die an Zerrissenheit grenzte, und auftauchende misanthropische Grillen immer wieder zerstörend durch die schönen Linien fuhren, die zu einer edlen humanen Bildung sich gestalten wollten. Mehr jedoch, als der capriciöse Sonderling, zu dem ihn seine nächsten Umgebungen in Berlin machen wollten, war er gewiß; der Grund, das Herz, war gut und edel, die Flamme, die nach dem Höchsten strebte, sein Geist, ächt und rein. Wenn er nicht erreicht, was er erreichen konnte, so lag die Ursache in den Verhältnissen, in einer Erziehung, welche alle Keime so zerdrückt hatte, daß sie nur schief in die Höhe kamen: Wunder genug oder vielmehr ein Zeichen seiner selbsteigenen Kraft, daß sie überhaupt noch emporkeimten. Er war ein edler Mensch, der im näheren Umgange für sich einnahm; wenn er nicht weiter wirkte, ja wenn er auch die ihm näher Stehenden durch das Schroffe und Bizarre seines Wesens häufig zurückstieß, so war es, weil ihm die Weihe eines edleren Familienlebens von Jugend auf gemangelt hatte.

Wen Goethe von geistigen Capacitäten damals loben, wen er vor Andern auszeichnen konnte, der mußte nothwendig Eigenschaften besitzen, die ihm darauf ein Anrecht gaben. Man hat

gefragt, was Goethe in Moritz anziehen konnte. Weniger das, was er geworden, als was er hätte werden können. Es war die Wärme und Wahrheit, die Ursprünglichkeit seiner Empfindungen, eine Wahrheit, die es blieb, auch wo Krankheit und Eitelkeit ihn in verkehrte Richtungen trieben. So aufrichtig aus dem innersten Gefühl heraus sprachen Wenige damals, eine Aufrichtigkeit, die später zum Bewußtsein ward; er war, wenn er ein Buch gelesen, das ihn hinriß, in Besorgniß, daß er in seiner Sprache nicht unbewußt etwas davon sich aneigne. Es war die geborene Dichternatur in Moritz, die bei Goethe anklang, die warmblütige, sinnliche Auffassung der Erscheinungen, der geistigen wie der physischen; eine Dichterphantasie, eine Dichtersprache, der nur noch ein Etwas fehlte, um selbst zu dichten. Ihm, wie dem Meister, war die Natur kein Landschaftsgemälde mit todten Farben, keine Decoration mit beweglichen Figuren, die sich herausnehmen und einfügen lassen zum Schmuck in eine Dichtung: sie war ihm ein lebendiges Ganzes, selbst berechtigt, selbst redend, die aber auch in ihrem kleinsten Theile die Wunder des Ganzen wiederspiegelt, die vom Dichter mit dem Gemüth erfaßt sein will, von der er sich erfassen, fortreißen lassen, mit der er aber nicht spielen darf, wie mit einer selbstgemachten Puppe. Goethe liebte und ehrte den Dichter, der doch nie ein Gedicht geschrieben: aber beide darin auf gleiche Weise Dichter, verglichen mit der Mehrzahl derer, welche damals dafür galten, daß sie diesen Respect vor der Natur mit auf die Welt gebracht. Aber noch etwas Verwandtes, die Seligkeit der Einschränkung, die Moritz anpries, die er mit einem kleinen glücklichen Eiland im stürmischen Meere verglich, der er treu blieb, auch wo seine Phantasie anscheinend wild hinausstürmte, mußte dem Dichter zusagen, der sein:

Immerfort sich selbst beschränkend,
Immer nur das Nächste denkend,

einer philosophirenden Generation zurief, welche, weil Vaterland und öffentliches Leben ihr verschlossen waren, mit ihrem Drange nach vorwärts, mit einem neueren Dichter zu sprechen, »durch die Sterne rutschte«.

Man hat Moritz mystische Tendenzen vorgeworfen, die besonders in seinen späteren Aufsätzen, in seinem Andreas Hartknopf, vorspuken sollten. Daß er auf das unbefriedigte, spukhafte Verlangen in seiner heißen Brust dann und wann einen Dämpfer aufsetzte, den er Resignation nannte, der aber seine erste Wurzel in der süßen Schwärmerei der in der Jugend ihm eingeimpften Guionschen Theosophie haben mochte, darf nicht verwundern. Der Autodidakt, den Lessing und Shakspeare zur Menschenwürde erhoben, konnte kein eigentlicher Mystiker sein. Aber ebensowenig dürfen wir uns wundern, wenn seine nach Poesie dürstende Seele unter der Aufklärung seines Zeitalters keine Nahrung fand, die ihm zusagte, und wenn sie daher nach einer andern suchte. Bei Goethe war er nur zum Besuch; der Kreis, in dem er sich dauernd bewegte, waren Nicolaiten. Die Welt s o l l t e damals aufgeklärt sein, der Wunderglaube s o l l t e an der Wurzel erschüttert werden; das wollten die großen Herrscher der Zeit, Friedrich II., Katharina II., Joseph II. In Deutschland hat es sich noch immer bewährt, daß der Wille der Regierungen, wo sie auch dem Geist ihren Stempel aufdrücken wollen, in der Nation einen Widerstand findet, an dem ihre Bestrebungen scheitern. Die uralte germanische Volksfreiheit hat sich, nach ihrer Unterjochung, in das Reich des Geistes geflüchtet und daselbst ihre feste Burg gefunden. Die Höfe konnten hier nicht, wie unter den romanischen Völkern, der Nation Gesetze vorschreiben, das Volk gab in diesem Falle die Gesetze, die nach einem

gemessenen Kreislauf endlich auch an die Höfe zurückdringen. Wo die Willensäußerungen einer Regierung offenkundig einer Nation eine bestimmte geistige Richtung aufdringen wollen, da jedesmal werden die selbständigen Geister in der Nation von selbst zu einer Opposition erweckt, die um so heftiger wird, je angelegentlicher man bestrebt ist, diese begünstigte geistige Richtung zur alleingiltigen zu erheben.

Auch Friedrich der Große und die ihm gleichdenkenden Fürsten waren nur getragen von den Ideen, die gleichzeitig in ihren Nationen sich hervorgethan hatten. Aber es war nun eine Herrschaft dieser Ideen geworden, die eine Art officiellen Druckes ausübte, den das Gemüth nicht ertrug, einmal, weil es ein Druck war, und dann, was mancher unbestrittenen Herrschaft begegnet, weil er in selbstgefälligem Spiele sich erging und durch den zur Schau getragenen Wahn der Unfehlbarkeit das Gefühl verletzte. Die Aufklärung sollte herrschen und allein herrschen, es koste, was es wolle. Das rief eine Opposition hervor, die mannigfache Gestaltungen annahm: als baarer Aberglauben und Unsinn, wie in den St. Germains, den Cagliostros, Schröpfers und Rosenfelder; als Mysticismus, der in den verborgenen Naturkräften nach Offenbarungen suchte, die über die Regionen des Erdgeistes hinausgehen sollten; als Poesie, welche die Kritik wieder mit dem Glauben schlagen wollte. Wir haben schon erwähnt, daß Moritz uns als einer der unbewußten Vorkämpfer in dieser letzten Beziehung erscheint.

Auch war dies nichts Willkürliches: nachdem die Kritik so lange und bis zum Exceß die Alleinherrschaft geführt, so mußte nun, nach dem ewigen Naturgesetz, die andere Wagschale in die Höhe schnellen. Wir vermeinen, daß in dieser endlichen Welt dieser Proceß immer wiederkehren wird und daß jedesmal, wenn die Vernunft Alles regulirt zu haben meint, das durstig gewor-

dene Menschenherz wieder nach einem ursprünglichen Quell, nach einem Mysterium und seinen Offenbarungen suchen wird. Da wir, wenn nicht alle Erfahrungssätze trügen und die Geschichte keine falsche Lehrerin ist, jetzt auf einen Sieg des Rationalismus hinsteuern, der um so absoluter sein wird, je größer die Anstrengungen sind, seine anbrausenden Wellen zu dämmen und seine Quellen zu verstopfen, so wären wir begierig, in die Zukunft zu schauen, wie dann, wenn er zur unbestrittenen, legitimen und wahrscheinlich tyrannischen Herrschergewalt gelangt ist, das Verlangen nach dem Mysterium sich wieder selbständig regen und in welcher Form alsdann jene freien Geister auftreten werden, welche, wie unser Moritz, für ihre Sehnsucht in dem Geltenden keine Befriedigung finden.

Über Moritz' letzte Lebensjahre müssen wir mit wenigen Worten hinweggehen. Obgleich Hofrath, war er doch nicht glücklich; obwohl geschätzt und in nicht ungünstigen Umständen, fühlte er sich doch nicht behaglich. Gewöhnlich wohnte er in einem Gartenhause, sich allem Umgange verschließend. Halb nackt lag er auf dem Sopha, der bei Tage sein Stuhl, Nachts sein Bette war, oder saß, in einen Pelz gehüllt, am glühend heißen Ofen. An die Wände seiner Wohnung in der neuen Münze, die ihm die Gunst des Minister Heinitz verschafft, ließ er italienische Landschaften malen. In der Idee, als ob er, der Fußreisende, zu schwach zum Gehen sei, verbrauchte er, bei siebenhundert Thaler Gehalt, in einem Jahre mehr als zweihundert Thaler für Fuhrwerk. Um zu sparen, schaffte er sich selbst Equipage an, benutzte sie aber dann sehr selten und machte Spazirgänge von mehren Meilen. Oft glaubte er, todtkrank zu sein, und gefiel sich in der Rolle eines Sterbenden. War er der Rolle überdrüssig, reiste er schnell nach Weimar und kehrte, durch den Umgang mit

Goethe völlig genesen, zurück. Er sah den Faust entstehen, und Goethe theilte ihm mehre Stellen mit, die nachher fortgefallen sind. Er soll einen Schatz märkischer Volkslieder im Kopfe gehabt haben, den er leider nicht niedergelegt hat.

Beim Studium des Schönen hatte er in Italien zuerst als ein gereifter Mann die Wonnen der Liebe kennen gelernt. Jetzt verlangte er nach der Glückseligkeit der Ehe. Da er nirgend das Bild wiederfand, das er sich vorgemalt, gab er seinen Freunden Auftrag, in den Waisenhäusern sich nach einem jungen Mädchen umzusehen, welches er zu seinem Ideal, zur Dankbarkeit und zur Liebe erziehen wollte. Aber in allen Waisenhäusern Berlins fand sich kein Mädchen, das zu einem Ideal taugte. Er fand es endlich in einem fünfzehnjährigen Mädchen, das er 1792 heirathete, um sich bald darauf wieder von ihr zu trennen. Seine Forderungen, heißt es, waren so groß, daß auch der beste Wille ihnen nicht Genüge leisten konnte; doch war die Schuld, welche die eigentliche Trennung herbeiführte, auf ihrer Seite. Nach derselben fühlte er erst den Verlust. Er ertrug die Trennung nicht, er vereinte sich wieder mit seiner Gattin, jedoch nur auf wenige Monate. Nachdem er mit ihr eine Reise nach Dresden unternommen, verfiel er, in Folge eines Blutsturzes, in eine wirkliche tödtliche Krankheit, der er am 26. Juni 1793 erlag.

In eine wirkliche Krankheit, sagte ich. Moritz' ganzes Dasein, ein Gewebe von Phantasieen und Selbsttäuschungen, war ja eigentlich nur eine fortgesetzte eingebildete Gesundheit und eingebildete Krankheit. Die Vorstellungen des unglücklichen Glücklichen waren in stetem Gegensatze zur Wirklichkeit. Geschieden von seiner Gattin, fühlte er erst, daß er sie wirklich liebte; da schrieb er an sie Gedichte, täglich, stündlich,

Die
Geschichtschreibung der Griechen.

Von

W. Rogge.

Erste Abtheilung:

Die Logographen und Herodot.

d

I.

Ein eigenthümliches Geschick hat die Anfänge der griechischen Geschichtsschreibung betroffen. Während jede andere Kunst und Wissenschaft von ihrem ersten Beginne an sich bei den Griechen anerkanntermaßen aus, wenn nicht vollkommnen, so doch bedeutsamen Anfängen, auf dem ihr natürlichen Felde und mit frühzeitiger, fast instinctmäßiger Anerkennung der zu ihrem Dasein erforderlichen Bedingungen, in regelmäßigem und wunderbar schnellem Fortschritte zur höchsten Blüthe entwickelte: so soll die Geschichte gleichsam mit einem Rückschritt ins Leben getreten sein; sie soll, auf gleiche Weise das ihr zugewiesene Material und die ihr bestimmte Form verkennend, anfangs kein anderes Ziel sich gesteckt haben, als die von den Cyklikern bearbeiteten Sagen vom Metrum zu befreien. So soll sie, ein Zwitter von prosaischer und poetischer Sprache und Anschauungsweise (denn Prosa wird Niemand eine Redeart nennen wollen, welche lediglich durch Auflösung des Metrums entstanden), aus dem dürren Boden des gesunkenen Epos entsprossen sein, ein Übergangspunkt gleichsam oder vielmehr ein Lückenbüßer zwischen der Bearbeitung der vaterländischen Sagen auf epischem und dramatischem Wege, ohne jene innere Nothwendigkeit, welche die übrigen Künste aus der unendlichen Versatilität des griechischen Geistes hervorgehen ließ, sondern in der augenblicklichen Ermattung einer bestimmten Art der Poesie wurzelnd (cf. Creu-

zer's Hist. ant. Gr. frgm. und seine »historische Kunst der Griechen«).

Wer möchte in diesem verkrüppelten Gewächse den Stamm erkennen, dessen Krone Herodot und Thucydides bilden? wer in dieser Darstellung der ältesten griechischen Geschichtschreiber, der Logographen, die Vorläufer jener historischen Muster, die noch heute unübertroffen dastehen? Nein: wären die Logographen wirklich Nichts weiter, als das, wozu Creuzer sie machen will, so würde daraus nur folgen, daß sie das Abbild einer merkwürdigen und, für diese Zeit wenigstens, beispiellosen Verirrung des griechischen Geistes wären, die etwa aus dem Kampfe zwischen Poesie und Prosa auf dem Gebiete der Form wie des Materials entstanden sein könnte und zu deren baldiger Überwindung man den Griechen Glück wünschen müßte. Nimmermehr aber dürfte man hier die Anfänge der griechischen Geschichtsschreibung suchen; der erste Historiker wäre dann vielmehr Herodot: eine Ansicht, die allerdings eben so naiv wäre, als wenn man allen Ernstes Homer für den ersten griechischen Dichter halten wollte. Aber immer besser, als wenn man Umsetzungen schlechter Gedichte in Prosa, wie sie wohl die Schulknaben mitunter machen müssen, für die ersten historischen Bücher der Griechen ansieht. Um diese Idee von den Logographen zu rechtfertigen, könnte man allerdings auf die entsprechenden Versuche des heruntergekommenen Mittelalters hinweisen, die Sagen des Heldenliedes in prosaische Romane aufzulösen. Allein man bedenke nur einen Augenblick, ob es irgend statthaft ist, von den Geistesproducten des in literarischer Beziehung vollkommen darnieder liegenden vierzehnten Jahrhunderts einen Schluß auf die Zeiten Griechenlands zu machen, wo, nach der Ermattung des Epos, Lyrik und Elegie in herrlicher Blüthe standen, Philosophie und Dramatik sich zu entwickeln began-

nen. Und, was die Hauptsache ist, wem ist es in Ernst je eingefallen, in diesen mittelalterlichen Romanen die Anfänge deutscher Geschichtsschreibung zu suchen? —

Aber ist dieser Begriff von den Logographen denn auch wirklich der richtige? Wird er durch die uns gebliebenen Trümmer ihrer Schriften, oder durch die Urtheile geistreicher Alten, die ihre vollständigen Werke noch vor Augen hatten, gerechtfertigt? Ist ihr genauer Zusammenhang mit den cyklischen Dichtern auch nur philosophisch scharf genug begründet? und läßt sich in der bereits vorhandenen griechischen Bildung kein anderes Element finden, an das man auf geeignetere Weise die ersten Spuren griechischer Historiographie anknüpfen könnte? Ist man endlich überhaupt berechtigt, bei dem Worte Logographen an eine feste, bestimmte, durch Stil und Material von ihren Nachfolgern gesonderte Klasse von Historikern zu denken? — Können auch einige dieser Fragen erst dann ihre genügende Erledigung finden, wenn wir die einzelnen Geschichtschreiber dieser Zeit näher betrachtet haben werden, so können wir sie doch zum größten Theile schon jetzt beantworten. Und diese Untersuchung im Großen und Ganzen ist unerläßlich, damit wir eine feste Basis für die weiteren Untersuchungen gewinnen, den richtigen Standpunkt für die Beurtheilung des Einzelnen erlangen.

Betrachten wir den damaligen Zustand der Poesie und der eben entstehenden Prosa, so mag es vom rein theoretischen Standpunkte aus Nichts gegen sich haben, daß eine solche Klasse von Schriftstellern, wie man sie unter dem Namen der Logographen sich zu denken beliebt, entstehen konnte: nur immer mit dem Vorbehalte, daß dann die Anfänge der Geschichtsschreibung hier nicht zu suchen wären. Das Epos hatte seinen Höhepunkt durch Homer erreicht; eine große Ermattung machte sich in dieser Dichtungsart fühlbar. Da man

aber von hexametrischer Bearbeitung der Sagen noch nicht lassen wollte, obgleich nach dem Naturgesetze, daß jeder vollendeten Blüthe im Leben der Staaten wie der Wissenschaften das Absterben folgt, die Zeit derselben vorüber war: so erschienen der Iliades post Homerum gar viele. Man suchte, was an wahrhaft poetischem Gehalte, an Einheit diesen Gedichten fehlte, dadurch zu ersetzen, daß man dunklere und halbvergessene Sagen hervorzog, und mit gänzlicher Hintansetzung der epischen Gesetze ganze Kreise von Mythen in Einem Rahmen vereinigte. So entstanden die genealogischen, die cyklischen Gedichte — Gedichte, in denen bald genug Nichts mehr an Poesie erinnerte, als der Numerus. Da nun zu gleicher Zeit in Ionien die Prosa als Schriftsprache sich ausbildete, so konnte gar wohl Jemand auf den Einfall kommen, wie etwa später Apollodor, diese Erzählungen vom Zwange des Metrums zu befreien und in sogenannte Prosa umzugießen. Nur würde freilich in derartigen Schriften der Mangel des Versmaßes das Einzige gewesen sein, was an Prosa erinnerte, sowie der Umstand, daß doch Etwas erzählt wurde, das Einzige, was diese Autoren zu Historikern gestempelt hätte. Die in der Natur der Sache begründete Änderung des Dialektes käme dann noch hinzu, die oben angedeutete Parallele mit den Romanschreibern des vierzehnten Jahrhunderts zu vollenden. Aber wir sollen bei alledem in den Logographen nicht, wie in diesen, einen Auswuchs der Literatur: wir sollen in ihnen den Übergang von historischer Poesie zu prosaischer Historie, die Vorläufer des Herodot und Thucydides erblicken. Ja, die Alten selbst scheinen eine solche Anknüpfung zu bestätigen, wenn sie den Cykliker Eumelus einen historischen Dichter nennen und von dem Logographen Akusilaus melden, er habe den Hesiod in Prosa umgesetzt.

Doch lassen wir zwei so unsichere Namen: um so mehr, als die Ächtheit von Eumelus' Korinthika noch großem Zweifel unterworfen ist, und von Akusilaus bereits dem Suidas nur untergeschobene Schriften bekannt waren. Auch der unbestimmte Begriff eines historischen Dichters wird uns nicht viel weiter helfen. Auf so unsicherem Boden darf die Behauptung eines engen Zusammenhanges zwischen Cyklikern und Logographen nicht gebaut werden: zumal da es auch schon vom rationellen Standpunkte aus auffallend erscheinen muß, daß die historische Poesie, auch nachdem sie hier angeblich einen andern Weg eingeschlagen hatte, dennoch nicht verstummte, sondern im Chörilus von Samos noch einen ferneren Bearbeiter von Bedeutung fand. Prüfen wir also lieber bestimmtere Zeugnisse der Alten! Unter diesen scheint zuvörderst die gewichtige Autorität Strabo's schwer für die von den Logographen aufgestellte Ansicht in die Wage zu fallen. Sie ahmten, sagt er (I. pag. 34, ed. Almelov.), die Dichter nach, lösten nur das Metrum auf, schlossen sich aber sonst ganz an sie an. Nimmt man diese Stelle in ihrem wörtlichsten Sinne, betrachtet man jeden Ausdruck in derselben als abgewogen, so werden dadurch allerdings den Logographen die drei Eigenschaften abgesprochen, ohne die kein Historiker denkbar ist: richtige Wahl des Materials, Kritik, historischer Stil. Aber gesetzt auch, man wollte das Urtheil des Geographen in historischen Dingen als genau bedacht und ganz präcis ausgedrückt ansehen, so muß man doch immer gleich erwägen, daß es sich hier der Natur der Sache nach um Ansichten, nicht um Facta handelt, mithin also keine Autorität hier als vollkommen bindend betrachtet werden darf. Und wie leicht konnte Suidas nicht, nach ungenügender Prüfung der alten historischen Denkmäler, durch die vielen mythischen Elemente, durch die ungelenke Prosa,

aber von hexametrischer Bearbeitung der Sagen noch nicht lassen wollte, obgleich nach dem Naturgesetze, daß jeder vollendeten Blüthe im Leben der Staaten wie der Wissenschaften das Absterben folgt, die Zeit derselben vorüber war: so erschienen der Iliades post Homerum gar viele. Man suchte, was an wahrhaft poetischem Gehalte, an Einheit diesen Gedichten fehlte, dadurch zu ersetzen, daß man dunklere und halbvergessene Sagen hervorzog, und mit gänzlicher Hintansetzung der epischen Gesetze ganze Kreise von Mythen in Einem Rahmen vereinigte. So entstanden die genealogischen, die cyklischen Gedichte — Gedichte, in denen bald genug Nichts mehr an Poesie erinnerte, als der Numerus. Da nun zu gleicher Zeit in Ionien die Prosa als Schriftsprache sich ausbildete, so konnte gar wohl Jemand auf den Einfall kommen, wie etwa später Apollodor, diese Erzählungen vom Zwange des Metrums zu befreien und in sogenannte Prosa umzugießen. Nur würde freilich in derartigen Schriften der Mangel des Versmaßes das Einzige gewesen sein, was an Prosa erinnerte, sowie der Umstand, daß doch Etwas erzählt wurde, das Einzige, was diese Autoren zu Historikern gestempelt hätte. Die in der Natur der Sache begründete Änderung des Dialektes käme dann noch hinzu, die oben angedeutete Parallele mit den Romanschreibern des vierzehnten Jahrhunderts zu vollenden. Aber wir sollen bei alledem in den Logographen nicht, wie in diesen, einen Auswuchs der Literatur: wir sollen in ihnen den Übergang von historischer Poesie zu prosaischer Historie, die Vorläufer des Herodot und Thucydides erblicken. Ja, die Alten selbst scheinen eine solche Anknüpfung zu bestätigen, wenn sie den Cykliker Eumelus einen historischen Dichter nennen und von dem Logographen Akusilaus melden, er habe den Hesiod in Prosa umgesetzt.

Doch lassen wir zwei so unsichere Namen: um so mehr, als die Ächtheit von Eumelus' Korinthika noch großem Zweifel unterworfen ist, und von Akusilaus bereits dem Suidas nur untergeschobene Schriften bekannt waren. Auch der unbestimmte Begriff eines historischen Dichters wird uns nicht viel weiter helfen. Auf so unsicherem Boden darf die Behauptung eines engen Zusammenhanges zwischen Cyklikern und Logographen nicht gebaut werden: zumal da es auch schon vom rationellen Standpunkte aus auffallend erscheinen muß, daß die historische Poesie, auch nachdem sie hier angeblich einen andern Weg eingeschlagen hatte, dennoch nicht verstummte, sondern im Chörilus von Samos noch einen ferneren Bearbeiter von Bedeutung fand. Prüfen wir also lieber bestimmtere Zeugnisse der Alten! Unter diesen scheint zuvörderst die gewichtige Autorität Strabo's schwer für die von den Logographen aufgestellte Ansicht in die Wage zu fallen. Sie ahmten, sagt er (I. pag. 34, ed. Almelov.), die Dichter nach, lösten nur das Metrum auf, schlossen sich aber sonst ganz an sie an. Nimmt man diese Stelle in ihrem wörtlichsten Sinne, betrachtet man jeden Ausdruck in derselben als abgewogen, so werden dadurch allerdings den Logographen die drei Eigenschaften abgesprochen, ohne die kein Historiker denkbar ist: richtige Wahl des Materials, Kritik, historischer Stil. Aber gesetzt auch, man wollte das Urtheil des Geographen in historischen Dingen als genau bedacht und ganz präcis ausgedrückt ansehen, so muß man doch immer gleich erwägen, daß es sich hier der Natur der Sache nach um Ansichten, nicht um Facta handelt, mithin also keine Autorität hier als vollkommen bindend betrachtet werden darf. Und wie leicht konnte Suidas nicht, nach ungenügender Prüfung der alten historischen Denkmäler, durch die vielen mythischen Elemente, durch die ungelenke Prosa,

die er in ihnen vorfand, zu dem obigen Urtheile verführt werden? wie leicht dieses niederschreiben, ohne seine Worte im strictesten Sinne genommen wissen, ohne etwas mehr sagen zu wollen, als daß in Bezug auf Material und Darstellung manche Ähnlichkeit zwischen den Cyklikern und Logographen sich fände? — Mißtrauen gegen den auf der Hand liegenden Zusammenhang zwischen beiden Arten von Autoren muß es wenigstens von vorn herein erregen, daß derselbe dem scharfen Blick des Dionys, selbst dem des Thucydides entgangen ist, der doch sonst wahrlich zu keinem gelinden Urtheile über seine Vorgänger aufgelegt ist. Beide finden zwar wohl Mythisches in ihren Schriften, aber keineswegs allein, Dionys sogar nur als Nebenbestandtheil: poetische Elemente aber (und diese sind wohl von den mythischen zu unterscheiden) nur hin und wieder der Halikarnassier; in eine bestimmte Verbindung mit den cyklischen Gedichten endlich bringt sie keiner von beiden. —

Doch das sind immer nur zwei negative Zeugnisse und eine Hypothese gegen eine positive Autorität. Daher müssen wir jetzt einen andern Weg der Beweisführung versuchen. Gelingt es uns aber nun zu zeigen, daß bei den Logographen allerdings Wahl in Bezug auf das Material stattfand, sie sich also bald von der Darstellung bloß mythischer Zeiträume entfernten, daß ferner von Anfang an bei ihnen der gute Wille zur Kritik und besonders die Erkenntniß derselben als einer conditio sine qua non für die Historie vorhanden war, daß sie endlich in einem keineswegs so völlig ungelenken Stile schrieben: so fällt jene Behauptung Strabo's von selbst zusammen; so muß man dieselbe entweder in dem oben als möglich angedeuteten weiteren Sinne nehmen, oder den Geographen eines Irrthums zeihen; so ist es entschieden, daß der Zusammenhang mit den Cyklikern Nichts weiter sagen will, als

daß Prosa und Kritik noch in ihrer Kindheit waren und daß die ersten Historiker dasselbe Material bearbeiteten, wie die erwähnten Dichter. Dieser Zusammenhang ist aber offenbar nur ein illusorischer. Denn fängt nicht die Geschichtschreibung aller Völker damit an, daß sie ihre Urzustände aufzuklären sucht und also zuerst sich den heimischen Sagen zuwendet? Ja, ist nicht eben dies Streben gewissermaßen ein Erkennen der historischen Grundbedingung, daß die menschlichen Schicksale so verflochten sind, daß jeder Zeitraum derselben nur durch Kenntniß des vorhergehenden selbst verständlich wird? Dazu rechne man nun noch die Eigenthümlichkeit des lebhaften griechischen Geistes, der meistens (man vergleiche die Anfänge der Philosophie, der Naturwissenschaften, ja selbst der Geographie) das Dunkle und Fernliegende zuerst zu erfassen und durch Hypothesen aufzuklären suchte, bevor er sich an das Nähere und Praktische fesseln und es durch mühsame Nachforschungen und Hypothesen aufhellen mochte. —

Es hatten aber die Logographen, so sagt Dionys, einen und denselben Zweck. Was sich von Denkmälern über ganze Völker oder Städte*) bei den Einwohnern fand, in Tempeln oder profanen Gebäuden, das wollten sie durch ihre Schriften zur allgemeinen Kenntniß bringen: aber genau so, wie sie es vorfanden, Nichts zusetzend, Nichts fortnehmend. Darin befanden sich denn auch einige Mythen, die man um ihres Alters halber für wahr hielt, auch einige theatralische Peripetieen, die den jetzigen Menschen viel Richtiges zu enthalten scheinen. — So weit der Halikarnassier über das Material, das die Logographen verarbeiteten. Er stellt sie also fast noch eine Stufe höher, als unsere Chronisten; und wie man

*) μνῆμαι κατὰ ἔθνη καὶ κατὰ πόλεις. d. Thuc. jud. cap. 5. Reisk. ed. pag. 818. cf. Cic. de orat. 2, 12.

auch sonst über ihn und Strabo denken mag, hier steht sein Zeugniß höher. Denn er giebt, was er vorfand und nach aufmerksamer Prüfung: Strabo nur eine Hypothese über das, was er schwerlich so genau wie Dionys gelesen. Bestätigt aber werden des Letzteren Worte über die mühsame Weise, wie diese Historiker das Material zu ihren Schriften sammelten, durch die großen Reisen des Milesiers Hekatäus, des vielgewanderten Mannes, wie ihn Agathemerus zu wiederholten Malen nennt. Unternahm er diese Reisen auch wohl nicht allein um wissenschaftlicher Zwecke willen, so hatte er sie doch stets dabei im Auge: Beweis dafür, was uns Herodot über seinen Aufenthalt in Ägypten berichtet, sowie ferner seine bedeutende politische und geographische Wirksamkeit. Fügen wir noch hinzu, daß, wenn wir gleich von Hekatäus aus seinen Fragmenten nicht schließen dürfen, er habe sich schon mit der Zeitgeschichte beschäftigt, dies doch bei seinem jüngern Zeitgenossen Charon bereits aufs Entschiedenste der Fall war, so wie auch, daß Dionys an einer andern Stelle (ad Cn. Pomp. pag. 769.) sagt, Herodot habe sich von dem Stoffe, den Charon und Hellanikus vor ihm bearbeitet, nicht wie Thucydides abgewendet: so, denke ich, ist es erwiesen, daß in Bezug auf Wahl und Sammlung des Materials allerdings historischer Sinn bei den Logographen waltete und von einem Herüberziehen des Stoffes aus den Cyklikern die Rede nicht sein kann. Diese Behauptung stößt auch Thucydides' strenges Urtheil nicht um. Er sagt an einer Stelle (1, 21.), die übrigens mehr die Kritik der Logographen, als ihre Materialien betrifft und die daher sogleich näher in Betracht gezogen werden soll — er wolle erzählen weder wie die Dichter gesungen hätten, die Alles vergrößerten und ausschmückten, noch wie die Logographen, die Dinge vortrügen, welche man keiner Prüfung unterziehen könne und die wegen ihres Alters

meistens in Mythen entartet wären. Trotz der Bitterkeit seines Urtheils stellt er also doch Dichter und Logographen, weit entfernt, sie mit einander in Zusammenhang zu bringen, vielmehr sich gegenüber; auch nennt er die Mythen nicht als das einzige Material, das die Logographen verarbeitet. —.

Aber noch grösseres Unrecht begeht man, wenn man der Klasse von Schriftstellern Sinn für Kritik abspricht, unter denen Hekatäus also anhub: Dies erzählt Hekatäus von Milet; solches aber schreibe ich, wie es mir wahr scheint. Denn die Sagen der Hellenen sind meines Bedünkens viel an Zahl und lächerlich. — Freilich aber konnte seine Kritik Thucydides nicht mehr genügen: er sagt von allen Logographen, es sei ihnen mehr um eine angenehm anzuhörende, als um eine wahre Erzählung zu thun gewesen. Auch Strabo sagt (8, 521), sie stimmten, bei ihrer Mythographie an Fabelei gewöhnt, über dieselben Dinge nicht mit einander überein. Doch damit ist ihnen noch keineswegs das Streben nach Kritik abgesprochen. Auch bedenke man, welche Mittel ihnen damals zu Gebote standen. Der Poet ist dem Wesen nach fertig, wenn der göttliche Funke in ihm lebt: der Kritiker muß sich auf die Bemühungen vorangegangener Menschenalter stützen können, um ein vollendeter zu sein; seine Kunst kann nicht ausgebildet aus seiner eignen vereinzelten Denkkraft hervortreten, wie Minerva aus Jupiter's Haupte. War doch selbst die Erforschung der Naturgesetze noch in ihrer Kindheit; sie konnten noch keinen Prüfstein für die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines Ereignisses abgeben. Im Gegentheil, dem phantasiereichen griechischen Gemüthe drängte sich die Erde in ihrer wunderbaren Mannigfaltigkeit so entschieden auf, daß es Nichts auf derselben, selbst keine nur von Hörensagen bekannte Erscheinung in Abrede zu stellen wagte. Was blieb der Kritik also für ein Mittel, als Prüfung der berichtenden Zeug-

nisse? Und daß die Logographen mit diesen rechtschaffen umgingen, geht doch aus der angeführten Stelle des Dionys entschieden hervor. — Von Wichtigkeit ist es auch, daß Herodot, der sich doch sonst ziemlich streitlustiger Natur gegen Hekatäus und die asiatischen Ionier zeigt, ihnen dennoch nirgend Kritiklosigkeit vorwirft. Die meisten Invectiven sind, wunderbarer Weise, gegen ihre geographischen Ansichten gerichtet, wo er denn doch oft selbst Nichts oder nicht viel Besseres substituirt. Denn wenn er Hekatäus vorwirft, daß er sich in Ägypten, den genealogisirenden Priestern gegenüber, einen ganz hübschen Stammbaum zusammengefabelt, oder daß er bei der Erzählung eines alten sagenhaften Streites zwischen Athenern und Pelasgern sich zu bestimmt für die letzteren erklärt habe, so wird man das eben so wenig für Kritiklosigkeit halten, als wenn Charon leider! bereits aus Menschengefälligkeit die Geschichte zu entstellen wagte. Ja, sollte es wohl ein Paradoxon sein, wenn man aus dem Umstande, daß die Historie schon aufs Prokrustusbette gespannt wurde, auf eine bereits ziemlich ausgebildete Historiographie schließen wollte? Sicher ist es ein Zeichen, daß sie sich schon im Leben geltend zu machen begann. Von Bedeutung ist aber Herodots Schweigen hier gewiß: denn der puerilen Vorstellung von dem naiven Ionier mit dem kindlichen Gemüth, der selbst nicht viel von Kritik verstand, wird seit Dahlmanns Schrift über ihn hoffentlich Niemand mehr huldigen.

Betrachten wir endlich noch Stil und Darstellungsweise der Logographen. Daß die letztere noch nicht weit vorgerückt war, wird Niemand Wunder nehmen. In der That scheint von eigentlicher historischer Kunst noch nicht die Rede gewesen zu sein. Denn nach Dionys' Bericht erzählten sie, die Einen die Geschichten der Barbaren, die Andern die der Hellenen, jedoch ohne sie mit einander zu verknüpfen, getrennt nach

Städten und Völkern. Also in der Weise unserer Chronisten: und doch auch hier wieder über diesen stehend. Denn so lange die wahre historische Einheit noch fehlt, ist jedenfalls die ethnographische Verbindung bei den Logographen der synchronistischen bei den Chronisten vorzuziehen. Und was kann man billiger Weise mehr verlangen? Es ist auch hier etwas ganz Anderes um die poetische Einheit eines Epos, als um die historische eines Geschichtsbuches: erstere kann das Product wahrhaft dichterischer Begeisterung sein, letztere nur aus längerem Studium allmälig hervorgehen. Und ist die Zahl der Historiker, denen es gelang, die Ereignisse wahrhaft künstlerisch zu gruppiren, von Hekatäus bis auf unsere Zeit, denn überhaupt so groß? Diese historische Einheit also von den Logographen verlangen, heißt im höchsten Grade unbillig sein. Daß aber mit dem bloßen Zusammenfassen mehrer oder aller Völker in Einem Werke der historischen Kunst gedient sei, will nicht einleuchten. Steht nicht im Gegentheile die einfache ethnographische Erzählung höher als die Universalhistorie eines Diodor, bei dem auf eine wahrhaft widerliche Weise ein Stückchen römischer Geschichte am Ende jeder Olympiade sich wie ein Gallimathias in die hellenische verirrt? — Was nun aber die Sprache selbst anbetrifft, so scheint zuvörderst des strengen Thucydides Behauptung, die Logographen hätten mehr auf angenehm anzuhörende, als auf wahrhafte Erzählung gedacht, nicht sehr mit Strabo's Worten zu stimmen. Doch kann man diese Stelle auch so verstehen, als betreffe sie blos den Inhalt. Auch auf Eustathius' Behauptung (ad Hom. Il. pag. 7. ed. Basil.), Hekatäus' Stil sei dem des Herodot ähnlich, möchte ich nicht viel Gewicht legen. Zwar führt Porphyrius *) mehre Stellen an, die

*) op. Euseb. Praepar. X. pag. 466. B. κατὰ λέξιν – βραχέα παραποιήσας.

dieser wörtlich von jenem entlehnt haben soll; doch schwächt er selbst sein Zeugniß durch den Zusatz: jedoch mit kleinen Veränderungen. Halten wir uns also an Dionys! Die Sprache der Logographen war ihm zufolge deutlich, rein, bündig, den Ereignissen angemessen und ohne technische Ausschmückung, obwohl sie zur Abwechslung auch tragische Redeweisen nicht verschmähten. —

Gegen so bestimmte Zeugnisse kann Strabo's Behauptung nicht Stich halten; indeß bleibt noch ein Einwurf zu widerlegen. Warum, kann man sagen, die Reihe der Logographen immer mit Hekatäus beginnen? warum nicht auf seine Vorgänger Kadmus, Aristeas, Akusilaus Rücksicht nehmen? Mag Dionys statt meiner antworten. Von den ganz alten Schriftstellern, sagt er, kann ich nicht ermitteln, welch ein Stil ihnen eigen war. Denn ihre meisten Schriften sind verloren und was noch da ist, gilt nicht bei Allen für recht. Dies ist der Fall mit Kadmus aus Milet, Aristeas aus Prokonnesus und den ihnen zunächst Lebenden. — Dabei können wir uns füglich beruhigen und uns des Urtheils über Männer enthalten, von denen schon vor achtzehn Jahrhunderten ein Ästhetiker, der nur gar zu gerne über Alles sprach, Nichts zu wissen gestand. Wo nicht, nun so mag man in ihnen immerhin Autoren von dem Schlage suchen, wie Strabo sie beschreibt: nur spreche man dann nicht von Anfängen der Historiographie bei ihnen. Nach dem Stande unsrer Kenntnisse ist für uns Hekatäus der erste Historiker. Wir bedürfen, um dies festzustellen, nicht des Suidas bestätigender Autorität, noch kann Josephus' oder Plinius' Zeugniß (der überdies mit sich selbst in Widerspruch ist), die sich beide für Kadmus entscheiden, diese Behauptung umstoßen. —

Sind wir bisher nun bei der Zerstörung der Brücke zwischen Cyklikern und Logographen nur negativ zu Werke

gegangen, so wollen wir jetzt versuchen, einen anderen Anknüpfungspunkt aufzufinden zwischen den Anfängen der griechischen Historiographie und der schon vorhandenen Bildung. Dieser ist uns aber in der gleichzeitig entstehenden Naturphilosophie der Jonier gegeben. Das Cement dabei waren die gleichen geographischen Bestrebungen und die gemeinsame Benutzung der eben zur Schriftsprache erhobenen Prosa. Eine Zusammenstellung von Logographen und Philosophen wird jetzt schon nicht mehr als widersinnig erscheinen. Einen Schüler des Protagoras nennt Suidas den Hekatäus. Selbst die Alten also brachten den Historiker, der mit einem Anathem gegen die Sagen anhub, mit dem Philosophen zusammen, der sein Werk mit den Worten begann: Ob es Götter giebt, ob nicht, weiß ich nicht zu sagen. Der derbe Anachronismus in Suidas' Behauptung dürfte nicht stören, ja er wäre im Gegentheil ein Beweis des engen Zusammenhanges, den die Griechen sich zwischen ihren Philosophen und ersten Historikern dachten, wenn wir nur die Quelle dieser Nachricht kennten: denn bei unserm Kompilator selbst kann allerdings nicht mehr die Rede davon sein, daß hinter solchen Schnitzern tiefere Ideen verborgen liegen. Doch lohnt es immer der Anführung, daß Hekatäus bei Strabo (XII. pag. 828.) sogar des Xenokrates Schüler heißt. — Gehen wir nun aber auf sichere Zeugnisse über, so ist Eratosthenes' Autorität entscheidend, der den Hekatäus mit der Philosophie vertraut nennt und ihn mit Thales' Schüler Anaximander in Verbindung bringt (op. Strab. 1. pag. 13.) Dazu kommt, daß Agathemerus*) ihn geradezu als Verbesserer von Anaximanders geographischen Arbeiten anführt. So, denke ich, wird die Hypothese (denn von Vermuthungen kann ja hier der Natur

*) op 1. Beide Stellen sind zu verbinden.

der Sache nach nur die Rede sein), daß die entstehende Historiographie sich besonders an die jonische Philosophenschule angelehnt und daß es die Geographie gewesen, die beide mit einander verknüpft, zu einer höchst wahrscheinlichen. Als zweites Glied der verbindenden Kette die prosaische Redeweise anzusehen, liegt ebenfalls nahe, wenn man bedenkt, daß Pherekydes von Syros, der erste Prosaiker, Hekatäus' älterer Zeitgenosse und ebenfalls einer der frühesten Philosophen war. — Nun aber verbreitet sich über die Anfänge der griechischen Historiographie ein Licht, das sie würdig macht, als ebenbürtige Kinder des hellenischen Geistes in gleichen Rang mit den Ursprüngen der übrigen Künste zu treten. Wir sehen sie, die zu ihrem Dasein erforderlichen Bedingungen anerkennend, im Bunde mit Geographie, Philosophie und Prosa aufsprießen; in einem Lande, das durch seinen Handel, seine blühenden Seestädte, Menschen- und Erdkenntniß vor vielen begünstigte und durch seine freie Verfassung jedem Bürger Sinn für den Staat, für Politik und somit auch für Geschichte einflößte; zu einer Zeit, als eben dies Land durch den jonischen Aufstand die Mutter des größten Ereignisses in der hellenischen Geschichte ward; endlich unter den Händen, nicht (wie im Mittelalter) von Stubensitzern, sondern von weitgereisten Männern, die zum Theil, wie Hekatäus, in den Vorgängen der Zeit selbst eine bedeutende Rolle spielten. Diese Ansicht des Großen und Ganzen soll nun eine nähere Betrachtung der einzelnen Logographen weiter begründen und ausführen. —

Doch noch ein Wort vorher über die übliche Benennung dieser ersten Historiker. Schon das Vorige macht es unwahrscheinlich, daß man bei dem Worte Logographen an eine fest abgegrenzte und von ihren Nachfolgern, besonders von Herodot, ganz bestimmt gesonderte Klasse von Geschichtschreibern

zu denken hat. Herodot selbst kennt eine solche Klasse durchaus nicht: er nennt auch Aesop einen Logographen (2, 134). Noch weniger fällt es ihm ein, sich selbst in dieser Art von seinen Vorgängern zu scheiden: er betitelt sein Werk bald Historie, bald Logos: und Arrian spricht *) ohne Unterschied von den Logographen Herodot und Hekatäus. Noch bestimmter erklärt sich Harpokration: Logograph ist dasselbe, was wir jetzt unter Historiker verstehen — eine eben so wahre oder unwahre Äußerung, als wenn man behaupten wollte, zwischen einem Chronisten und einem Ranke sei nur ein nomineller Unterschied. Durch diese Betrachtung soll Dionys' Behauptung, Herodot habe in Darstellung und Stil einen Fortschritt gemacht, natürlich nicht angegriffen werden: aber der Begriff von den Anfängen der Historiographie als einer bestimmten Vorstufe, die noch kein eigentlich historisches Element enthielt und in die erst Herodot Darstellung und Stil, Thucydides Kritik gebracht, muß durch sie umgeworfen werden. Die Logographen sind eben so wenig streng von Herodot zu sondern, als dieser, namentlich in Bezug auf Kritik, von Thucydides. Mit einem Worte: an scharf begrenzte Vor- und Übergangsstufen ist auf dem Gebiete der Geschichtschreibung so wenig zu denken, als auf dem einer andern Kunst. Im Gegentheil werden wir die historische Weise der Logographen in den sogenannten Atthidenschreibern weiter fortleben sehen. Nur das steht fest, daß in späterer Zeit die mit Historie zusammengesetzten Worte mehr in Aufnahme kamen und daß man die Muster der Geschichtschreibung vor Augen, mit der Benennung Logographen einen gewissen Nebensinn verband, der auf Mängel in Kritik, Darstellung und Stil Bezug hatte. Das Wort hatte also ein ähnliches Schicksal, wie

*) 5, 6. *Ἡρόδοτος καὶ Ἑκαταῖος οἱ Λογοποιοί.*

Dürftigkeit der Fragmente im Ganzen mit Dionys' Urtheil über die historische Kunst der Logographen im Allgemeinen begnügen. Dasselbe gilt von den Quellen, die er benutzt. Zwar kann man anführen, daß er nach Klemens (Strom. VI. pag. 752. ed. Potter.) besonders den Melesagoras gebraucht oder vielmehr geplündert haben soll: doch ist das eben nur ein Name für uns und überhaupt möchte ich der Stelle kein Gewicht beilegen, da Klemens hier ganz genau über die Benutzung von Historikern (z. B. Kadmus) spricht, von denen schon Dionys nichts als den Namen kannte. — Von seinem Stil sagt Demetrius (de elocut. §. 12), er sei ein Gegensatz zur periodologen Schreibweise: die Sätze ständen für sich und unverbunden, ohne nach einem Gesetz der Nothwendigkeit, wie in der Periode, auf einander zu folgen. Einen merkwürdigen Beleg dazu giebt ein von Longin erhaltenes Fragment: Die Herakliden sind vor Eurystheus zu dem trachinischen Könige Ceyx entflohen. Eurystheus droht diesem mit Krieg, wenn er sie nicht ausliefere. Dann Hekatäus Worte: »Ceyx, dies für schrecklich haltend, befahl den Herakliden sogleich das Land zu verlassen. Denn ich bin nicht im Stande Euch zu helfen; damit Ihr nun nicht selbst untergeht und mich zu Grunde richtet, geht fort zu einem andern Volke!« Andere Urtheile über Hekatäus' Stil sind bereits erwähnt worden; der Dialekt war der ältere ionische, der sich nach Dionys bei den Logographen nicht sehr vom altattischen unterschied.

Der Versuch, uns ein deutliches Bild von den Schriften des Milesiers zu entwerfen, wird nicht nur durch die Dürftigkeit der Fragmente und durch die Schwierigkeit, sie zu ordnen, sondern auch durch den Umstand vereitelt, daß den Namen Hekatäus gar viele geographische und historische Schrift=

steller führten *). So wird es nicht nur für uns oft zweifelhaft, ob eine unter diesem Namen angeführte Stelle oder Schrift unserm Logographen vindicirt werden dürfe, wenn dem Citate nähere Bestimmungen fehlen: sondern die Alten selbst sind schon sehr im Unklaren darüber, welche Bücher den Namen unseres Milesiers mit Recht tragen. Will ihm Kallimachus doch selbst eines seiner Hauptwerke, die Periegesis, absprechen! — So bleibt uns denn, da der Ort zu gelehrten Untersuchungen hier nicht ist, Nichts weiter übrig, als uns an seine drei unzweifelhaft ächten Hauptwerke zu halten und nach ihren Fragmenten, mit Übergehung der Schriften über Abraham, die Weisheit der Ägypter und ähnlicher, so gut es gehen will, einen Schattenriß seiner historischen Wirksamkeit zu zeichnen. Zwar liegt die Periegesis uns hier eigentlich ferner, als ein geographisches Werk: doch läßt sich einestheils Geographie und Historie nie, am wenigsten bei den Logographen und auch noch bei Herodot, so scharf von einander trennen, anderntheils ist es besonders dies Werk, bei dem wir mit Sicherheit nachweisen können, daß Herodot seinen Vorgänger vielfach benutzt und wie er über ihn geurtheilt hat **). Die ganze Erde, eine runde vom Oceanusflusse umflossene Scheibe, zerfiel ihm in zwei ungefähr gleiche Theile, die er Asia und Europa nannte und von denen der erste wieder durch den dem Oceanus entströmenden Nil in Asia im engeren Sinne und Libyen geschieden wird. Alle diese Länder

*) Creuzer (Hist. Gr. frg. pag. 36) zählt allein fünf, die über Ägypten schrieben, wenn auch nicht aller Existenz ganz sicher ist.

**) Cf. Her. 2, 21 und 23 — 4, 36. Ist auch hier Hekatäus' Name nicht genannt, so ergiebt sich doch aus andern Stellen und den bekannten geographischen Ansichten der asiatischen Ionier, daß er gemeint ist.

nun beschrieb Hekatäus in seinem geographischen Werke, wie eigne Reisen und fremde Berichte sie ihn kennen gelehrt hatten, richtige und glaubhafte Notizen mit Hypothesen mischend, die in dem Systeme der jonischen Philosophenschule ihre Quelle hatten. Die einzelnen Theile des Werkes führten gesonderte Titel, wie: Beschreibung Asiens, Ägyptens, des Chersonnesos u. s. w. Dennoch unterliegt es keinem Zweifel, daß diese Abschnitte zusammen ein Ganzes bildeten, da z. B. die Ägypten betreffenden Fragmente als Stellen bald einer Erdbeschreibung, bald einer Beschreibung Ägyptens oder auch Libyens citirt werden.*) Besonders ausführlich scheint er über dies Land gewesen zu sein, das er ja auch selbst bereiste. Übrigens beschränkte er sich keineswegs auf trockne geographische Notizen, sondern nahm auch auf, was ihm über die Lebensweise der Einwohner, über Produkte u. s. w. bekannt war. Diesen Theil seines Werkes hat denn auch Herodot am Eifrigsten benutzt: ja nach Porphyrius soll er Vieles, so die Beschreibung des Nilpferdes, der Krokodiljagd, wörtlich aus ihm aufgenommen haben. Dies bestimmte Zeugniß scheint Dahlmann entgangen zu sein; denn ihm gegenüber will die Behauptung, Herodot habe unsern Schriftsteller zwar gekannt, aber nicht mit Zutrauen benutzt, nicht recht Stich halten. Überdies stützt sich diese Ansicht besonders darauf, daß er allerdings gegen des Milesiers geographische Hypothesen, gegen seinen Oceanus, seine Nilquellen, seine wie auf der Drechselbank abgehobelte Erdscheibe, ziemlich derb zu Felde zieht. Aber Mißtrauen gegen das in einem Buche herrschende System begründet noch keineswegs Mißtrauen gegen die darin enthaltenen Fakta. Im Gegentheil, die Art, wie

*) Dies Letztere spricht auch dafür, daß diese Abtheilungen erst von Späteren herrühren, worauf auch die Analogie hinführt.

Herodot von allen seinen Vorgängern nur diesen namentlich erwähnt, Vieles aus ihm entlehnt, ihn zu widerlegen sucht, wo er ihm nicht beistimmen kann, zeigt deutlich, daß er ihn vor allen Anderen gelesen hatte und hochachtete, seinen bedeutenden Einfluß auf die Zeitgenossen anerkannte und ihm nur bei dem freien Blick, den er selbst sich stets bewahrte, nicht mit blindem Zutrauen folgte. —

Gehen wir jetzt zu Hekatäus' historischen Schriften über! Der Genealogien werden vier Bücher erwähnt; sie scheinen sich, nach den erhaltenen Fragmenten zu schließen, allerdings nur mit mythischen Gegenständen und zwar nur mit den Stamm- und Heroensagen des eigentlichen und kleinasiatischen Griechenlands beschäftigt zu haben. Doch darf man hiebei nicht unberücksichtigt lassen, daß die meisten dieser Trümmer uns eben durch Kompilatoren erhalten sind, unter denen Pausanias und Athenäus noch die besten: daß diese aber hauptsächlich mythische und fabelhafte Erzählungen vor dem Untergange bewahrten, darf uns nicht Wunder nehmen. Der Faden, an welchem er die Mythen an einander reihte, scheint bald die Person eines einzelnen Heros, bald ein ganzer Volksstamm gewesen zu sein. So bildeten die auf Herakles bezüglichen Fabeln wahrscheinlich ein Ganzes, so wie andrerseits die Nationalsagen der Äoler und Ätolier: ja diese werden auch unter dem besondern Titel Äolika erwähnt. Hieraus aber auf eine für sich bestehende Schrift zu schließen, würde voreilig sein, wiewohl es allerdings zweifelhaft bleiben mag, ob diese Äolika zu den Genealogien gehörten oder einen Abschnitt der Historien bildeten. Da jedoch, wie wir bei der Betrachtung dieser letzteren Schrift sehen werden, die Vermuthung, daß beide zusammen Ein von mythischen zu mehr historischen Zeiten allmälig fortschreitendes Werk bildeten, nicht unwahrscheinlich ist, so könnte man eben in den äolischen

und ätolischen Begebenheiten den Theil entdecken, der aus dem Reiche der Fabeln hinüberführte. Denn die hier aufgenommenen Begebenheiten gehören bereits mehr der wirklichen Geschichte an, wie die Eroberung von Elis durch die Egeer; ja vielleicht war in diesem Abschnitte auch schon von der Kolonisation Kleinasiens die Rede. — In der Art, wie Hekatäus die Mythen behandelt, zeigt sich übrigens wiederum der philosophirende Kopf. So verwandelt sich der Cerberus in den Abenteuern des Herakles bei ihm in eine furchtbare, auf dem Vorgebirge Tänarum hausende Schlange. Allerdings steht eine solche pragmatisirende Mythenerklärung mit Recht in üblem Rufe, allerdings liefen neben diesen Versuchen zur Kritik Geschichten her, wie die vom sprechenden Widder des Phrixus: aber man bedenke doch nur die gewaltigen Schwierigkeiten, die sich hier dem Historiker nicht nur in der Kindheit der Kritik, sondern sicherlich auch in der Religion entgegenstellten. Daß aber in religiöser Hinsicht Mythendeutung dem Rationalismus vorhergehen muß, daß sie seine nothwendige Vorstufe ist, das zeigt ja auch die Geschichte des Christenthums. Findet doch auch noch Pausanias diese Erklärung der Mythe ganz passend. — Auch sonst wich Hekatäus vielfach von der gewöhnlichen Erzählung der griechischen Sagen ab, suchte sie auch wohl dadurch weniger fabelhaft zu machen, daß er ihren Schauplatz in bekanntere Gegenden verlegte. So wohnte nach ihm Geryones nicht in Iberien, sondern in Ambracien, und noch weniger wollte er von der erythäischen Insel jenseits der Säulen des Herakles wissen. Daß die etymologischen Erklärungen, die er mitunter versucht, nicht zum besten ausgefallen, das wird ihm sicher Niemand zum Vorwurf machen, der an Varro's und Cicero's unglückliche Unternehmungen auf diesem Gebiete denkt. Mit großer Vorliebe scheint er endlich die Mythen über die Ama-

zonen behandelt zu haben und hier, wie auch sonst, ist, wie schon Creuzer bemerkt hat, seine Benutzung durch Herodot und die Atthidenschreiber fast unzweifelhaft. —

Es bleiben uns noch die Historien übrig. Aber gerade hier lassen uns leider die Fragmente fast gänzlich im Stich. Dürfen wir aus den wenigen erhaltenen Trümmern einen Schluß ziehen, so scheint es, daß diese Schrift sich bereits mit sicherern Zeiträumen beschäftigte, ohne doch bis zur gleichzeitigen Geschichte hinabzureichen; und so wird es wahrscheinlich, daß sie eine Fortsetzung der Genealogieen war. Hekatäus hatte es hier mit der griechischen Völkerwanderung zu thun: alle Fragmente haben die Pelasger, ihre Wanderungen und Thessalien, den Herd jener großen Revolution, zum Gegenstande. Von einer Berührung der Zeitgeschichte oder gar der Verhältnisse nichthellenischer Länder findet sich auch nicht die fernste Spur: den Fortschritt zur Behandlung der Gegenwart sollte die Historiographie erst durch seine Nachfolger machen; aber möglich bleibt es immer, daß ihn nur das Mitwirken an der Geschichte selbst von der Fortsetzung seiner Arbeiten abhielt. Übrigens erzählte er diese Wanderungen und das Auftreten neuer Völkerstämme in der gewöhnlichen Weise, die Benennungen der Nationen und Länder von denen erdichteter Heroen ableitend: so die Pelasger von einem Könige gleichen Namens. Aber auch diesen Fehler theilt ja nicht nur seine Zeit, sondern fast das ganze Alterthum mit ihm; und wenn Strabo ihn bitter tadelt, weil er Eleer und Epeer für verschiedene Volksstämme hält, so ist der historische Boden hier doch wahrlich noch zu unsicher, um auch nur mit Bestimmtheit entscheiden zu können, auf wessen Seite das Recht ist. — Daß übrigens Herodot auch diese Schrift kannte und nutzte, wissen wir aus seinem eignen Zeugnisse (6, 137 ἐν τοῖσι λόγοισι).

Ein jüngerer Zeitgenosse des Hekatäus war Charon von Lampsakus; mit Bestimmtheit wissen wir nur, daß sein Mannesalter in die Zeit des Krieges zwischen Xerxes und den Griechen fällt, also um 480 a. C. (Ol. 75): er blühte folglich etwa zwanzig Jahre später als der Milesier. Noch später aber muß er einen Theil seiner Werke verfaßt haben; denn die Schrift, in der er des Themistokles Flucht zu Artaxerxes berichtete, kann natürlich nicht viel vor 460 vollendet sein. An Berühmtheit scheint er seinen Vorgänger bei Weitem nicht erreicht zu haben: wir finden seinen Namen viel seltener, als den des Hekatäus erwähnt und seine Werke viel weniger von Späteren benutzt. Zwar rechnet ihn Strabo zu den berühmtesten Männern seiner Vaterstadt — doch will das wohl nicht viel sagen: und noch weniger kann der Verfasser des erbärmlichen Libells über Herodot's Bosheit unser Urtheil zu Gunsten des Lampsakeners bestechen. Denn wenn er dem ausführlichen Berichte des Ersteren, wie die Chier den zu ihnen entflohenen Rebellen Paktyas dem Cyrus auslieferten, die dürren Worte des Letzteren, der König habe sich desselben nach seiner Flucht auf die Insel bemächtigt, vorzieht: so zeigt schon ganz einfach der Umstand, daß Persien damals noch ohne Flotte war, die größere Treue der Herodoteischen Erzählung. Auch werden Herodot's Nachrichten über die Niederlage der verbündeten Griechen deshalb nicht verworfen, weil Charon sie nach der Eroberung von Sardes ganz ungehindert sich auf Milet zurückziehen läßt. Dankbar aber müssen wir dem Pseudoplutarch für seine Nachrichten dennoch sein: sie zeigen uns, daß mit dem Grundsatze »leben und leben lassen,« damals schon eben so viel, als heute, bei der Geschichtschreibung zu verdienen war. Hiezu gesellte sich nun Leichtgläubigkeit bei unserm Logographen: das zeigt besonders die wunderbare Geschichte von der Sitte der Kardianer, ihren Pferden zur

Belustigung bei Gastmählern Unterricht im Tanze zu ertheilen, und wie sie nun einst von ihren Feinden besiegt wurden, indem diese mitten in der Schlacht die ihnen verrathenen Melodieen aufspielten und dadurch die Tanzlust der Vierfüßler in einem solchen Grade erregten, daß die ganze Reiterei der Kardianer unbrauchbar wurde. Auch von Aberglauben war er nicht frei: so hielt er es in seiner persischen Geschichte trotz ihrer Kürze der Mühe werth aufzuzeichnen, daß sich bei des Mardonius Expedition gegen Griechenland zum ersten Male weiße Tauben in Europa gezeigt hätten: ein Vogel, der bei den Persern für unheilbringend galt. — Sein Stil scheint, so weit man ihn beurtheilen kann, zwar chronistenmäßig, doch schon mehr nach den Gesetzen des Periodenbaues geordnet gewesen zu sein, als der des Hekatäus. —

Dennoch machte die Historiographie unter Charon's Händen bedeutende Fortschritte. Zuerst nämlich riß er sich von den alten Mythen los und wandte sich der Zeitgeschichte zu, in welcher Beziehung seine zwei Bücher persischer Geschichte am wichtigsten für uns sind. Bedingt wurde dieser Vorzug Charon's vor Hekatäus durch das verschiedne Zeitalter und die entgegengesetzte Lage der Vaterstädte beider Historiker. Hekatäus kann den Krieg des Xerxes nur als betagter Mann erlebt haben. — Charon stand in seinen besten Jahren, als die Schlachten bei Platää und Mykale in den mit dem jonischen Aufstande beginnenden Bewegungen einen Ruhepunkt herbeiführten. Milet war während Hekatäus' Blüthezeit der Focus der ganzen Revolution, er selbst eine mithandelnde Hauptperson. — Lampsakus nahm zwar auch an dem Kampfe Theil, wurde aber noch vor der Schlacht bei Lade wieder unterworfen; es gewährte also dem Schriftsteller den doppelten Vortheil eines ruhigen und dem Schauplatze der Begebenheiten nicht zu fernen Aufenthaltes. So stand Hekatäus zu

sehr mitten im Getriebe, um sich zur Anschauung desselben erheben zu können, während Charon durch die äußeren Verhältnisse auf die Zeitgeschichte hingewiesen wurde. Die Persika enthielten nun die Geschichte des persischen Reiches von seiner Gründung bis auf die Zeiten Artaxerxes I. Denn die Fragmente sprechen über Cyrus' Geburt, Begebenheiten aus seiner Regierung, den jonischen Aufstand, Mardonius' Expedition und Themistokles' Flucht zu Artaxerxes.*) Sie umfaßten also in zwei, der Analogie gemäß sicher nicht großen Büchern, einen Zeitraum von hundert thatenreichen Jahren (560—460 a. C. Ol. 55—80): und versteht es sich somit von selbst, daß der Darstellung kein Fleiß gewidmet sein konnte, sondern das Ganze nur eine chronikenartige Färbung hatte, was auch die Bruchstücke bestätigen. —

Ferner lernte die Geschichtschreibung unter Charon's Hand sich beschränken: er schrieb nicht mehr, wie Hekatäus, »Geschichten.« Dies zeigen am deutlichsten die sechs Bücher, die er über seine Vaterstadt schrieb, davon zwei »von Lampsakus,« die vier andern »vom Gebiet der Lampsekaner« betitelt waren. Und seine Heimath war es werth, ihren Historiker zu finden. Dies ist mit einer der Vortheile, die sich aus der Regsamkeit des griechischen Geistes, aus der Selbständigkeit ergaben, mit der er sich auch in den kleinsten Staaten den Umständen gemäß ausprägte, daß der Logograph, der es unternahm, die Ge-

*) Das letzte Fragment könnte man freilich auch den Hellenicis beizählen, die Charon geschrieben haben soll: da sich gegen deren Existenz aber vielfache Zweifel erheben lassen, ja man nicht einmal begreift, wie dieselben, wenn sie sich mit Themistokles' Zeit beschäftigten, etwas Anderes als Wiederholung aus den Persicis sein konnten, da doch in diesen der Zug des Mardonius erzählt wurde, so darf man das Fragment ohne Bedenken der persischen Geschichte vindiciren.

schichte eines solchen Duodezstaates zu schreiben, ein ganz anderes Material vorfand, als der Chronist des Mittelalters, der sich mit der Historie seiner beschränkten Heimath beschäftigte. Nur die Historiker Italiens wurden durch ähnliche Vortheile begünstigt. — Lampsakus war um 650 (Ol. 32) von Milet aus gegründet, später aber aufs Neue durch Phocäer kolonisirt worden. Schnell hatte sich die neue Stadt zu einem bedeutenden Glanze emporgeschwungen: in glücklichen Kriegen gegen die benachbarten Parianer hatten sie ihre Grenzen bis nach Hermäum und Abydos ausgedehnt; die Städtchen Perkote, Mermessus, Gergithes, Kolonä mit ihren weinreichen Gebieten waren ihr unterthänig, ja zu Krösus' Zeit begann sie selbst die griechischen Kolonisten zu befehden, die unter Miltiades nach dem thracischen Chersonnes gegangen waren. Dieser Krieg ward nun lange mit Glück von den Lampsakenern fortgesetzt: denn Miltiades gerieth in ihre Gefangenschaft, aus der ihn nur des Krösus Intervention befreiete, und sein Nachfolger Stesagoras fiel im Kampfe. Mußte Lampsakus nun auch die lydische Oberhoheit anerkennen, so behielt es doch eine bedeutende Selbständigkeit: das zeigt die Geschichte dieser Kriege und die Art, wie Krösus die Freilassung des Miltiades auswirkte. Nachher kam es unter das Scepter der persischen Könige, nahm auch an dem jonischen Aufstande vergeblichen Antheil und ward endlich um 462. (Ol. 79) von Artaxerxes dem Themistokles nebst andern Städten zu seinem Aufenthalte angewiesen. (cf. Herod. 5, 117; 6, 33, 37, 38.) — Diese Geschichten nun waren der Inhalt von Charons angeführten beiden Werken, von denen die Schrift über Lampsakus' Gebiet eine Fortsetzung der andern gewesen zu sein scheint. Die letztere hob mit den Sagen über die Gründung der Stadt an und enthielt ferner ihre Geschichte in den ersten Jahren, Notizen über die frü-

heren Bewohner dieser Gegend und besonders die Einwanderung der Phocäer. Die anderen vier Bücher beschäftigten sich dann mit den Kriegen der Lampsakener und der allmäligen Vermehrung ihres Stadtgebietes. Übrigens führt schon die Zahl der Bücher darauf hin, daß der Logograph hier bei Weitem ausführlicher war, als in seiner persischen Geschichte, und so scheint auch der Stil fließender gewesen zu sein.

Auch für Verbesserung der Chronologie (und dies ist ein dritter Fortschritt) war Charon thätig: er schrieb ein rein chronologisches Werk über die Herrscher in Lacedämon, dem er den Titel »Prytanen« gab. Zwar sollen schon vor ihm zwei Rheginer, Theagenes unter Kambyses und Higgys unter Darius I. und Xerxes I., Zeittafeln über die argivischen und sicyonischen Priesterinnen zusammengestellt haben. Indeß sind Charons Bemühungen die ersten in dieser Hinsicht, über die wir sichere Nachricht haben. Auch scheint seine Autorität in solchen Dingen keine verächtliche gewesen zu sein: wenigstens spricht es für ihn, daß er in dem vielbestrittenen Punkte, ob Themistokles zu Artaxerxes oder noch zu Xerxes geflohen sei, derselben Ansicht war, die später auch Thucydides für die seinige erklärte.

Fassen wir nun noch sein Verhältniß zu Herodot ins Auge! Wenn Dahlmann meint, Charon habe überhaupt erst zu der Zeit geschrieben, da Herodot auf Reisen oder gar schon in Thurion war, so schließt er offenbar aus der späteren Abfassung der Persika viel zu viel: und da selbst diese um 460 verfaßt sind, so konnte der Vater der Geschichte sie recht wohl kennen lernen, bevor er 444 (Ol. 83) sich nach Italien übersiedelte, und dort benutzen. Dennoch scheint er dies nicht gethan zu haben: sonst würde er die widersprechenden Nachrichten des Lampsakeners doch wenigstens bei Gelegenheit des jonischen Aufstandes erwähnen. Sicher hatte er

auch die Schriften über Lampsakus bei der Ausarbeitung seines Werkes nicht zur Hand (cf. Her. 6, 37). Als nämlich Krösus von dieser Stadt die Losgabe des Miltiades verlangte, fügte er die Drohung hinzu, er wolle sie sonst wie eine Fichte ausrotten. Hätte Herodot nun aus Charon gewußt, daß Lampsakus früher Fichtenstadt (Pityoessa) hieß, so würde er das einfache Wortspiel nicht dadurch erklären, daß die Fichte allein, einmal abgehauen, nie mehr aus denselben Wurzeln emporwachse.

Wie Charon, so wandte auch der Lydier Xanthus seinen Fleiß der vaterländischen Geschichte zu. Er ward in den Jahren geboren, als die Ionier Sardes eroberten (499 — Ol. 70, 2), lebte folglich ziemlich gleichzeitig mit Charon. Auch vollendete er sein Hauptwerk, die Lydiaka, auf keinen Fall früher, als jener seine persische Geschichte: denn auch in seinen Fragmenten finden wir eine Notiz über eine Begebenheit aus Artaxerxes' I. Regierung. Wenn wir die Urtheile bedeutender Alten über ihn hören, so müssen wir um so mehr bedauern, daß uns gerade bei ihm die Fragmente noch mehr, als bei seinen Vorgängern im Stiche lassen. Da ihn jedoch Solin (Polyhist. 40) mit Hekatäus, Herodot und Anderen zu den ersten Geschichtschreibern Kleinasiens zählt, da ferner Dionys ihn (A. R. 1, 28. pag. 73) der alten Geschichte so kundig, wie nur irgend Jemand, und einen Begründer der vaterländischen Historie nennt, der Niemandem nachstehe: so müssen wir doch wenigstens zusehen, in wie weit die uns erhaltenen Bruchstücke solche Urtheile zu rechtfertigen scheinen. In Betreff des Stiles nun können wir ihm, so weit unsre Kenntnisse reichen, keinen höheren Platz anweisen, als seinen Vorgängern, und noch weniger vermögen wir ihn in Bezug auf Kritik über diese zu stellen. Im Gegentheil, das Märchen von dem Freßkönige Kambles, der eines schönen Mor=

gens vergeblich seine neben ihm schlafende Gemahlin sucht, bis er an den Resten der gehaltenen Mahlzeit entdeckt, daß er sie im Schlummer verspeist hat, überbietet Alles, was uns bei Hekatäus und Charon von gedankenloser Leichtfertigkeit aufgestoßen ist.

Doch das sind Äußerlichkeiten und Einzelheiten, von denen man bei den Logographen nie berechtigt ist, auf den Werth des Ganzen zu schließen. Ungleich auffallender ist es dagegen, daß Xanthus sich nicht ebenfalls der Zeitgeschichte zugewendet. Er konnte als Knabe Sardes in Trümmern liegen, konnte die Satrapen des großen Königs sein Vaterland nach allen Seiten durchziehen sehen, um den Aufstand in Karien und Ionien zu beenden; er war früh genug geboren, um von Milets Fall, von Histiäus' letztem Verzweiflungskampf an den Grenzen Lydiens einen bleibenden Eindruck zu empfangen. Als Jüngling konnte er den Anblick haben, wie Xerxes' Schaaren bei Sardes sich sammelten: die Nachricht von dem Tage bei Salamis mußte auch sein Ohr erreichen und aufs Neue konnte er den flüchtigen König in Lydiens Hauptstadt, konnte nach der Schlacht bei Mykale seinen eiligen Rückzug auf Susa mit ansehen. Und dies Alles führte ihn nicht zu dem Stoffe, der des damaligen Historikers am Würdigsten war! In gänzlichem Mangel an historischem Sinne können wir, bei einiger Rücksicht auf Dionys' Urtheil, den Grund dieser Erscheinung nicht suchen. Auch ist es nicht nöthig: die Lage Lydiens erklärt Alles. Nur in einem wenigstens theilweise freien Staate, sicher nur in einem für Gefühle der Freiheit empfänglichen Herzen mag die wahre Historie, besonders die gleichzeitige, ihren Sitz aufschlagen. Die Lydier aber waren seit dem Fall ihres Reiches (545: Ol. 58, 4) zur Verhinderung von Aufständen systematisch entsittlicht worden. Und sie waren gelehrig gewesen, die Vä-

dagogik des letzten halben Jahrhunderts hatte ihre Früchte getragen: das zeigt schon allein die bestialische Behandlung (Her. 7, 38 sqq.), die Xerxes einem ihrer Vornehmsten bei seinem Zuge durch Sardes widerfahren ließ. Was Wunder, daß in der Brust eines Lydiers die in Jonien erwachenden Freiheitsideen keinen Anklang fanden? daß er, seit lange ohne Theilnahme an der Weltgeschichte, deren wechselvolle Schickungen ihm, dem elenden Sklaven, nur statt eines Despoten einen andern geben konnten, ihre größten Ereignisse mit stumpfem Sinne an sich vorüberziehen sah?!

Aber auch hievon abgesehen, mußte Xanthus selbst da, wo er mit Charon Einen Weg ging, diesem gegenüber von vorn herein in eine nachtheilige Stellung gerathen. Seine lydische Geschichte konnte in vieler Beziehung nicht denselben Werth erlangen, wie seines Zeitgenossen lampsakenische. Die Blüthezeit von Charons Vaterstadt fällt in Krösus' Regierungszeit, eine Periode, deren Geschichte bereits möglichst sicher ist. Gerade bei diesem Scheidepunkte aber zwischen Mythos und Geschichte endet Lydiens politische Bedeutung; seine Glanzperiode gehört der Sagenzeit an. So ward der Logograph, der sein Vaterland zum Gegenstande seiner Studien machte, einerseits in mythische Zeiträume gleichsam zurückgedrängt, andererseits aber entstand auf diese Weise eine eigne Art von gelehrter kompilatorischer Geschichte, deren Begründer Xanthus ist und die besonders die Atthidenschreiber fortsetzten. Bloße Sagengeschichte genügte nämlich seit Charons Vorgange nicht mehr für ein historisches Werk: daher sollten ethnographische, geographische und selbst geologische Untersuchungen den Mangel einer politischen Geschichte in den Lydiaka ersetzen. Daher war unserm Logographen Alles willkommen, was zu gelehrten Erörterungen Veranlassung gab: wie die Atthiden Alles enthalten sollten, was sich in

gens vergeblich seine neben ihm schlafende Gemahlin sucht, bis er an den Resten der gehaltenen Mahlzeit entdeckt, daß er sie im Schlummer verspeist hat, überbietet Alles, was uns bei Hekatäus und Charon von gedankenloser Leichtfertigkeit aufgestoßen ist.

Doch das sind Äußerlichkeiten und Einzelheiten, von denen man bei den Logographen nie berechtigt ist, auf den Werth des Ganzen zu schließen. Ungleich auffallender ist es dagegen, daß Xanthus sich nicht ebenfalls der Zeitgeschichte zugewendet. Er konnte als Knabe Sardes in Trümmern liegen, konnte die Satrapen des großen Königs sein Vaterland nach allen Seiten durchziehen sehen, um den Aufstand in Karien und Ionien zu beenden; er war früh genug geboren, um von Milets Fall, von Histiäus' letztem Verzweiflungskampf an den Grenzen Lydiens einen bleibenden Eindruck zu empfangen. Als Jüngling konnte er den Anblick haben, wie Xerxes' Schaaren bei Sardes sich sammelten: die Nachricht von dem Tage bei Salamis mußte auch sein Ohr erreichen und aufs Neue konnte er den flüchtigen König in Lydiens Hauptstadt, konnte nach der Schlacht bei Mykale seinen eiligen Rückzug auf Susa mit ansehen. Und dies Alles führte ihn nicht zu dem Stoffe, der des damaligen Historikers am Würdigsten war! In gänzlichem Mangel an historischem Sinne können wir, bei einiger Rücksicht auf Dionys' Urtheil, den Grund dieser Erscheinung nicht suchen. Auch ist es nicht nöthig: die Lage Lydiens erklärt Alles. Nur in einem wenigstens theilweise freien Staate, sicher nur in einem für Gefühle der Freiheit empfänglichen Herzen mag die wahre Historie, besonders die gleichzeitige, ihren Sitz aufschlagen. Die Lydier aber waren seit dem Fall ihres Reiches (545: Ol. 58, 4) zur Verhinderung von Aufständen systematisch entsittlicht worden. Und sie waren gelehrig gewesen, die Pä-

dagogik des letzten halben Jahrhunderts hatte ihre Früchte getragen: das zeigt schon allein die bestialische Behandlung (Her. 7, 38 sqq.), die Xerxes einem ihrer Vornehmsten bei seinem Zuge durch Sardes widerfahren ließ. Was Wunder, daß in der Brust eines Lydiers die in Ionien erwachenden Freiheitsideen keinen Anklang fanden? daß er, seit lange ohne Theilnahme an der Weltgeschichte, deren wechselvolle Schickungen ihm, dem elenden Sklaven, nur statt eines Despoten einen andern geben konnten, ihre größten Ereignisse mit stumpfem Sinne an sich vorüberziehen sah?!

Aber auch hievon abgesehen, mußte Xanthus selbst da, wo er mit Charon Einen Weg ging, diesem gegenüber von vorn herein in eine nachtheilige Stellung gerathen. Seine lydische Geschichte konnte in vieler Beziehung nicht denselben Werth erlangen, wie seines Zeitgenossen lampsakenische. Die Blüthezeit von Charons Vaterstadt fällt in Krösus' Regierungszeit, eine Periode, deren Geschichte bereits möglichst sicher ist. Gerade bei diesem Scheidepunkte aber zwischen Mythos und Geschichte endet Lydiens politische Bedeutung; seine Glanzperiode gehört der Sagenzeit an. So ward der Logograph, der sein Vaterland zum Gegenstande seiner Studien machte, einerseits in mythische Zeiträume gleichsam zurückgedrängt, andererseits aber entstand auf diese Weise eine eigne Art von gelehrter kompilatorischer Geschichte, deren Begründer Xanthus ist und die besonders die Atthidenschreiber fortsetzten. Bloße Sagengeschichte genügte nämlich seit Charons Vorgange nicht mehr für ein historisches Werk: daher sollten ethnographische, geographische und selbst geologische Untersuchungen den Mangel einer politischen Geschichte in den Lydiaka ersetzen. Daher war unserm Logographen Alles willkommen, was zu gelehrten Erörterungen Veranlassung gab: wie die Atthiden Alles enthalten sollten, was sich in

Attika in historischer oder antiquarischer Beziehung Merkwürdiges vorfand, so waren die Lydiaka für jeden Mythos, jedes geschichtliche oder archäologische Factum geöffnet, das mit Xanthus' Vaterlande in Verbindung stand. Wenn er es nun auch schwerlich verstand, so verschiedenartige Materialien zu einem künstlerischen Ganzen zu verbinden, so erklärt sich jetzt doch jedenfalls, welch Wohlgefallen ein Dionys an unserm Historiker finden mußte; es wird uns jetzt deutlich, wie eine gewisse Haltungslosigkeit in dem Werke unvermeidlich, wie seine einzelnen Partieen von ganz verschiedenem Werth sein mußten. So, ohne daß wir Dionys' Urtheil zu nahe treten oder uns durch dasselbe befangen lassen, bleibt Xanthus für uns eine interessante Persönlichkeit, die, durch ihre Lage bestimmt, die Historiographie auf eine neue, mehr gelehrte und später vielfach kultivirte Seitenbahn führte.

Übrigens deutet nicht nur die im Verhältniß zum Gegenstand bedeutende Zahl von vier Büchern, sondern auch die Epitome, welche später ein sonst unbekannter Menippus aus dem Werke verfaßte (Diog. Laërt. VI. §. 101), auf eine ziemliche Ausführlichkeit der Lydiaka hin. Dasselbe thun die Fragmente historischen und mythischen Inhalts. Xanthus führte die Reihe der Könige von den ersten Ursprüngen lydischer Herrschaft bis auf Krösus herab und erzählte besonders ihre Kriege mit den hellenischen Kolonieen. Vieles, Fabeleien wie Historisches und Antiquarisches, brachte er auch über die einzelnen Städte Lydiens und der benachbarten Landschaften bei. — Ein bedeutender Theil seines Werkes war aber geographischen und geologischen Untersuchungen, besonders über die wunderbar gestaltete Erdoberfläche Lydiens, gewidmet. Und in der That mußte namentlich die Landschaft Katakekaumene zu derartigen Erörterungen einladen. Daß Eratosthenes (ap. Strab. 1, 85) und Strabo diesen Theil der Ly-

diaka benutzten, und die Beobachtungen, die Xanthus selbst anstellte, sprechen für seine Genauigkeit in derartigen Dingen; freilich brachte er aber auch hier Localsagen mit seinen mühvollen Forschungen in Verbindung. — Von größtem Werthe sodann scheinen in seinem Werke die Untersuchungen über Verwandtschaft der Volksstämme gewesen zu sein, die er besonders auf philologische Untersuchungen gründete und auf die sich namentlich Dionys mit vollem Vertrauen beruft. So erklärte er die Phrygier für eine thracische Nation, eine Meinung, die, wie wir aus Herodot (7, 73) wissen, durch macedonische Sagen bestätigt wurde: wobei er sich jedoch gleichzeitig als entschiedener Gegner derjenigen zeigte, welche den Faden des Zusammenhanges zwischen den einzelnen Völkern gar zu weit ausspannen; namentlich von der lydischen Abkunft der Tyrrhener wollte er Nichts wissen.

Schwierig ist es, Xanthus' Verhältniß zu Herodot zu beurtheilen. Ephorus zwar sagt, der Lydier habe dem Vater der Geschichte zur Aufmunterung gedient *); doch können wir uns bei der Unklarheit seines Ausdruckes der eigenen Untersuchung nicht überhoben glauben. Und dabei wird es denn mehr als zweifelhaft, ob Herodot die Lydiaka gebraucht habe. Denn nicht nur erwähnt er ihrer mit keinem Worte, als er, im Widerspruche mit Xanthus, die Lydier zu Stammvätern der Tyrrhener macht, sondern er sagt auch geradezu, das lydische Land biete fast nichts der Beschreibung Werthes dar (I, 93), während doch einer der besseren Theile von Xanthus' Werke sich mit der wunderbaren Beschaffenheit des dortigen Erdbodens beschäftigte. Creuzer sieht freilich gerade hierin einen Stich auf den Lydier und somit einen indirecten Beweis für die Benutzung seines Buches durch Herodot. Daß

*) ap. Athen. XII, 11. καὶ Ἡροδότῳ τὰς ἀφορμὰς δεδωκώς.

dies denkbar ist, wird Niemand läugnen, noch weniger aber, daß die Kritik zu einem Taschenspielerkunststücke wird, wenn sie solche Schlüsse sich erlauben darf. Und wenn Larcher (Vie d'Hérodote, I, pag. 69) gar sagt, zur Zeit, als Herodot schrieb, hätten die Werke des Hekatäus, Charon, Xanthus und Hellanikus des höchsten Rufes genossen und diese angenehmen und interessanten Schriften seien ohne Zweifel von ihm verschlungen worden: so ist das leichtfertige Phrasenmacherei, wie sie in ernsten, wissenschaftlichen Dingen eben nur einem Franzosen möglich ist.

Das Vorbild, welches Xanthus in seinen Lydiaka aufgestellt, sollte nicht lange ohne Nachahmung bleiben: sein Wirken ward auf lange Zeit hin verderblich für die Entwicklung der griechischen Historiographie. Er hatte die Geschichtschreibung von der Gegenwart abgelenkt und wieder eine sagenhafte Vergangenheit zu ihrem Gegenstande gemacht: durch ihn kam sie aus den Händen von Staatsmännern und Reisenden in die von Gelehrten. Was aber das Schlimmste war: an seinem Beispiele konnte man lernen, die alten Fabeln mit einem täuschenden Scheine von Gelehrsamkeit zu umhüllen und so für Geschichte auszugeben. An ihn schlossen sich also alle diejenigen an, die gerne mühelos Historie treiben und doch auch nicht beschuldigt werden mochten, daß sie nur die alten, jetzt schon für die Geschichte nicht mehr passenden Mythen kritiklos und in alter Weise aufs Neue zum Besten gäben. So haben wir denn in den drei bis jetzt genannten Männern Repräsentanten derjenigen Richtungen der Historiographie, die sich bis auf Herodot ausbildeten. Wenn Hekatäus, darin dem Vater der Geschichte am Ähnlichsten, jene älteste, so zu sagen geographische Geschichtschreibung darstellt, welche von den Sagen nicht viel hält und sie einer ungeschickten Kritik unterwirft, während eine selbst erworbene Länder-

und Völkerkenntniß den Mangel der Geschichte ersetzen soll: so ist Charon der Grundtypus der trocknen, chronikenartigen Erzählung gleichzeitiger Ereignisse, indessen Xanthus das Muster für eine gelehrte mystisch=archäologische Historie hergiebt. Die Art, wie die eigentlichen Atthidenschreiber die Geschichte behandelten, vereinigt nun dasjenige mit einander, was wir als das Charakteristische des Charon und Xanthus angegeben haben, gehört aber in ihrer vollständigen Ausbildung durchaus schon einer folgenden Periode an.

Dennoch müssen wir, ehe wir zu Herodot übergehen können, noch einiger theils etwas älterer, theils ihm gleichzeitiger, auch wohl ein wenig jüngerer Historiker erwähnen, die, wenn sie auch keine neuen Wege in der Historiographie einschlugen, doch die vorhandenen fester begründeten, und überhaupt zu bedeutend sind, um in einer Entwicklung der Geschichtschreibung ganz unberücksichtigt zu bleiben. Damastes *) stammte aus Sigeum in der trojanischen Landschaft. Er war ein jüngerer Zeitgenosse und angeblich ein Schüler des Hellanikus, wird also ungefähr um 460 (Ol. 80) geschrieben haben. Denn jedenfalls muß seine schriftstellerische Laufbahn früher fallen, als ein Theil der Werke seines Lehrers, da dieser seine Arbeiten nach einem nicht unwahrscheinlichen Zeugnisse benutzte. Er blieb der Richtung der alten Logographen getreu und ist auch einzig von diesem Gesichtspunkte aus für uns interessant, wie er denn auch den Hekatäus auf eine nicht gerade ehrenhafte Weise benutzt haben soll. Als bestimmt von ihm herrührend, werden uns zwei Schriften genannt, die eine ein Völker= und Städtekatalog, die andere über die Begebenheiten in Hellas. Auch in seinen historischen Arbeiten waltete

---

*) Vgl. über ihn Ukert, die Geographie des Hekatäus und Damastes, und Sturz, Hellenici frgm. pag. 13 sqq.

also das geographische Element noch überwiegend vor und die Fragmente zeigen auch nicht die geringste Spur, daß er sich in dem letzteren Buche der Zeitgeschichte zugewandt habe: so daß die Parallele zwischen seinen und Hekatäus' Arbeiten nicht ferne liegt. Er gehörte auch zu denen, die Homer und Hesiod zu Vettern machten und beider Geschlecht dann ohne Lücke bis auf Orpheus zurückzuführen wußten. Ähnliche Sagen über berühmte Männer mögen wohl der Hauptbestandtheil seines Werkes über Hellas gewesen sein; wenigstens will von wirklich historischen Begebenheiten nichts bei ihm verlauten, und auch seine geographischen Kenntnisse werden von Strabo heftig angegriffen. Merkwürdig ist er übrigens noch für uns als derjenige, von dem wir zuerst *) wissen, daß er Italien in den Kreis seiner Arbeiten zog und Roms Ursprung von Troja und Griechenland herzuleiten versuchte. Nach ihm war Aeneas in Begleitung des Odysseus aus dem Lande der Molosser nach Italien gekommen; dort hatten sie auf den Rath der kühnen Trojanerin Rhome ihre Schiffe verbrannt und eine Stadt gegründet, die sie ihr zu Ehren Rom benannten.

Ganz anders war es mit Dionys von Milet bestellt, dessen Zeit sich übrigens auch nicht genauer bestimmen läßt. Nur so viel steht fest, daß er zu den älteren Historikern gehörte, also, den Titeln seiner Werke zufolge, unter Xerxes I. und im Anfange von Artaxerxes' I. Regierung geschrieben haben muß: folglich ziemlich gleichzeitig mit Damastes, um 460 (Ol. 80). Seine historische Wirksamkeit zerfällt, nach den Titeln der Werke, in zwei streng von einander gesonderte Theile, da sie sich in dem »historischen Cyclus« den Mythen,

*) Wenigstens, wenn man zugiebt, daß Hellanikus ihn benutzte. Dahlmann nennt sonst diesen als den ersten.

in den Schriften über Persien dagegen der Zeitgeschichte zuwandte. Die Bestandtheile mithin, welche die Atthidenschreiber später in Einem Buche vereinten, waren bei ihm noch in verschiedenen getrennt bearbeitet. Die beiden, »Persika« und »die Ereignisse nach Darius« betitelten Werke waren jedenfalls in derselben Weise abgefaßt, wie Charons persische Chronik und enthielten, vielleicht nur Theile Einer Arbeit, das erste besonders die Begebenheiten unter Darius, das letzte den großen persischen Krieg. Die »Troika« dagegen mögen leicht nur ein Abschnitt des historischen Cyclus gewesen sein. Wenn übrigens Dahlmann daraus, daß Dionys von Halikarnaß unsern Schriftsteller gar nicht einmal in seinem Verzeichnisse der Logographen nennt, und Diodor ihn ebenfalls nur für seine ersten, der mythischen Zeit angehörigen Bücher benutzt, den Schluß zieht, daß überhaupt sein bedeutendstes Verdienst dem Gebiete der Mythik zuzuweisen und von seinen historischen Arbeiten nicht zu viel Aufhebens zu machen ist: so kann man ihm darin wohl beistimmen. Wie dem aber auch sei, für uns ist jedenfalls der historische Cyclus sein wichtigstes Werk wegen der Richtung, die er darin einschlug. Hier erzählte er nämlich in fünf Büchern die gesammte griechische Sagengeschichte. Wenn nun aber Dahlmann auch darin Recht hat, daß von eigentlicher Geschichte bei unserm Milesier nicht viel die Rede ist, so versucht er doch umsonst, die Behauptung Creuzers fortzuläugnen, daß in diesem Mythencyclus eine wenigstens formale Einheit geherrscht habe. Schon der Titel des Buches beweist, daß die Mythen hier als Historie, als glaubwürdige Geschichte behandelt werden sollten. Sie durften also nicht mehr, wie früher sichtlich geschehen, als einzelne, für sich bestehende wunderbare Ereignisse hingestellt werden, von denen man einige bezweifelte, andere treuherzig glaubte: er mußte sie in ein,

wenn auch noch so rohes, so doch zusammenhängendes Ganze zu fügen suchen. Und daß er dies wirklich bezweckte, beweisen nicht nur die Zeugnisse der Alten, sondern auch die Art, wie Diodor ihn benutzte. Ob nun die bloße Darstellungskunst durch sein Bestreben gewonnen, können wir bei dem Mangel an hinlänglichen Fragmenten nicht beurtheilen: wie aber ein solches Streben den Sinn für Kritik zurückdrängen mußte, das liegt auf der Hand; jedenfalls war der Schade, den der historische Sinn dadurch erlitt, größer, als der Nutzen, den die historische Form daraus ziehen konnte. Denn diese erkünstelte, damals sicher nicht mehr aus Gläubigkeit, sondern aus Indolenz hervorgehende Absicht, in den alten Fabeln nur Wahrheiten zu sehen und sich in ihrer Bearbeitung ohne Mühe einen gelehrten Anstrich zu geben — dieses durch Xanthus begründete, durch Dionys fortgesetzte Treiben wirkte auf lange Zeit hin wie ein schleichendes Gift. Es führte zu dem falschen Pragmatismus der Atthidenschreiber, die gleich Don Quixote mit Windmühlenflügeln zu kämpfen liebten und sich viel wußten, wenn sie die mythischen Zeiträume genau im Zusammenhange nach Ursache und Wirkung erzählten und verschiedene Sagen gegen einander abwogen, aber dürr und einsilbig wurden, sobald es galt, wahre und sichere Geschichten richtig zu entwickeln: ein Pragmatismus, der dann wieder das Seinige dazu beitrug, um später einer sophistischen und rhetorisirenden Historiographie Thür und Thor zu öffnen.

Wie Dionys, so ist auch Pherecydes in das Feld der Mythologie zu weisen, den schon sein Beiname »der Genealog« für die Geschichte verdächtig macht. Er stammte von der kleinen Insel Leros, lebte aber zu Athen und war wahrscheinlich etwas jünger, als Herodot, da er erst 396 (Ol. 96, 1) starb. Er schrieb Historien, von denen die Autochthonen

den ersten Theil gebildet haben mögen; sie scheinen sich aber nur mit alten Staatengründern, Heroen und fabelhaften Genealogieen berühmter Häuser beschäftigt zu haben. Die Hauptsache für uns ist, daß er auch zehn Bücher attischer Archäologie verfaßte, wir also in ihm einen noch entschiedeneren Vorläufer der Atthidenschreiber zu erkennen berechtigt sind, da er jene gelehrte, mythische Schreibweise bereits mit bestimmter Richtung auf Attika anwandte, seine zweite Heimath.

Hellanikus endlich, der letzte Geschichtschreiber, den wir vor Herodot noch zu betrachten haben, ist hier besonders deshalb zu berücksichtigen, weil er, ein ächter Vielschreiber, sich mit der Historiographie in allen den Richtungen befaßte, die sie bis jetzt eingeschlagen, wenn auch nach keiner hin mit besonderer Tiefe; auch weil er zuerst, so viel wir wissen, eine Atthis verfaßte. Er war übrigens ein etwas älterer Zeitgenösse Herodots, geboren 496 (Ol. 71, 1) auf der Insel Lesbos und hochbetagt 411 (Ol. 92, 2) gestorben in dem Städtchen Perperene, das der Insel gegenüber in Großmysien lag *). Sein Stil war, nach dem Urtheile des Agathemerus, dürr und farblos; Ephorus und Ktesias beschuldigen ihn, jedoch aus ungerechten Gründen, geradezu der Lügenhaftigkeit. Indeß tadelt auch Thucydides seine Ungenauigkeit in Bezug auf die Chronologie ganz neuer Begebenheiten. Schlimmer ist es, daß man ihn selbst von Menschengefälligkeit nicht frei sprechen kann. Denn während Herodot nicht verschweigt, daß die Naxier im persischen Kriege ihre Schiffe dem Xerxes zugedacht hatten und nur einer der Schiffshauptleute sie auf eigne Gefahr hin den Griechen zuführte, läßt

*) Dahlmanns Zweifel an der lucianischen Angabe des Todesjahres scheinen uns durch Sturz in der zweiten Auflage seines Buches beseitigt zu sein.

Hellanikus sie geradesweges zur hellenischen Flotte beordert sein. Seine historischen Arbeiten machte er nun in einer wahren Unzahl kleinerer und größerer Werke bekannt, bei denen es fast unmöglich, aber auch nicht von Wichtigkeit ist, zu unterscheiden, welche von ihnen zusammengehören und ein größeres Ganze bilden mochten. In den Ägyptiaka folgte er jener alten Methode, die Beschreibung eines Landes in geographischer Hinsicht mit seiner Geschichte zu verweben; Reisen hatte er aber wohl kaum zu diesem Zwecke unternommen. Man begreift nicht, wo er bei seiner Vielschreiberei die Zeit dazu hätte hernehmen sollen; auch hört man nirgend etwas von seiner Reisebildung. Die Persika dagegen waren eine trockene Chronik, die sich mit der Geschichte dieses Reiches von seinen ersten Ursprüngen bis wenigstens auf Darius I. beschäftigte: nur so erklärt es sich, wie er darin über Sardanapal, die Chaldäer und so viele thracische Städte sprechen konnte. Die Lesbika lassen sich Charons Schriften über Lampsakus an die Seite stellen, sowie die Verzeichnisse der Sieger an den karneischen Festen zu Sparta und der Herapriesterinnen zu Argos dessen Prytanen. Seine Atthis endlich enthielt, wie alle derartigen Bücher, über deren Beschaffenheit wir später genauer sprechen werden, alle auf dies Land bezüglichen Fabeln, so daß die Kranaika wohl nur ein Theil davon gewesen sein mögen, sowie manches Archäologische (z. B. über den Areopag, die Panathenäen) und Geographische (über die Lage Munychia's und anderer Orte) — in ihrem zweiten Abschnitte aber, von dem wir leider nicht einmal Fragmente besitzen, einen trocknen Abriß der wirklichen Geschichte des Landes. Hier war es denn auch, wo er, als der erste und einzige vor Thucydides (cf. Thuc. I, 97), die Ereignisse erzählte, welche zwischen dem persischen und peloponnesischen Kriege lagen. — Ob Herodot unsern Schrift-

steller benutzte, ist zum Mindesten zweifelhaft; denn er erwähnt weder, daß dieser die Tyrrhener für Pelasger halte, noch daß er in der ägyptischen Geschichte bedeutend von ihm abweicht, und zwar in Zeiten, deren Historie Herodot ausdrücklich für ganz sicher erklärt; noch scheint er endlich seine chronologischen Arbeiten berücksichtigt zu haben, die ihm doch bei der Ausarbeitung seines eigenen Werkes höchst willkommen sein mußten, Falls er sie kannte.

III.

Herodot.

Von der beschwerlichen Mosaikarbeit, die uns bisher beschäftigte, aus spärlichen Trümmern historischer Arbeiten ein Bild derselben zusammenzusetzen und so einen Blick in das Wirken und Streben ihrer Verfasser zu gewinnen und den Zustand der Historiographie und ihre Stellung zur Zeitgeschichte zu erfassen, wenden wir uns jetzt zu der erfreulicheren Betrachtung des ersten wahrhaft großartigen und ganz erhaltenen geschichtlichen Werkes: den Musen des Herodot, wie die Alten nicht mit Unrecht seine neun Bücher der Historie benannt haben (vgl. Dahlmann: Herodot, sein Leben aus seinem Buche). Der Vater der Geschichte war zu Halikarnaß 484 (Ol. 74, 1) geboren (Pamphil. ap. Gell. N. A. 15, 23. Guid. s. v. Ἡρόδοτος), einer der dorischen Kolonieen auf der Küste Kleinasiens; sein Vater hieß Lyxes, seine Mutter Dryo und das Haus, dem er entstammte, gehörte zu den ersten seiner Vaterstadt. Schon früh war diese aus dem Bunde der dorischen Pentapolis ausgestoßen, weil einer ihrer Bürger gegen das triopische Heiligthum gefrevelt, wo die zum Bündnisse gehörigen Städte gemeinsam ihrem

Schutzgott Apollo Opfer darbrachten und Spiele feierten (Her. 1, 144). Bei der allmäligen Ausdehnung des lydischen Reiches über den größten Theil Kleinasiens mußten auch die Dorer dem Krösus huldigen (Her. 1, 28); sie scheinen seitdem ihre gesonderte politische Existenz mehr und mehr verloren zu haben und ganz in dem benachbarten Stamme der Karer, dessen Schicksale sie theilten, aufgegangen zu sein. So wird ihrer gar nicht gedacht, als Cyrus nach Krösus' Besiegung sich Asiens bemächtigt: nur die Besiegung der Karer erwähnt Herodot (1, 174): so wurden sie auch von Darius I. unter diesem Volke mitbegriffen, als er sein Reich in Satrapieen theilte und danach den von jedem Districte zu zahlenden Tribut bestimmte. Denn auch in der genauen Übersicht, die Herodot von diesem Steuerkataster giebt (3, 90), suchen wir ihren Namen vergebens. An dem jonischen Aufstande nahmen sicher auch sie Theil, da die ganze karische Landschaft abfiel und der Krieg gerade hier am heftigsten wüthete (5, 117 sqq.); namentlich erwähnt aber werden sie dennoch nicht. Während aber so die Macht des Bundes zerfiel, bildete sich hier, wohl schon unter Darius I., allmälig ein neues kleines Reich mit demjenigen Grade von politischer Selbständigkeit, den die persische Oberhoheit gestatten konnte, das seinen Mittelpunkt gerade in der früher von den Eidgenossen verstoßenen Vaterstadt Herodots fand (Her. 7, 99). An die Spitze von Halikarnaß kam allmälig ein edles einheimisches Geschlecht und wußte sich die erbliche Tyrannis über den Ort zu erwerben, sei es nun, daß Darius diese Verhältnisse bereits vorfand und nach seiner Regierungsmaxime, die eigne Autokratie, namentlich in den Städten hellenischer Zunge, auf eine Unzahl kleiner Tyrannen zu gründen, nicht an ihnen rütteln mochte (Her. 4, 137—138), oder sie auch wohl selbst durch Vergabung in der Art begründete, wie er seinem

treuen Koës die Tyrannis von Mitylene schenkte. Bedeutsam aber wurde die neue Herrschaft erst unter Xerxes I. Damals, zur Zeit von Herodots Geburt, hatte Artemisia nach dem Tode ihres uns unbekannten Gatten die Regierung in Händen; auch sie war von einem halikarnassischen Vater, Namens Lygdamis, entsprossen, aber von einer kretensischen Mutter und gebot dem Lande eigentlich nur als Stellvertreterin ihres unmündigen Sohnes Pisindelis. Wie sie vor allen andern im Rathe des persischen Königs angesehen war und mit männlicher Tapferkeit ihre fünf Schiffe — nächst den sidonischen die besten der ganzen Flotte — in dem Griechenkriege selbst befehligte, das hat uns ihr Unterthan mit der augenscheinlichsten Liebe in seiner Geschichte aufbewahrt. Bei solchen Eigenschaften und der hohen Achtung ihres Fürsten für sie konnte es denn nicht fehlen, daß das kleine Reich kräftig unter ihr aufblühte, sogar sich auch nach außen hin bedeutend vergrößerte. Die Inselchen Nisyrus und Kalydeus, selbst Kos, eine der alten dorischen Fünfstädte, mußten ihr huldigen. Ungestört scheint auch ihr Sohn Pisindelis über das, was die Mutter erwarb, geherrscht zu haben. Nicht so gut dagegen ward es dessen erblichem Nachfolger Lygdamis. War er nun wirklich ein Tyrann im modernen Sinne des Wortes, oder regte sich nach den Siegen bei Platää und Mykale, wie in Milet und anderen kleinasiatischen Städten, so auch in Halikarnaß die Liebe zur Freiheit und die Lust, dem großen Seebunde der Athener beizutreten: genug, Herodot und mit ihm gewiß auch viele Andere fanden ihre Lage unerträglich und ergriffen, sich ihr zu entziehen, das verzweifelte Mittel der Auswanderung. Unser Historiker, der auch persönlich von dem Tyrannen durch die Hinrichtung seines Oheims, des berühmten Epikers Panyasis, gekränkt war, begab sich nach Samos und die sehr genaue Kenntniß der Insel, die er an

vielen Stellen seines Buches beweist, sowie der Umstand, daß er, um die Merkwürdigkeiten fremder Länder zu veranschaulichen, besonders gern von ihr Beispiele entlehnt, auch eine fast gesuchte Gelegenheit ergreift (3, 56), die dortigen großen Bauwerke zu schildern: dies Alles scheint dafür zu sprechen, daß sein Aufenthalt auf der Insel kein ganz kurzer gewesen sein muß. Aber die Zahl von Lygdamis' Gegnern mehrte sich und Herodot sah sich am Ende im Stande, mit ihrer Hilfe in die Heimath zurückzukehren und den verhaßten Tyrannen zu vertreiben. Nun war Nichts natürlicher, als daß Halikarnaß sich an Athen anschloß, von dessen Beistande die hellenischen Städte des asiatischen Festlandes allein eine Garantie für die Dauer der neuen Zustände erwarten konnten. Demgemäß trat es denn sicher auch, obwohl es wie alle übrigen dortigen griechischen Kolonieen den Grundzins an Persien fortzahlen mußte, in den großen Seebund ein *). Alle diese Ereignisse fallen in die Zeit, wo Cimon an der Spitze des athenienfischen Staates stand. Denn dieser erst brachte die karischen Küstenstädte zum Bunde (Plut. Cimon 9); Halikarnaß aber kann der Natur der Sache nach sich nicht vor dem Ende der Tyrannis an denselben angeschlossen haben. Wollte man aber Lygdamis' Sturz früher als fünfzehn Jahre nach der Schlacht bei Mykale ansetzen, so würde sowohl die Zeit für seine und seines Vorgängers Regierung zu sehr beschränkt werden, als auch Herodot für das Mitglied, ja den Anführer (denn Suidas sagt ἐξελάσας) einer politischen Partei bedenklich jung gerathen. Doch nicht lange kann er in seiner Vaterstadt verweilt haben, nachdem er die Rückkehr dorthin sich mit den Waffen in der Hand erzwungen. Fehlen uns auch

*) Die Beweise s. bei Dahlmann, über den cimonischen Frieden pag. 90—109. Die Hauptstelle Her. 6, 42.

leider fast alle Nachrichten über die Zeit, wo er seine großen und bei seinen genauen Nachforschungen um so mehr zeitraubenden Reisen anstellte, da der von jeder Eitelkeit ferne Mann beinahe nirgend in dem ganzen Werke hervortritt, auch nie etwas von den Schicksalen, die ihn bei seinen Wanderungen trafen, berichtet: so liegt doch so viel auf der Hand, daß er sie vor dem Jahre 444 (Ol. 84, 1) unternommen haben muß. Damals nämlich gesellte er sich zu den Athenern, die Thurion in Unteritalien gründeten, und erwarb sich so im vierzigsten Jahre seines bewegten Lebens eine neue Heimath, in der er, wie sich aus seinem Werke ergiebt, nach dem Jahre 408 (Ol. 93, 1) starb und seine Grabstätte fand. Ist aber Lygdamis' Vertreibung nicht vor 464 (Ol. 79, 1) anzusetzen, so mögen seine Reisen den Historiker wohl vom zwanzigsten bis vierzigsten Lebensjahre hinlänglich beschäftigt haben.

Dies die Lage von Herodots Vaterland, dies das Wenige, was wir von seinem Leben wissen. Haben wir nun aber schon früher gesehen, daß er seinen Vorgängern gar wenig zu danken, sie auch nur selten bei seinen historischen Arbeiten benutzt hat *): so ist es um so mehr unsere Pflicht, die äußeren Verhältnisse, die auf ihn einwirkten, zu beachten und vor allen Dingen ihn auf seinen Reisen zu begleiten. Denn diese waren das Bildungsmittel, das er mit Recht dem Studium der früheren Logographen vorzog. Hier müssen wir, so weit es geht, ihm folgen, sein Streben, von Priestern, Reisenden, Staatsmännern, Denkmälern die Wahrheit zu erfahren, wo

*) Ist es aber auch nicht gelungen, die Benutzung der früheren Historiker nachzuweisen, so steht doch fest, daß er viele derselben kannte. Denn er sagt (6, 55): das will ich lassen, weil Andere es besprochen; was aber Andere nicht berichtet, das will ich erzählen.

Autopsie nicht möglich war, beobachten; ein Bild müssen wir uns zu entwerfen suchen von den Schwierigkeiten, auf die er überall stieß, von den Mühen, denen er sich unterzog, und über die Ansicht uns klar werden, die sich bei ihm nach seinen Erfahrungen und seiner Gemüthsrichtung über die Erde, ihre Bewohner und deren Verhältniß zu den Göttern gestaltete. Sonst sind wir nicht im Stande, über den Mann zu urtheilen, der es sich recht eigentlich zur Aufgabe gemacht, die Erde in all ihrer wunderbaren Mannigfaltigkeit und die Schicksale der Menschheit in all ihren verworrenen Wegen kennen zu lernen — ja, wir laufen Gefahr, mit einem lächerlichen Eigendünkel, wie man ihn wunderbarer Weise dem Thucidides gern aufbürden möchte und wie wir ihn im Ktesias wirklich wahrnehmen, seine, in seinem ganzen Wesen begründeten, oft durch seine Vorzüge bedingten Mängel zu tadeln, ihm auch wohl ganz ungerechte Vorwürfe zu machen, ohne daß wir seine guten Seiten genugsam zu erkennen und zu schätzen vermögen. — Ganz genau kannte er zunächst das eigentliche Hellas. Zu Athen hatte er sich jedenfalls lange aufgehalten: die Stadt selbst und das zugehörige Land ist ihm ein so geläufiger Begriff, daß er darauf gern hinweist, um den Hellenen ein Bild anderer, fernliegender Gegenstände vorzuführen. So vergleicht er die Größe Ekbatanas mit der von Athen, so will er die Lage der taurischen Halbinsel durch die Hinweisung auf Attika veranschaulichen, wobei er ganz speciell einzelner Demen erwähnt (4, 99). Auch läßt sich kaum ein Ort ausfinden, wo er bequemer seine Notizen zur Geschichte der persischen Kriege hätte sammeln können. Eben so muß er auch Delphi längere Zeit besucht haben; denn ganz genau kennt er die dort vorhandenen Schätze, weiß stets die Stellen des Tempels anzugeben, wo die Weihgeschenke einzelner Fürsten und Staaten aufbewahrt wurden und vergleicht die dort

ruhenden Kostbarkeiten oft mit denen, die er anderwärts angetroffen. In Theben hatte er ebenfalls lydische Anathemata gesehen: und daß er die Schlachtfelder von Platää und Marathon, so wie die Engpässe der Thermopylen genau kannte, wird Niemand bezweifeln, der die betreffenden Stellen seines Werkes auch nur oberflächlich angesehen hat. Aber auch das nördliche Griechenland hatte er bereist. Zu Dodona hatte er den alten pelasgischen Religionsgebräuchen nachgeforscht, in Akarnanien sich mit eigenen Augen von den Alluvialbildungen des Achelous überzeugt, was ihn in seiner Ansicht bestärkte, daß das ägyptische Delta dem Nil seinen Ursprung verdanke, ebenso wie der griechische Strom von den seinem Ausflusse gegenüberliegenden echinadischen Inseln eine nach der andern in Festland verwandle. Thessaliens Gebirgszüge, Flüsse und Pässe, besonders den von Tempe, hatte er genau besichtigt und war der Meinung nicht abgeneigt, daß diese Landschaft einst ein gewaltiger See gewesen, bis ein Erdbeben dem Peneus einen Abzugskanal zwischen dem Olymp und Ossa gebildet habe. — Nicht weniger genau war er mit dem Peloponnes bekannt. Den Weg von Athen nach Pisa in Elis scheint er selbst zurückgelegt zu haben, da er die Entfernung ägyptischer Orte von einander mit seiner Länge vergleicht; den hochberühmten Tempel des olympischen Zeus, wohl auch die von den Minyern dort gegründeten, erst zu seiner Zeit durch die Eleer theilweise zerstörten Städte nahm er in Augenschein. Wie schon hieraus erhellt, besuchte er auch Korinth. Hier erfuhr er die Sage von Arion, deren Lieblichkeit ihn zu einer nicht ganz zweckmäßig eingefügten Episode verleitet. Hier hat er auch jedenfalls die Materialien zu dem kurzen Abriß der korinthischen Geschichte gesammelt, den er im fünften Buche giebt und den wir ihm nicht genug danken können. In Lacedämon war er ebenfalls her-

umgewandert. Auf dem Vorgebirge Tänarum hatte er ein an Arions wunderbare Rettung erinnerndes Denkmal gesehen, zu Pitane den Archias gesprochen, einen genauen Gastfreund der Samier und Nachkommen jenes Archias, welcher, von allen Kämpfern der tapferste, bei dem Kriege der Spartaner gegen Polykrates von Samos geblieben war; wie er von ihm manche Nachrichten über diese in den Historien weitläufig erzählte Begebenheit erhalten haben mag, so kann er auch wohl nur in Sparta die Liste der bei den Thermopylen Gebliebenen zu Gesichte bekommen haben. Auch von den griechischen Inseln läßt sich fast bei allen wichtigeren seine Anwesenheit nachweisen. Gleich auf Cythere, in der Nachbarschaft Spartas, bewunderte er einen Tempel der Aphrodite Urania; auch erkannte er mit richtigem Blick die hohe Wichtigkeit, welche die Insel im Kriege für Lacedämon hatte und die er beim Zuge des Xerxes so gut hervorzuheben weiß: denn für einen Feind dieses Landes konnte es keinen bequemern Anhaltspunkt geben, um die damals von keiner bedeutenden Flotte geschützten Küsten fortwährend zu beunruhigen und zu plündern. Auf der Insel Zakynthus sah er die Bewohner Pech aus dem Grunde eines Sees heraufholen, weshalb er eine ähnliche Sage von einer an Libyen's Küste liegenden Insel, die er aber nicht besucht, nicht geradezu verwerfen mag. Vor Allem aber erregte es seine Verwunderung, daß Gegenstände, die man in dies Wasser hinabwarf, im Meere wieder erschienen, da doch kein Zusammenhang zwischen beiden wahrzunehmen. Noch besser kannte er die Inseln des ägäischen Meeres. Salamis muß er besucht haben: davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man die Erzählung der Schlacht bei ihm liest. Ebenso beweist der genaue Bericht über die vielen Bewegungen der beiden Flotten, als sie in Euböa's Nähe sich gegenüberstanden, daß er auch hier gewe-

sen: die Insel war ihm etwa so groß wie Cypern erschienen. Zu Delos verweilte er längere Zeit und horchte mit aufmerksamem, wenn auch nicht gläubigem Ohr den mancherlei Sagen, welche die Einwohner von den Hyperboräern im äußersten Norden zu melden wußten und wie deren Heiligthümer nach Griechenland gekommen. Hatte er doch Ägypten gesehen und das diesem Lande aufgedrückte Gepräge des Alterthums tief empfunden; hatte er doch staunend die ungeheuren Genealogieen, die unendliche, aus Göttern und Menschen zusammengesetzte Reihe seiner Könige aus dem Munde der Priester vernommen: sollte also einmal griechische Religion und Bildung der Fremde ihren Ursprung danken, so leitete er sie am Liebsten von dort her. Zu Tharsos hatte er die ergiebigen Bergwerke besichtigt und sicher war der fromme, der dortigen Mysterien kundige Mann auch zu Samothrace gewesen. Auf Lesbos hatte er die Bestätigung der Sage vernommen, die er über den dort zu Methymna geborenen Dichter Arion in Korinth gehört. Daß er zu Samos sich lange aufgehalten, ist schon erwähnt und gewiß konnte er auch nur hier die Details über den seemächtigen Polykrates sammeln, die für uns von so hohem Interesse sind.

Liest man seine Beschreibung von Xerxes' Zuge längst der Küste vom Hellespont ab, so überzeugt man sich leicht, daß diese mit all ihren griechischen Kolonien Herodot vollkommen bekannt gewesen. Zu Kreston auf der chalcidischen Halbinsel und in einigen Städten des Chersonnesos hatte er noch Abkömmlinge der Pelasger mit fremdtönender Sprache gefunden; die Gegend um den prasischen See an Macedoniens Ostgrenze schildert er so genau, daß man an seiner Autopsie nicht zweifeln kann. (5, 17.) Auch in das innere Thracien war er vorgedrungen; er kennt den Hebrus mit seinen Nebenflüssen ganz gut und sah hier Säulen, die der ägyptische

König Sesostris, wie in vielen andern Ländern, so auch hier als Denkmal seiner weiten Eroberungszüge aufgestellt haben sollte. Doch war er hier nicht bis zur Donau gekommen, obschon er ihre Nebenflüsse aufzuzählen weiß; er hatte sich nur von den Thraciern melden lassen, jenseit derselben sei Alles öde und wüst und entsetzliche Bienenschwärme machten die Erde unbewohnbar. Auch die hellenischen Pflanzstädte am Pontus Euxinus besuchte er; zu Byzanz fand er ein Denkmal mit assyrischer Inschrift, das Darius bei seinem Scythenzuge errichtet. Das schwarze Meer, den thracischen Bosporus, die Propontis und den Hellespont durchschiffte er, ihre Ausdehnung nach der Zeit, die er brauchte, berechnend: eine allerdings sehr unvollkommene Meßart, bei welcher der Pontus Euxinus fast um das Doppelte zu groß geräth. Zu Cycikus und Prokonnesus erkundigte er sich nach dem wunderreichen Leben des Dichters Aristeas, das ihm denn aber doch etwas zu bunt war. Den mäotischen See dagegen hat er nicht befahren, sonst würde er ihn nicht für fast gleich groß mit dem Pontus erklären. Nun aber kommen wir zum Scythenlande, dem eine so bedeutende Episode in dem Werke eingeräumt ist. Weder an dem Palus Mäotis, noch an den Istermündungen ist Herodot gewesen; ganz gut kannte er dagegen das Land zwischen Dniestr und Dniepr. Hier sah er den ungeheuren eisernen Kessel, angeblich aus lauter Pfeilspitzen geschmiedet, hier in einem Felsen Spuren von zwei Ellen langen Schritten, welche die Eingebornen für Zeichen von Herakles' Anwesenheit ausgaben; auch sah er im Scythenlande an dem Flusse Oarus (?) noch die Trümmer der acht Kastelle, welche Darius bei seinem Zuge gegen die Scythen hier erbaut haben soll:*) ja, durch Secirung von Rindern überzeugte er sich

*) 4, 124. τῶν ἔτι ἐς ἐμὲ τὰ ἐρείπια σόα ἦν. Unbegreiflich ist

selbst von dem Grunde der Sage, daß die scythischen Kräuter diesen Thieren eine besonders große Galle gäben. Wirklich bewundernswerth aber ist es, wie er sich hier durch die mühsamsten Nachfragen bei Griechen, namentlich den Borysthheneiten, und Scythen ein möglichst klares Bild von den vorhandenen Völkern und ihrer Lebensweise zu entwerfen weiß. Der lebhafte Handelsverkehr mit den nördlichen Gegenden kam ihm hiebei sehr zu Statten: aber wie viele Fabeleien berichteten nicht die fernherkommenden scythischen Reisenden, wie unsicher waren nicht ihre Nachrichten schon an und für sich wegen der Menge von Dolmetschern, durch die allein sie sich mit den nördlicher wohnenden und viele verschiedne Sprachen redenden Völkern verständigen konnten. Und wie genau und gewissenhaft weiß dennoch Herodot zu unterscheiden zwi-

mir, wie Dahlmann hier auf das Bestimmteste behaupten kann, Herodot habe sie nur durch Hörensagen gekannt: er, der doch selbst nicht mit Unrecht sagt, derselbe sei in der Angabe seiner Quellen so gewissenhaft, daß es seine Schwierigkeiten habe, unter dem Ausdruck »die Karthagersagen« bloße Handelsnachrichten zu verstehen. Mit den Worten ἐξ ἐμέ will Herodot stets Autopsie andeuten, das geht aus seinem ganzen Werke bestimmt hervor; sie sind stets zu übersetzen: bei meiner Anwesenheit. Ob freilich die Kastelle wirklich von Darius herrührten, und noch mehr, ob der Oarus, wie Rennel will, die Wolga ist, das sind andere Fragen. Es war wohl über ein halbes Jahrhundert seit dem Scythenzuge verflossen, als Herodot in diese Gegenden kam. Dahlmann selbst macht sonst oft aus den Ausdrücken ἐς ἐμέ, μεχρὶ ἐμέο, ἐπ' ἐμέο denselben Schluß, z. B. 6, 119; 4, 148. Ja 2, 181 heißt es von einem Bilde in Cyrene fast wörtlich wie oben: τὸ ἔτι καὶ ἐς ἐμὲ ἦν σῶον; und hieraus schließt Dahlmann allerdings auf Herodot's Anwesenheit in jener Stadt.

schen dem, was gewiß, was bloßes Gerücht und was endlich nur Fabel sei, um seinen Lesern nichts, was er gehört, vorzuenthalten. Auch hinter den lächerlichsten Berichten liegt oft, für uns jetzt nur leicht versteckt, vollkommene Wahrheit: und auch er selbst versucht wohl schon, diese durch Deutung zu ermitteln. Der Flüsse des Landes zeigt er sich zum Erstaunen kundig; von den großen Seen des nördlichen Rußlands, voll Biber und Fischottern, ist er unterrichtet; die Arimaspen, welche den goldhütenden Greifen ihre Schätze rauben, kann man wohl mit Heeren auf Sibiriens Bergwerke deuten: und was die sechsmonatlichen Schläfer anbetrifft, so kann auch da am Ende blos von Übertreibung die Rede sein. Freilich finden wir auch Kahlköpfe, Ziegenfüßler und andere Geschöpfe; aber daran glaubt ja der Alte selbst nicht und die Federn, die, nach Aussage der Scythen, im Norden zuletzt das Weiterreisen verhindern, erklärt er gar nicht so übel durch den Schnee, der dort wohl fortwährend fallen werde.

Was nun Asien angeht, so war er in seiner eigentlichen Heimath, in Kleinasien und besonders in den hellenischen Pflanzstädten, so wie auf den umliegenden Inseln vollkommen zu Hause und mit Allem, was es dort Wunderbares gab, bekannt. Aber auch nach Osten hin war er weit vorgedrungen. Den Weg von Sardes nach Susa hat er nach der Beschreibung, die er davon macht, jedenfalls selbst zurückgelegt; jedenfalls war er in der letztgenannten Stadt, weil er erzählt, daß er in dem königlichen Lustorte Arderikka, nur $5^1/_4$ Meilen von dort, Eretrienser vorgefunden, welche 490 nach der Plünderung ihrer Vaterstadt fortgeführt und auf Darius' Befehl hieher verpflanzt, übrigens noch immer die hellenische Sprache bewahrten. Ekbatana beschreibt er genau und nicht satt kann er werden, die Wunderwerke Babylons zu schildern. Nördlich war er bis Kolchis gekommen, dessen Bewohner er wegen

ihrer schwarzen Farbe und ihres Wollhaares und weil sie sich beschnitten, für ägyptischen Ursprungs zu halten geneigt war. Das kaspische Meer dagegen kannte er sicher nicht aus eigner Ansicht; sonst würde er nicht von den vierzig Mündungen des Araxes fabeln, deren neununddreißig sich in die fernen Sümpfe des Ostens verlören. Baktrien aber muß er erreicht haben; denn er überzeugte sich, daß hier noch immer Barkäer wohnten, die bei dem Zuge, welchen der ägyptische Statthalter Aryandes gegen Barke unternahm, gefangen und durch Darius in Baktrien angesiedelt wurden, wo sie den ihnen bestimmten Wohnort zur Erinnerung mit dem Namen ihrer Heimath belegten.*) Im Süden Asiens kann er ebenfalls über die genannten Städte nicht weit hinausgekommen sein; sonst müßte er den persischen Meerbusen kennen, von dem er gar nichts weiß. Alle seine Nachrichten von den Indern müssen sich also auf das beschränken, was er am persischen Hofe über sie hören konnte, theils durch Handelsreisende, theils auch wohl durch Gesandte der Persien tributären Stämme. Daß er Gelegenheit hatte, die vorhandenen Quellen zu benutzen, das ergiebt vor allen Dingen sein genaues Verzeichniß der persischen Satrapieen und des von jeder derselben zu leistenden Tributes. Dies kann kaum anders als aus unmittelbarer Einsicht in die Archive entstanden sein. Ähnliches läßt sich von der Liste der zur Zeit des großes Krieges unter Xerxes im persischen Heere dienenden Völker und ihrer Anführer sagen; auch hierüber konnten ihn nur Urkunden oder höch-

*) 4, 204. Dahlmann behauptet, ohne diese Stelle zu beachten, er sei nicht in Baktrien gewesen, weil er sonst den Araxes besser kennen müsse. Das will nicht einleuchten. Der Ausdruck ist entscheidend: *οἱ δὲ τῇ κώμῃ ταύτῃ ὄυνομα ἔθεντο Βάρκην, ἥπερ ἔτι καὶ ἐς ἐμὲ ἦν οἰκευμένη ἐν τῇ γῇ τῇ Βακτρίῃ.*

gestellte Personen belehren. Aber freilich ließ er sich hier durch die gewaltigen Zahlenangaben blenden und so nahm er auch in dem, was man ihm von den Indern erzählte, manche Täuschung ruhig hin. Ließ er sich doch weiß machen, daß die goldgrabenden Ameisen in der östlich an Indien grenzenden Wüste größer als Hunde wären und daß einige von ihnen, erjagt, am königlichen Hofe aufbewahrt würden. Überhaupt scheint seine ruhige Überlegung den Fabeleien der Nordländer gegenüber besser Stand gehalten zu haben, als bei den phantastischen Erzählungen des Südens; wiewohl wir auch hier, je weiter unsre eigene Kenntniß dieser Gegenden sich ausdehnt, mehr und mehr im Stande sind, die fast allen diesen Sagen zu Grunde liegende Wahrheit zu entdecken: ein sicherer Beweis, daß Herodot die erhaltenen Berichte treu wiedergab und daß mithin solche Ungereimtheiten über Völker, die er selbst nicht gesehen, seine Wahrheitsliebe nicht verdächtigen können. Auch den officiellen Reiseberichte des Skylax kannte er, den Darius zur Erforschung des Indus abgesandt, und wußte daher, daß sich auch in diesem Flusse, wie im Nil, Krokodile fänden. — Die Küstenstriche von Phönizien, Palästina und Syrien bekam er erst spät zu Gesichte; denn er selbst erzählt uns, daß er sich zu Schiffe von Ägypten aus nach Tyrus begeben, um hier dem Probleme auf den Grund zu kommen, ob es denn wirklich einen uralten, von dem Heros der Griechen verschiedenen, Gott Herakles gegeben habe. Jenes Land aber wird er erst um 450 (Ol. 82) gesehen haben; denn er besuchte das mit Todtengebeinen bedeckte Schlachtfeld von Papreinos, wo der Libyer Inarus, der über Cyrene und Barke geherrscht haben muß, den persischen Feldherrn Achämenes mit seinen Truppen niedergemacht, und überzeugte sich hier von der größeren Härte der ägyptischen Schä-

del, welche derben Stößen widerstanden, indeß die persischen leicht mit einem Steinchen zu zertrümmern waren. Des Inarus' Aufstand nun aber dauerte von 462 bis 456 (Ol. 79, 3—81, 1); während desselben kann Herodot unmöglich Ägypten bereist haben, erstlich weil in dem Lande damals der fürchterlichste Bürgerkrieg wüthete, da ein Theil der Einwohner Inarus zufiel und die Athener herbeirief, der andere den Persern treu blieb, ferner weil ihm alsdann namentlich Memphis, lange der Mittelpunkt des Kampfes, hätte verschlossen bleiben müssen, und endlich weil er zu Papreinos nur noch Gebeine sah. So ergiebt sich (nach Dahlmann) die obige Zeitbestimmung. Auch in Palästina erblickte er Sesostrissäulen und besuchte Kadytis, ohne Zweifel Jerusalem, dessen Größe ihn an Sardes erinnerte; über die Wüste, die sich wasserlos drei Tagereisen weit von Ägyptens Grenze, vom serbonischen See und vom kasischen Gebirge bis nach Palästina erstreckt, und über die Art, wie man sie von Memphis aus mit Wasser versorgte, berichtet er ganz wie Einer, der sie selbst besucht hat. — Durch die Sage, die er in Ägypten von den geflügelten Schlangen Arabiens hörte, ward er bewogen, sich nach Butus, einer Grenzstadt zwischen beiden Ländern, zu begehen, sah aber hier nur Knochen und Gräten von jenen Thieren und hörte, wie sie an diesem Orte immer von den Ibis vertilgt würden, wenn sie im Frühlinge aus ihrer Heimath nach Ägypten ziehen wollten. Über die Produkte Arabiens hat er durch Kaufleute und Reisende gute Nachrichten eingezogen; er selbst aber ist dort nicht gewesen. Das beweist sein arabisches Gebirge, das sich von Osten nach Westen in einer Ausdehnung von sechzig Tagereisen erstreckt: das alle die Fabeln, die er sich von seinen Berichterstattern über die Art, wie die Schätze des Landes gewonnen würden, aufbinden läßt: das die geflügelten Schlangen,

die den Weihrauch bewahren, und die Vögel, die den Zimmt aus unbekannten Gegenden in ihre Nester schleppen, wo sich dann die Einwohner seiner listig bemächtigen.

Bekannt sind die unermeßlichen Verdienste Herodot's um Ägypten. Ein wie treues und anschauliches Bild hat er uns nicht von diesem Lande mit seinem belebenden Flusse, seinen uralten Monumenten, die eine vorgeschichtliche Kultur beurkunden, seinem Kastenwesen, seiner Religiösität und seinen theilweise noch an patriarchalische Zustände erinnernden Einrichtungen entworfen. Freilich fühlt sein immer nur auf das rein Menschliche gerichtetes Gemüth sich nicht bewogen, den Aberglauben zu enthüllen, der unter der Maske der Frömmigkeit von einer herrschsüchtigen Priesteraristokratie gepflegt wurde; im Gegentheil, diese uralte Götterlehre, mit der hellenischen Mythologie, deren Ausbildung er erst von Homer und Hesiod her datirt, nicht zu vergleichen, machte den frommen Mann geneigt, den Priestern gläubig zu horchen, wenn sie hellenische Kultur aus Ägypten herleiten wollten, und sogar sie selbst in ihrem Bemühen zu unterstützen. Aber was schadet das? Ruhig und klar spiegeln sich die Zustände, die er vorfand, in seinem Buche ab, nirgend tritt er mit vorgefaßten Meinungen der Außenwelt gegenüber, nirgend sucht er sie einem Systeme anzupassen: und wenn wir heute geneigt sind, das Land von einer andern Seite zu betrachten, so sind wir eben deshalb gewiß, die Materialien dazu rein und unverfälscht bei ihm vorzufinden. Freilich giebt er die Regentenreihe ruhig wieder, wie man sie ihm in den Tempeln vorerzählt hatte; aber dennoch scheidet er bestimmt zwischen Historischem und Unsicherem, giebt genau die Regierung des Psammetich als den Zeitpunkt an, wo man erst von einer eigentlichen Geschichte Ägyptens sprechen könne. — Das Nildelta kannte er nach allen Richtungen; keine wichtige Stadt

ist dort seiner Aufmerksamkeit entgangen, kein bedeutendes Heiligthum ist unbesucht, keine Priesterschaft unbefragt geblieben. Kaum hört er, daß in der Nähe der sebennytischen Nilmündung eine schwimmende Insel sei, als er sich dorthin begiebt: aber freilich sie will ihm ihr Kunststück nicht vormachen. Am Meisten fesseln billiger Weise die Pyramiden seine Aufmerksamkeit; sein Dolmetscher muß ihm die Schrift darauf deuten. Alle möglichen Beweise forscht er aus, um seine richtige Überzeugung von der Alluvialbildung des Delta zu bekräftigen; die Ungereimtheit der früheren Hypothesen zur Erklärung der Nilüberschwemmungen *) weist er nicht ohne Scharfsinn nach und bemüht sich auch, freilich mit weniger Glück, eine andre an ihre Stelle zu setzen. Auch fernerhin blieb dieser Strom ein Hauptgegenstand seiner Nachforschungen: er befuhr ihn bis Elephantine, zog hier seine Nachrichten über die südlichen Äthiopen, ihre fast zwei Monden Wegs von dort entfernte Stadt Meroë ein und wußte, daß der Nil noch weiter bis zu dem Wohnsitze eines unter Psammetich ausgewanderten Theiles der Kriegerkaste befahren werde. Dann hat er in Cyrene erkundet, daß Nasamonen von den Syrten einst das Innere Afrika's durchzogen hatten und hier auf ganz schwarze Leute und einen Strom voll Krokodile gestoßen waren; und so schließt er denn, der Nil fließe, im fernen Westen entspringend, gen Osten und mache erst spät eine Krümmung nach Norden. Es ist klar, daß jene Leute am Niger gewesen waren, in dem sich ja noch heute Krokodile aufhalten. — Wie Herodot aber nach Osten hin das anstoßende Land besuchte, so auch nach Westen Cyrene und

*) Die übrigens wohl Niemand anders als der jonischen Philosophenschule and Hekatäus' Periegesis ihren Ursprung danken können.

weiterhin bis Cinyps (der heutige Zenifes zwischen den Syrten: 4, 198). Hier bewunderte er die ausgezeichnete Fruchtbarkeit des schwarzen Bodens und den Quellenreichthum der Gegend. Weiterhin aber zog er nach Süden wie nach Westen nur Nachrichten von Reisenden, besonders von Karthagern ein; so erlangte er Kunde von den Salzhügeln der Wüste, von den Löwen, Elephanten und andern Thieren Mittelafrika's, vom Atlasgebirge und vom Tritonflusse (4, 191). Eine Menge libyscher Stämme weiß er bis dahin aufzuzählen, obwohl man deutlich sieht, daß er über ihre Lage selbst nicht recht im Klaren ist. Von dort ab erscheinen dann aber nur noch wenige Völker, darunter eins mit amazonenähnlichen Weibern; im Süden treten Hundsköpfe auf, Kopflose mit den Augen in der Brust und Menschen, die statt der Sprache nur wie Fledermäuse schwirren und der Sonne fluchen, die sie ewig brennt und nicht einmal zu Traumgeschichten kommen läßt. — Zu Karthago ist er sicher nicht gewesen; es ist unbegreiflich, wie man sich hierüber hat täuschen können. Würde er es sonst unterlassen, über die wichtige Stadt in der Episode des vierten Buches zu berichten, wo er die Stämme und Merkwürdigkeiten Libyens beschreibt? Er übergeht sie hier, wie es scheint, absichtlich, um von einem so bedeutenden Orte (Sallust gleich) lieber zu schweigen, als Weniges nach Hörensagen zu erzählen. Würde er seine Geschichte nicht bei Gelegenheit des Feldzuges, den Kambysos gegen die Karthager unternahm, berichten oder sie in die Erzählung der Kämpfe auf Sicilien einflechten? wie er bei ganz ähnlichen Anläßen die ältere Geschichte Spartas und Athens nachholt. Man hat zu viel Gewicht auf den Ausdruck gelegt, den er bei der Beschreibung Libyens öfter gebraucht: »die Karthager sagen.« Aber der Ausweg, den Ukert sucht und dem auch Dahlmann beizupflichten nicht abgeneigt ist, er sei zwar zu

Karthago gewesen, habe aber dort keine Nachrichten erhalten können, will Nichts sagen; denn im vierten Buche kam es ja eben nur darauf an, die Stadt und das Leben ihrer Bewohner zu schildern und dazu waren bei Autopsie keine Nachrichten nöthig. Ehe möchten wir darauf hinweisen, daß Alles, was er mit den erwähnten Worten einleitet, aus Handels- und Reiseberichten besteht und daß deshalb die Annahme um so weniger Schwierigkeiten unterliegt, er meine mit dem Ausdrucke nur karthagische Kaufleute, die er in Phönizien und Cyrene in Menge getroffen haben muß. —

Aber auch nach Vollendung seiner größeren Reisen, auch zu Thurion, saß der vierzigjährige Mann nicht still. Die hellenischen Kolonieen Großgriechenlands sind ihm wohlbekannt. Zu Metapont hat er sich nach dem Leben des Dichters Aristeas erkundigt, zu Kroton Aufschluß über einen streitigen Punkt bei der Zerstörung von Sybaris gesucht. *) Selbst auf Sicilien ist er gewesen; **) doch kann er dort nicht weit herumgekommen sein, sonst würde er nicht merkwürdiger Weise Sardinien für die größte aller Inseln erklären. Die japygische Halbinsel hat er sicher auch bereist; denn ihr Bild ist ihm so gegenwärtig und geläufig, daß er es gebraucht, um die Lage der Krimm denjenigen zu veranschaulichen, die etwa Attika nicht gesehen haben.

So waren denn auf der ganzen Erde, so weit ein Historiker damals ihre Völker in den Kreis seiner Darstellung ziehen konnte, gar wenige Länder, die er nicht eifrig durchspäht oder zum Mindesten doch kennen gelernt hatte; über die Gegenden, wohin er selbst nicht gelangt war, hatte er

*) 5, 48. *Τὰ καὶ ἐς ἐμέ ἔτι ἐνέμοντο οἱ Καλλίεω ἀπόγονοι.*

**) 7, 165. *Λέγεται δὲ καὶ τάδε ὑπὸ τῶν ἐν Σικελίῃ οἰκημένων.*

wenigstens möglichst sichere Nachrichten zu erhalten gesucht. Sehen wir nun zunächst zu, wie sich denn das Bild unseres Planeten in seinem Kopfe gestaltete. Die Ansicht, daß er eine kreisrunde Scheibe sei, die der Oceanusstrom umfließe, bespöttelt er an mehren Stellen seines Werkes. Ich kenne, sagt er, keinen Oceanus und meine wohl, daß Homer oder ein noch früherer Dichter ihn zum Gebrauche der Poeten erfunden hat. Wo Dahlmann (Herodot ꝛc. pag. 80.) die Behauptung hernimmt, er habe ihn sich als ein Meer gedacht, das die Erde rings umgebe, weiß ich nicht; die Stellen, die er anführt, beweisen es sicher nicht. Viel Ärger macht ihm auch der Einfall, die Eine Erde willkürlich nach drei Frauen in drei so ganz ungleiche Stücke zu zerreißen; indeß will er das Hergebrachte beibehalten und wählt zur Grenze zwischen Europa und Asien den Phasisfluß lieber, als nach der Meinung Anderer den Tanais und den mäotischen See mit dem cimmerischen Bosporus, indeß er Asien bei dem arabischen Meerbusen enden läßt. und den Kanal, den Darius von Bulastis aus graben ließ, um die pelusische Nilmündung mit demselben zu verbinden, als den bequemsten Scheidepunkt angiebt. Bei einer solchen Eintheilung geräth nun Europa nach Osten hin unbegrenzt und so ist es, da er nur einen so geringen Theil von Asien und Afrika kennt, kein Wunder, daß er diejenigen auslacht, die allen drei Welttheilen ungefähr dieselbe Größe geben: denn der Länge nach erstreckt sich ja Europa so weit als Asien und Afrika zusammen, und was die Breite anbetrifft, so ist es abgeschmackt, die beiden andern Erdtheile auch nur mit ihm zu vergleichen. Während nämlich Niemand den äußersten Norden Europa's kennt, Niemand auch nur angeben kann, ob es dort vom Meere umgeben sei, steht es ja von Libyen fest, daß es umschiffbar und das mittelländische, atlantische und rothe Meer ein und dasselbe

ist. Und was endlich Asien betrifft, so ist dies dem Wesentlichen nach ein Stück Land, dessen Basis zwischen dem schwarzen und rothen Meere liegt und das sich von hieraus in zwei Halbinseln ins mittelländische und rothe Meer erstreckt, von denen die nördliche Kleinasien umfaßt, die südliche aber Persien, Assyrien mit Syrien, Phönizien und Palästina, sowie Arabien, und dann lediglich durch eine willkürliche Erfindung beim Dariusgraben endet, da die libysche Halbinsel eigentlich nur eine Fortsetzung dieser südlichen asiatischen ist. Von dem persischen Meerbusen hatte er also auch nicht die fernste Kunde. — Zu dieser Ansicht der Erdtheile kamen nun zwei wunderbare Grillen, die der Alte erfaßt hatte und nicht fahren ließ, sondern bis aufs Äußerste ausbeutete. Hellas, sagt er, hat zwar von den Göttern das schönste Klima, die gedeihlichste Mischung von Wärme und Kälte erhalten, die besten und vortrefflichsten Produkte aber sind den äußersten Endpunkten der Erde gegeben. Um diesen Satz durchzuführen, nimmt er so manche Sage unbesehens mit all den fabelhaften Ausschmückungen auf, in welche fernherkommende Reisende ihre Erfahrungen zu kleiden lieben und gegen die Herodot's Verstand sich wohl gesträubt hätte, wenn er nicht von jener Vorstellung befangen gewesen wäre. Vom fernen Osten holen die Inder ihren Goldsand, im Süden liegt Arabien mit seinem Weihrauch und Zimmt, den Westen Afrika's bewohnen Äthiopen, die schönsten, größten und längstlebenden unter den Menschen, deren Land Gold und herrliche Bäume trägt; endlich im Norden Europa's entreißen die Arimaspen, von deren Einäugigkeit er aber nichts wissen will, den Greifen ihre Schätze. Auch ist soviel gewiß, daß Zinn und Bernstein von der Erde äußersten Enden kommen; da er aber von Niemand mit Bestimmtheit hat hören können, ob denn im Norden Europa's ein Meer sei, so will er an die Kassiteriden,

die darin liegen sollen, und an den Eridanus, der diesem Meere im äußersten Westen zuströmt, nicht recht glauben, zumal da der Name des Flusses auch gar zu hellenisch klingt. Noch üblere Folgen aber hatte der zweite Einfall auf seine ganze Erdanschauung, der übrigens in gewissem Sinne nur eine Folge des ersten ist. Nord und Süd waren sich in Betracht der Produkte ähnlich: jetzt sollte es auch ihre geographische Lage sein. Danach mußte nun zunächst der Lauf der Flüsse regulirt werden, die für ihn in beiden Gegenden einen charakteristischen Anhaltspunkt bildeten. Durch die Aussagen der Nasamonen stand es fest, daß der Nil Libyen mitten durchspalte, vom fernsten Westen nach Osten strömend, dann aber eine Biegung nach Norden mache; und welch eine bedeutende Strecke er alsdann noch den letzteren Weg verfolge, davon hatte Herodot sich selbst überzeugt. Leider kannte er den Lauf der Donau gar nicht:*) deshalb sollte nun auch diese, bei Pyrene im äußersten Westen entspringend, Europa auf gleiche Weise theilen, mit dem Nil unter einem Meridian münden und, was das Schlimmste ist, vorher eine gleich lange südliche Biegung machen. Dadurch geräth Thracien so entsetzlich groß, daß es nur Indien an Menge der Einwohner nachsteht, und so weit nach Norden ausgedehnt, daß jenseit des Ister schon Alles öde und wüst ist; Scythien aber wird ein vollkommenes Quadrat, da sich zugleich der Palus Mäotis, dem Pontus Euxinus an Größe kaum nachstehend, weit nach Norden hinzieht. So wird es im Westen von der Donau, im Süden vom schwarzen, im Osten vom asowschen Meere begrenzt und bleibt nur nach

*) Wahrscheinlich hat er aber ihre Mündungen bei seiner Fahrt auf dem Pontus besehen; denn daß diese in der letzten Strecke nach Südost gekehrt sind, weiß er: 4, 99.

Norden hin offen, wo aber vom Ende des Palus Mäotis und der Biegung des Ister ab die Wohnsitze anderer Völker beginnen. Diese Idee hat sich Herodot's so ganz bemächtigt, daß er selbst die vielen Flüsse des Scythenlands mit den Kanälen Ägyptens vergleicht und geradezu behauptet, läge der Ister nicht unter einem nördlicheren Himmelsstriche, so würde er gleich dem Nil sein Bette übersteigen. Giebt es Hyperboräer (äußerste Nordbewohner), sagt er an einer andern Stelle nach derselben Theorie, so muß es auch Hypernotier (äußerste Südbewohner) geben. — Überhaupt wurde Herodot durch naturhistorische und physische Kenntnisse in seinen Bestrebungen sicher nicht unterstützt. Weil er, der weitgereiste Mann, so manche in der Stube ausgeheckte Hypothese der ionischen Philosophen mit Recht verlachen konnte, scheint er sich ganz von der Philosophie abgewandt zu haben; sonst hätte er schon von Anaxagoras, noch mehr aber von seinem andern Zeitgenossen Demokrit lernen können. Was soll man dazu sagen, wenn Herodot behauptet, in Indien wären die Morgenstunden die heißesten des ganzen Tages, weil das Land im fernen Osten liegt? oder wenn er die Nilüberschwemmungen daher erklärt, daß die Sonne im Sommer nicht so viel Wasser aus dem Strome auffaugen könne, als im Winter, wo die Nordwinde sie aus ihrer gewohnten Bahn nach Süden jagten? Und das Alles zu einer Zeit, wo Demokrit die Ursache der Bewässerung Ägyptens in dem tropischen Regen erkannte, der in Aethiopien fällt. — Dieser Mangel an Kenntniß aber kann immer zugestanden, ja in mancher Beziehung ihm sogar zum Vorwurf gemacht werden, ohne daß man deshalb genau die Grenze bestimmen kann, bis zu welcher er selbst allen den wunderbaren Berichten glaubte, die sein Buch über von ihm nicht gesehene Länder und Völker enthält. Ich schreibe, sagt er, was man mir

erzählt hat, aber es ist nicht nöthig, daß ich deshalb an Alles glaube; und dies Wort gilt für meine ganze Geschichte. Wenn man ihm also in dieser Beziehung Kritiklosigkeit zur Last legt, so ist das nur insofern wahr, als er den Maßstab, den die Bekanntschaft mit den Naturkräften für die Beurtheilung der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Erzählung abgiebt, nicht so in seiner Gewalt hatte, als dies nach Lage der Dinge wohl möglich war — ihn nicht so zu gebrauchen verstand, wie sein jüngerer Zeitgenosse Thucydides, der sicher des Anaxagoras Lehren kannte. Er hatte gesehen, wie mächtig Zeit und Raum wirken, und so, meint er, kann ja wohl Alles in der langen Zeit und auf der weiten Erde geschehen. Ihm blieb kein anderer Probirstein, als Autopsie und Prüfung und Vergleichung der berichtenden Autoritäten: und auf diese Weise die Wahrheit zu ermitteln, danach hat er wahrlich redlich gestrebt. Wenn auch die Insel Chemmis nicht schwimmen will — er wagt deshalb nicht den Schluß, dies sei überhaupt unmöglich; er meint nur, eine schwimmende Insel müßte doch ein wunderbares Ding sein. Und wie gut, daß er mit seinen Schlüssen nicht zu schnell bei der Hand war, daß er sein Werk nicht durch Auslassung alles dessen, was ihm als Fabel erscheinen konnte, kritischer zu machen suchte! Wie viele, namentlich für Handel und Gewerbe, für das ganze Leben der in den fernen Gegenden wohnenden Völker so unendlich wichtige Nachrichten würden wir sonst entbehren — da er nur im Stande ist, sie in dem Sagengewande zu geben, in dem er sie empfangen, in welchem wir aber ohne Mühe die Wahrheit entdecken? Wie würde es namentlich mit der Umschiffung Afrikas stehen, wenn er die Behauptung der Schiffer, die er abgeschmackt nennt, nicht erwähnte: sie hätten die Sonne zur rechten Seite gehabt? —

Aber auch in Bezug auf die menschlichen Dinge, auf die

Historie hat man Herodot oft so gut, wie in Betreff der Natur, Mangel an Kritik vorgeworfen. So ist man gar zu der Ansicht gekommen, sein ganzes Buch habe keinen andern Zweck, als den großen Kampf der Hellenen gegen die Perser, die Aristeia der Griechen in ein für diese möglichst glänzendes Licht zu stellen. Dies Bestreben gebe dem ganzen Werke mit allen seinen Episoden eine freilich schöne, aber immer mehr epische als historische Einheit; dadurch meint man denn zu entschuldigen, wenn die Kritik eben nicht zum Besten darin bedacht sei — ohne zu bedenken, daß ein solches Bemühen selbst einer Rechtfertigung bedürfte und zwar einer, die man schwerlich finden wird, da es einen vollkommen unhistorischen Sinn beurkunden würde, einen Sinn, der nicht nur mit Kritik, sondern auch mit Wahrheitsliebe unvereinbar wäre. Durch solche Suggestionen hat Herodot den Namen des Homers der Geschichte wahrlich etwas theuer erkaufen müssen. Sehen wir denn in seinem Werke nach, was er bezweckte: denn über das, was er geleistet, mag Jeder urtheilen, wie es ihm scheint; über das dagegen, was er wollte, hat billiger Weise er allein eine entscheidende Stimme. Er schrieb aber seine Geschichte, damit weder der Menschen Werke mit der Zeit in Vergessenheit geriethen, noch die großen und wunderbaren Thaten, die theils die Hellenen, theils die Barbaren verrichtet, des Ruhmes entbehrten, besonders die Gründe nicht, um deren Willen sie mit einander Krieg führten. Nachdem er nun die verschiedenen Sagen über die ersten Kämpfe zwischen beiden, wie über den trojanischen Krieg, kurz erwähnt hat, so geht er folgendermaßen auf den Krösus und die erste Unterwerfung der hellenischen Kolonien durch fremde Gewalt über: »Doch über das vorher Erwähnte will ich nicht streiten, ob es sich so oder anders begeben; den aber, von dem ich selbst sicher weiß, daß er ungerechte Kriege gegen

die Hellenen unternommen, den will ich nun nennen und so in meiner Erzählung fortfahren, der Menschen große und kleine Wohnstätten gleichmäßig berührend. Denn von denen, die früher groß waren, sind gar viele in Unbedeutsamkeit versunken: und die ich groß fand, die waren vormals klein. Wohl wissend also, daß die menschliche Glückseligkeit nirgends beständig ist, will ich auf gleiche Weise beider erwähnen.« — Ich denke, er konnte sich nicht wohl deutlicher über das Ziel aussprechen, das er sich steckte. Wie er die Erde lieber in zwei Theile getheilt hätte, nach Weise der Perser, in das von Hellenen und das von Barbaren bewohnte Land, statt sie nach der Lehre seiner jonischen Nachbarn in drei Stücke zu zerreißen: so zerfielen ihm auch die Völker in Griechen und Nichtgriechen. Von beiden nun wollte er berichten, was er des Aufzeichnens Werthes erfahren konnte. Dadurch aber wird seine Geschichte, im Gegensatz zu den Werken der Logographen, die, wie wir gesehen haben, bald dieses, bald jenes einzelne Volk zum Gegenstand ihrer Darstellungen wählten, zur ersten wahrhaften Universalhistorie. Aber er wollte auch nicht blos kunstlos in chronologischer Ordnung herunter erzählen, von einem Volke zum andern springend, wie ein Diodor: er fühlte das Bedürfniß einer künstlerischen Einheit, eines Cementes für all das Merkwürdige, das er zu berichten hatte. Und dies fand er mit ächt historischem Sinne in den wechselseitigen Berührungen, in den Kämpfen der Hellenen und Perser: es war dies der einzige Gesichtspunkt, von dem aus er eine Weltgeschichte — denn das ist sein Buch — schreiben konnte, in der kein Land, von dem er etwas Wichtiges vorzutragen wußte, unberührt blieb, in der sich alles Merkwürdige, was er auf seinen weiten Reisen erkundet, niederlegen ließ, ohne daß er darum ein bloßer Zusammenstoppler von Historien, sein Buch eine diodorische Bibliothek statt einer

Geschichte wurde. Dies Umfassen des ganzen geschichtlichen Gebietes von einem Standpunkte aus und die herrliche, reine Sprache, die in einem leichten Periodenbau stets gleich ruhig dahin fließt, dies sind die Hauptvorzüge, die ihn in künstlerischer Hinsicht von seinen Vorgängern unterscheiden. Nie wird er dem, was er als seinen Hauptzweck ausgesprochen, untreu; die Beziehungen der Griechen und Barbaren auf einander bleiben stets der Faden der Ariadne, der uns durch das lieblich verschlungene Labyrinth hindurchführt; mit künstlerischer Hand weiß er alles Andre am rechten Orte episodisch einzuschalten. Denn die Episoden, sagt er, liebt meine Geschichte durchaus. Und wahrlich, wenn Einer, so versteht er sie auf die rechte Weise einzuflechten, was auch sein superkluger Landsmann Dionys dagegen sagen mag, versteht es noch besser als Thucydides. Er bezweckte eine historische, keine epische Einheit; nicht in der Aristeia der Griechen, sondern in ihrem Verhältnisse zu den Persern wollte er sie finden und deshalb kann man auch sicher mit Dahlmann annehmen, daß nur der Tod des Greises die Schuld davon trägt, daß sein Werk mit der Schlacht bei Mykale endet, daß dies nicht die Folge eines poetisch angelegten Planes ist. Er hätte sicher seine Geschichte nach dem aufgestellten Grundsatze noch weiter fortgeführt und mit gewohnter Kunstfertigkeit darin eingeflochten, was sich sonst in den Ländern hellenischer und barbarischer Zunge Wichtiges zutrug und die Stellung der Griechen und Perser gegen einander bedingte. So verspricht er ja geradezu noch Nachricht über des Verräthers Ephialtes Tod, ohne sein Wort zu lösen. —

Was er also wollte, das steht unzweifelhaft fest: alles »Wunderbare« — ein unzähligemal von ihm gebrauchter Ausdruck — auf der weiten Erde und im großen Menschengeschlechte sammeln und von einem einheitlichen historischen

Gesichtspunkte aus berichten. Wenden wir uns nun zur Geschichte des großen persisch-griechischen Krieges, um zu sehen, ob diese wirklich Veranlassung giebt, ihn der Treulosigkeit an seinem Principe zu beschuldigen, ihm vorzuwerfen, er sei aus einem Geschichtschreiber der Menschheit der Griechen Lobredner geworden. Sicher wird Niemand diesen Glauben hegen, der mit unbefangenem Sinne die letzte Hälfte seines Werkes liest, sicher wäre man nie auf eine solche Behauptung verfallen, wenn nicht Lucian's geschmackvolle Erdichtung von der olympischen Vorlesung und Thucydides' berühmten Thränen, deren Unwahrheit Dahlmann unwiderleglich bewiesen, geblendet hätte. Vergebens wird man in der Geschichte des jonischen Aufstandes auch nur ein einziges Wort suchen, das Billigung und Theilnahme an dem übereilten Beginnen verriethe: er wurde die Quelle vielen Unglücks für die Jonier, das ist die alleinige Zeile, aus der seine persönliche Ansicht über das Unternehmen erhellt. Mit ruhigem, durch keine patriotischen und liberalen Phrasen zu bestechendem Sinne zeigt er klar, wie seine Landsleute nichts weiter, als das Werkzeug einer Hofintrigue persischer Großen waren, wie es Histiäus einzig darum zu thun war, seine Entlassung vom Hofe, an den Darius den gefährlich mächtigen Mann wider seinen Willen fesselte, zu erzwingen und der ganze Enthusiasmus in Jonien nur ein von Aristagoras künstlich erregter Freiheitsschwindel war, den er zu seinen Zwecken benutzte. Die allgemeine Befreiung der hellenischen Kolonieen von ihren Tyrannen, Aristagoras' großmüthige Niederlegung der Herrschaft über Milet, das Alles vermag keine Bewunderung bei ihm zu erregen, er sagt ausdrücklich, es sei nur zum Scheine geschehen, damit die Milesier ihn willig bei seiner Empörung unterstützten. Aber auch keine Bitterkeit, keine Menschenverachtung spiegelt sich in seiner Seele; er sieht in dem Allen nur den natürlichen Ver-

lauf der Dinge, den ja fast immer die sogenannten niedern Leidenschaften der Menschheit beherrschen; er giebt die Ereignisse ruhig wieder, wie sie geschahen, und wenn er ihren Zusammenhang enthüllt hat, dann hat er seiner Aufgabe genügt und seinen Zweck erreicht. Mit Liebe scheint er auf Hekatäus' verständiger Mißbilligung des ganzen Unternehmens zu weilen: aber auch dessen Meinung trägt er nur einfach vor, ohne sich Bemerkungen darüber zu gestatten. Und als es nun zum Kampfe kommt, in wie scharfen und richtigen Gegensatz tritt da nicht die Einheit und Schnelligkeit der persischen Maßregeln mit den zögernden Bewegungen der Hellenen und ihren elenden Zänkereien! Ein wie anschauliches Bild entwirft uns der Historiker von dem Zustande der griechischen Flotte, als sie bei der Insel Lade den Feinden gegenübersteht! Hier wird Niemand geschont; der ewige Zwiespalt der einzelnen Anführer, die leidigen Privatrücksichten, die sie bestimmten und gar viele von ihnen geneigt machten, sich von den Persern erkaufen zu lassen, gegenüber der Einsicht des persischen Feldherrn, der dies Alles wohl zu benutzen versteht, werden uns vorgeführt und als natürliche Folge davon erfahren wir dann die große Niederlage der Griechen und das Mißlingen ihres Planes. Auch nun stimmt er keine Klagelieder an über die Behandlung seiner Landsleute, nachdem die Dämpfung des gefährlichen Aufstandes gelungen: sie erscheint als die vorauszusehende Folge eines mißglückten Empörungsversuches gegen einen orientalischen Fürsten; ja die Fälle, wo Darius sich zur Milde bewogen fühlte, werden uns ebenfalls nicht verschwiegen, wie er denn überall mit Vorliebe bei diesem Fürsten zu verweilen pflegt. Anders war es mit seinem Nachfolger Xerxes. Sein auf Macht trotzender Übermuth und die Strafe, die er dafür empfing, sind ebenso unparteiisch, wie der jonische Aufstand, in dem letzten Drittel des

Werkes geschildert. Auch hier aber ist keine Spur von Ungerechtigkeit gegen die Perser, von einer der Wahrheit zuwiderlaufenden Theilnahme für die Griechen. Selbst der Ruhmestag bei den Thermopylen verliert bei ihm von seinem idealen Glanze. Er verhehlt nicht der Phocenser Feigheit, noch der Thebaner Verrath; er giebt eine Liste von den griechischen Staaten, die es mit den Medern hielten, und selbst diejenigen, welche die gemeinsame Sache des Vaterlandes vertheidigen, sind darum noch nicht vor seinem Tadel sicher. So müssen es die Phocenser hören, daß einzig ihr Haß gegen die Thessaler sie bewogen, die Partei der Griechen zu nehmen, weil jene sich den Medern anschlossen; und wie hart wird nicht der Egoismus und die Verblendung der Peloponnesier getadelt, die immer nur an ihre isthmische Mauer denken, ohne sich das übrige Griechenland am Herzen liegen zu lassen oder zu erwägen, wie wenig eine solche Verschanzung helfen könne, wenn die Perser Herren des Meeres blieben. Überhaupt treten beim Beginne des Krieges überall dieselben leidigen Privatrücksichten hervor, wie beim jonischen Aufstande, dieselben Zänkereien über den Oberbefehl, derselbe Mangel an Patriotismus, eigne Zwecke dem Gemeinwohl unterzuordnen. Athen mit seinem klugen Themistokles erscheint als der einzige Staat, der richtig erkennt, wie die Rettung von Hellas unzertrennlich mit der eigenen verknüpft ist, und der deshalb auch gerne bereit ist, Alles für Griechenland aufzuopfern. Die Argiver suchen die Gefahr nur zu benutzen, um ihre Stellung gegen Lacedämon zu verbessern; nicht einmal die Sage, die sie beschuldigt, die Perser herbeigerufen zu haben, wird uns verschwiegen, und wenn auch Sparta der Ruhm seiner Tapferkeit nicht geschmälert wird, so muß es sich doch gefallen lassen, seinen Feldherrn Eurybiades einen bestechlichen und rathlosen Mann nennen zu hören. Und nun

gar der Korinthier Führer Adimant, der die griechische Flotte mit seinen Schiffen bei Artemisium im Stiche lassen will, bis ihm Themistokles mehr Geld bietet, als er von den Persern erwarten kann! Bei Salamis, bei Platää wiederum dieselbe Schwierigkeit, den Griechen begreiflich zu machen, daß nur in der Einigkeit die Hoffnung auf Rettung beruhe! Leicht ließen sich hier die Beispiele häufen. Schon oben haben wir gesehen, daß ein Charon, ein Hellanikus diese Geschichten dem griechischen Ohre angenehmer zu erzählen wußten, und ein späterer Anonymus konnte ja ein ganzes Buch über Herodot's Bosheit verfassen, worin er dem Vater der Geschichte alle die Stellen seines Werkes zu Gemüthe führt, in denen er auf den Ruhm der Hellenen nicht genug bedacht gewesen. Nein, wer so schrieb, der hatte nicht der Griechen Aristeia, sondern die Geschichte im Auge — der ward von keiner Ruhmredigkeit, keinem falschen Patriotismus geblendet, sondern forschte mit sicherem Auge und ächt kritisch durch die verschiedenen prahlenden Berichte einzig der Wahrheit nach. Aber freilich, Eins muß auch hier zugegeben werden: auch hier, wie bei den Naturereignissen, beschränkte sich Herodot auf Prüfung und Vergleichung dessen, was man ihm erzählte, ohne zu fragen, was denn möglich sei, was nicht; sonst würde z. B. die Zahl von Xerxes' Truppen etwas kleiner ausgefallen sein. — Wenn wir nun so in Betreff der gleichzeitigen Geschichte Herodot fast jeder Anforderung genügen sehen, die man an einen Historiker machen kann, so steht es allerdings mit dem, was er über frühere Zeiten berichtet, anders. Hier ist er oft nicht mehr als ein Reisender, der über die Geschichte der Orte, durch die er kommt, so gut es die Verhältnisse gestatten, Erkundigungen einzieht. Deshalb ist in der altatheniſchen Geschichte Thucydides ohne Zweifel ein richtigerer Führer; deshalb scheint er von der koloni-

schen Gesetzgebung fast absichtlich zu schweigen, weil er fühlte, wie unvollkommen er das zusammengesetzte Gebäude kannte, und fertigt die lykurgische Verfassung mit ein paar Worten ab, die Alles durcheinander werfen und trotz ihrer nichtssagenden Kürze dennoch Fehler enthalten. — In Betreff der frühesten Zeiten aber ist er wieder der vollendete historische Künstler. Hier hätten Unglauben und Versuche zur Kritik bei den Mitteln, die ihm als Reisenden zu Gebote standen, Nichts fruchten können. Da er wegen des Zieles, das er sich gesteckt, die ältern unsichern Schicksale der Menschheit nicht übergehen durfte, so mußte er sie so erzählen, wie er es that; er mußte die Berichte der ägyptischen Priester gläubig nachsprechen, ohne an dem hübschen Sagengewande zu rühren: sonst wäre dieser Theil seines Werkes frostig und kalt geworden, ohne daß die Geschichte dabei etwas gewonnen. Das Einzige, was ihm übrig blieb, war, den Zeitpunkt anzugeben, mit dem bei den einzelnen Völkern sichere Historie beginnt: und nicht unrichtig wählt er dazu für den Orient des Krösus und Cyrus, für Ägypten Psammetich's Regierung. Wie gewandt schildert er endlich nicht bei den Völkern, wo, wie bei den Scythen und Thraciern, nicht einmal eigentliche Sagengeschichte zu haben war, die Lage ihres Landes und ihre Sitten, um uns mit ihnen bekannt zu machen!

Aber noch gab es neben den genannten Hindernissen Ein tief in dem ganzen Wesen des Mannes begründetes Gefühl, das, wenn auch die Quelle mancher der Vorzüge, die wir an ihm bewundert haben, doch der Vergrößerung seiner politischen Einsichten oft hemmend in den Weg trat: sein gläubig frommer Sinn. Man wird dieser einem Jeden, der auch nur einen Theil seines Werkes gelesen, nur das zweite Buch, welches Ägypten gewidmet ist. Er durchforschte überall die Orakel und glaubte an ihre Aussprüche; sehr häufig

bemüht er sich, nachzuweisen, wie sie bei dieser und jener Veranlassung in Erfüllung gegangen sind. Vieler Mysterien kundig, der samothracischen, der orphischen, selbst einiger ägyptischen, war er von der höchsten Ehrfurcht vor göttlichen Dingen erfüllt, so daß er nicht einmal gern von so heiligen Sachen spricht. Nur so weit es zu meiner Erzählung unumgänglich nothwendig ist, sagt er in seinem Berichte über Ägypten, will ich von ihnen reden, und fügt dann am Schlusse hinzu: nachdem wir nun so viel von diesen Dingen erwähnt, mögen uns Götter und Menschen gnädig sein. Trefflich ist nun Dahlmann's Bemerkung, wie wir es dem Schicksale nicht genug danken können, daß sich zu diesem frommen Sinne dennoch ein frohes, heiteres, mehr auf die menschlichen Dinge gewandtes Gemüth gesellte, das ihn namentlich in Ägypten davor schützte, daß er nicht zum Mythologen umschlug. Schon jene angeführten Worte, jene Scheu vor dem Göttlichen, in die sich seine Ehrfurcht verwandelte, bekunden, daß er nicht dazu gemacht war, über heimische und fremde Gottheiten zu speculiren — und vor Versinken in stumpfen Pietismus bewahrte ihn sein kräftiger Geist. Dennoch stammt aus dieser Richtung die Gewohnheit, ja das Bedürfniß her, die Schicksale der Menschheit immer als unmittelbare Ausflüsse eines göttlichen, über die Menschheit erhabenen Wirkens zu betrachten, dessen Thätigkeit er besonders dann erkennt, wenn es der Menschen Übermuth züchtigt, in welcher Weise er sich nun auch äußern mag: im Trotzen auf Gewalt, wie bei Xerxes, oder im Streben nach übermäßiger Rache, wie bei Pheretima. Denn verhaßt ist es den Göttern, wenn die Menschen nach zu großer Genugthuung trachten. Das Schicksal, wie es bei ihm auftritt, sorgt recht eigentlich dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Aber nicht immer thut es dies auf eine der Gerechtigkeit gemäße, bloß strafende

Weise: es ergreift auch oft Präventivmaßregeln, um den Übermuth, den zu großes Glück leicht in des Menschen Brust erzeugt, gar nicht zum Ausbruche kommen zu lassen: so bei Polykrates' Untergange. Daher denn jene andere Überzeugung, daß der Glückliche sich hüten mag, weil die Gottheit es liebt, die Mächtigen zu Boden zu schmettern, wie der Blitz nur in die höchsten Bäume schlägt: denn neidisch ist die Gottheit. So wird sie bei ihm anthropomorphisirt, wird mit menschlichen Leidenschaften begabt; ja dies geht so weit, daß er es dann auch ganz natürlich findet, wenn man bei gar zu großem Glücke durch ein Unheil, das man sich selbst zufügt, das Schicksal zu sühnen, seinen Neid abzuwenden sucht. Doch es läßt sich nicht immer so beschwichtigen, nimmt bisweilen der Menschen freiwillige Opfer nicht an: das zeigt das Ende des Samierfürsten. Den Zauber nun zu schildern, den diese Denkart über sein ganzes Werk ausbreitet, ist nicht nöthig; jeder, der es kennt, hat ihn auch empfunden. Aber freilich bringt sie auch den Nachtheil mit sich, daß er geneigt ist, gar zu wenig Werth auf die menschlichen und besonders die staatlichen Einrichtungen zu legen, wenn er die Schicksale der Länder und Völker erklärt; und dies unterscheidet ihn hauptsächlich von Thucydides. Diese Weltansicht ist Schuld daran, daß wir über Persiens und Ägyptens eigentliche Verfassung fast gar Nichts erfahren, daß er bei Kambyses' Wüthen gegen die ägyptischen Priester und Heiligthümer ganz übersieht, wie die Ägypter (eben so wenig als die Sachsen von Karl) bezwungen werden konnten ohne Vernichtung ihrer Religion; daß der ganze Feldzug dieses Fürsten gegen Psammenit durchweg den Anschein eines muthwilligen Eroberungskrieges erhält, während es, wie Dahlmann nachweist, ein Kampf um den Besitz der syrischen Seeküste und Cypern's war, der früher oder später unvermeidlich zum Ausbruch kommen mußte; daß

er bei Polykrates' Untergange eine Menge von Unwahrscheinlichkeiten übersieht; daß, mit einem Worte, seine eigentlich politischen Einsichten stets höchst mittelmäßig bleiben. Wie hoch man aber auch diesen Mangel anschlagen mag: den Vorwurf der Kritiklosigkeit, das zweideutige Lob der poetischen Geschichtsauffassung begründet er sicher nicht. Daß Herodot und Thucydides in diesem Punkte divergiren, ist übrigens, selbst abgesehen von ihrer verschiedenen Gemüthsrichtung, erklärlich und natürlich: beide waren hierin Kinder ihrer Zeit. Auf den ersten wirkten in seiner Jugend die Ansichten der älteren jonischen Philosophenschule, sein Alter aber verlebte er in der Nähe der Stadt, wo Parmenides und Empedokles eine zur Mystik hinneigende Weltweisheit verkündeten; indeß bei dem jüngeren Thucydides der Einfluß der Lehren des Anaxagoras unverkennbar ist, der zuerst den Verstand zum weltordnenden Prinzipe erhob.

Es bliebe nun noch die Frage über die Abfassungszeit des Buches und über Herodot's Verhältniß zu Thucydides zu berücksichtigen; beides hat jedoch Dahlmann vollkommen erledigt. Herodot's Werk ist erst nach 408 (Ol. 93, 1) vollendet; denn in dies Jahr fällt der noch von ihm erwähnte (1, 130. cf. Xen. Hell. 1, 2. fin.) Aufstand der Meder gegen Darius Nothus, sowie ferner der Tod des ägyptischen Königs Amyrtäus, der in glücklicher Empörung die Krone seines Heimathlandes errungen, und dessen Sohne Pausiris, Herodot zufolge (3, 15. cf. Euseb. Chron. can. pag. 172), Darius das väterliche Reich unter persischer Oberhoheit ließ. Deshalb fallen auch die Märchen fort von den tadelnden Rückblicken, die nach einem Scholiasten Thucydides sich über ein Werk erlaubt haben soll, das er noch gar nicht gelesen haben kann — Märchen, denen man nie geglaubt haben würde, wenn nicht jene unselige Erfindung Lucians

hier alle Urtheile befangen gehalten hätte. So wird es auch wahrscheinlich, daß sein Werk ein unvollendetes ist, und selbst die in ihrer weiteren Ausführung freilich sinnlose Sage, es sei erst nach des Verfassers Tode herausgegeben, gewinnt so einige Haltbarkeit. Für das eigentliche Griechenland war es sicher noch eine neue Erscheinung zu der Zeit, als Ktesias seine heftigen Invectiven dagegen schrieb.

Die Berliner Monatsschrift

von

Gedike und Biester.

Ein Beitrag

zur

Geschichte des deutschen Journalismus.

Von

E. Meyen.

Es hat sich in der neuesten Zeit wohl keine Wissenschaft einer solchen Pflege und so reichlicher Arbeiten zu erfreuen gehabt, als die deutsche Literaturgeschichte. Für die älteren Epochen derselben hat sich eine eigne Philologie gebildet, welche mit unermüdlichem Fleiße bemüht ist, die Dichtungen und Chroniken des Mittelalters an das Licht zu ziehen, zu sichten, herauszugeben und durch Übertragungen dem Volksbewußtsein wieder anzueignen. Ebenso ist die Darstellung und Erläuterung der uns zunächst liegenden Epochen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, deren Werke noch unmittelbar auf das Volk wirken, von den beiden Wissenschaften, welchen ihre Bearbeitung vorzüglich oblag, von der Geschichtsschreibung wie von der Ästhetik, so ämsig und mit solcher Hingebung betrieben worden, daß eine Reihe der vortrefflichsten Werke daraus hervorgegangen ist, welche auf die Belebung der Volksbildung den wohlthätigsten Einfluß ausgeübt haben. Schlosser und Gervinus haben uns den männlichen Geist und das ernste Streben, die unsere Literatur geschaffen haben, an ihren Darstellungen derselben selbst vergegenwärtigt: und was diese beiden etwa noch vermissen ließen, die tiefere ästhetische Durchdringung ihres Stoffes, ist von der Hegelschen Schule in zahlreichen Analysen der vorzüglichsten Werke unserer ersten Dichter, sowie auch schon neuerer und neuester Schriftsteller, geliefert worden. Durch diese vereinten Bestrebungen ist unsre Literaturgeschichte zu

einem der reichsten und wirksamsten Literaturzweige, ja zu einer wahrhaft populären Wissenschaft geworden.

Sie ist das Compendium unserer Bildungsgeschichte, in welchem wir gerne blättern, um uns der Resultate unseres Dichtens und Denkens bewußt zu werden und dieselben dann endlich einmal auf das Leben selbst anzuwenden und uns die Früchte zu erringen, die uns nach so rastlosen Mühen gebühren.

Aber auch damit hat die Literaturgeschichte ihr Ziel noch nicht erreicht. Wenn eine Wissenschaft die Grenzen ihres Gebietes umrissen und ihren Inhalt im Ganzen und Großen gesichert hat, so gewinnt sie dadurch erst die Ruhe, die erworbene Erkenntniß ihres allgemeinen Geistes auf das Einzelne anzuwenden: und, indem sie dieses in seinem ausführlichen Zusammenhange mit der Zeit, dem es entsprossen ist, erkennen lernt, muß auch das Allgemeine wieder eine neue Gestalt gewinnen, ja sogar Vieles in demselben in ein ganz anderes Licht treten.

In dieser neuen Bereicherung ist unsre Literaturgeschichte gegenwärtig begriffen. Fortwährend sehen wir neue Monographien über bisher noch weniger beachtete Schriftsteller auftauchen und ergänzen, was die größeren Werke bisher noch verabsäumt haben. Noch wichtiger und erfolgreicher ist aber das Unternehmen, welches Prutz jetzt in seiner Geschichte des deutschen Journalismus begonnen hat. Damit hat die deutsche Literaturgeschichte erst die rechte Quelle zu einer solchen Ausarbeitung ihres Stoffes ins Einzelne gefunden, und damit ist uns auch erst die Möglichkeit gegeben, sie zu dem zu machen, was sie zu werden hat, zu einem treuen Abbilde des geistigen Lebens unsers Volkes. Denn hier, in diesen Documenten des unmittelbaren Ausdruckes des Zeitbewußtseins, finden wir auch erst die Mittel zu einer allseitigen

Darstellung dieses Lebens. Aus den Zeitungen und Zeitschriften können wir uns erst ein Bild von dem entwerfen, was die verschiedenen Jahrzehnte gefühlt und gedacht und was sie erstrebt haben; erst durch diese Kenntniß kann uns auch der Bildungsgang der einzelnen Schriftsteller, in denen sich diese Gefühle und Gedanken concentrirten, völlig klar werden. Was dem Historiker die Memoiren, dasselbe sind dem Literarhistoriker die Zeitungen. Wie Jenem die Memoiren dazu dienen, ihm seine Helden in das rechte Licht zu stellen, indem sie ihm dieselben in dem Zusammenleben mit ihren Zeitgenossen und damit auch erst in ihrer Natürlichkeit und ihrem wahren Zusammenhange mit den Begebenheiten ihrer Zeit zeigen, und wie sich ihm erst hieraus der wahre Maßstab für die Geschichte der Thaten, die er zu schildern hat, ergiebt: so kann auch der Literarhistoriker erst seine Schriftsteller schildern, wenn er sie aus dem geistigen Boden, in welchem sie wurzelten, hat erwachsen sehen, wenn er das Volksbewußtsein kennt, aus dem sie hervorgegangen sind und das er in jenen Quellen ungleich mannigfaltiger und vollständiger zu erkennen vermag, als in dem einzelnen Schriftsteller. Die Rechtsideen, die religiösen Anschauungen und die philosophischen Bestrebungen der verschiedenen Zeitalter treten ihm hier auf das Lebendigste entgegen; ja, die Vergangenheit muß ihm dadurch ebenso verständlich werden, wie ihm seine Gegenwart ist, in der er das Zusammenwirken dieser Geisteselemente unmittelbar vor sich hat.

Wer sich diesem Studium zuerst hingiebt, wird daher auch immer über die Fülle des hier noch unentdeckt daliegenden Geistes erstaunen; eine Menge Schriftsteller werden vor ihm auftauchen, von denen er bisher noch keine Ahnung hatte und auch nicht haben konnte, weil sie bloß auf diesem Gebiete thätig gewesen sind; die Aristokratie des Geistes, in

der er bisher die Literaturgeschichte sah, wird sich ihm plötzlich in eine Demokratie verwandeln, welche noch ganz andere Resultate aufweist, als jene.

Prutz erzählt uns, es sei ihm während dieser Forschungen oft zu Muthe gewesen, als träte er in eine Todtenstadt, deren Geräthe und Werke noch alle an ihrem Ort gelegen, und deren Sitten und Einrichtungen er aus diesen habe enträthseln können; so viel noch unbenutzte und völlig vergessene Ausbeute hat er bei diesen Studien gefunden, und Jeder, der sie getheilt, wird ihm dies nachempfinden können.

Die Aufgabe, welche sich Prutz gestellt hat, das gesammte Gebiet der deutschen Journalistik zu durchwandern, ist aber wieder so groß, daß auch diese Arbeit, so trefflich sie auch angelegt und mit welchem Scharfsinn sie auch bisher durchgeführt worden ist, nicht zur Bewältigung dieses Stoffes genügen wird. Prutz kann, wie er dies auch selbst erklärt, nur die äußern Umrisse, nur die Geschichte der Journalistik geben, und muß es Andern überlassen, die Resultate der einzelnen Epochen auch in ihrem Detail darzustellen.

Den Verfasser dieser Zeilen haben seine früheren literarhistorischen Studien vor mehren Jahren ebenfalls auf dieses Gebiet geführt, und auch er fühlt sich daher getrieben, der Aufforderung, welche Prutz an jene Beschränkung seiner Aufgabe knüpft, zu genügen und die Resultate seiner von vorn herein auf ein engeres Gebiet begränzten Studien zu veröffentlichen, um auch seinerseits zu zeigen, wie fruchtbar solche Forschungen zu werden vermögen und wie wichtig sie daher in Wahrheit sind.

Ich wollte mir eine nähere Kenntniß der Epoche der deutschen Aufklärung verschaffen: zu welchem Ende ich mich sehr bald veranlaßt sah, auch die dahin einschlagende Journalistik ins Auge zu fassen, um mir die Kämpfe dieser Zeit in

ihrer unmittelbaren Gestalt zu vergegenwärtigen. Ich las die Litteraturbriefe, die Allgemeine Deutsche Bibliothek und die Berliner Monatsschrift von Biester und Gedike. Namentlich in dieser letztern fand ich ein so reiches Material für die Geschichte dieser Kämpfe, daß ich mich unwillkürlich davon gefesselt fühlte und nicht eher ruhte, bis ich die zahlreichen Bände derselben durchgelesen und excerpirt hatte: wobei mir, je mehr ich in dieser Arbeit fortschritt, desto lebhafter sich die Überzeugung aufdrängte, daß wir noch keine genügende Darstellung dieser Zeit besitzen, und wie unrecht wir daran gethan haben, sie in den Hintergrund treten zu lassen, da sie doch in der That die Grundlage bildet, aus der unsre heutige Bildung entsprossen ist.

Wir sind bisher nur gewohnt gewesen, die Aufklärung unter dem Einflusse der Goethe-Schillerschen Zeit, der romantischen Schule und der spekulativen Philosophie zu betrachten, die sich feindlich gegen dieselben verhalten, weil sie auf den Schultern derselben emporgestiegen. Allerdings haben uns diese mehr gegeben, als die Zeit der Aufklärung: sie haben uns durch die volle Hingebung an das Gefühl erst jene wahre Schwungkraft der Poesie, sowie durch die tiefere Ausbildung der Speculation jene Elasticität des Verstandes errungen, welche uns befähigt, alle Gegensätze in ihrer vollen Schärfe hinzustellen und zu lösen, und damit den Griechen den Preis ihrer Dialektik streitig zu machen. Aber Eins haben sie doch nicht erreicht, was jene einfachere Zeit, die Zeit der Aufklärung, in vollem Maße besitzt: die unmittelbare Hingebung an die Masse, die Entwicklung der Wissenschaft in und mit dem Volke. Sie haben immer nur für diese als Product des wissenschaftlichen Geistes gewirkt und dessen natürlichen Zusammenhang mit dem Volksgeiste außer Acht gelassen. Daraus ist in unserer Bildungsgeschichte allmälig

eine tiefe Lücke entstanden, deren Folge wiederum jener Indifferentismus der zwanziger und dreißiger Jahre war, den wir noch jetzt schmerzlich zu empfinden haben. Denn erst die neueste Zeit hat uns wieder zu der Überzeugung gebracht, daß diese Trennung der Wissenschaft von dem Volksgeiste aufgehoben werden muß, sobald wirklich ein wahrhafter und eben darum allgemeiner Fortschritt errungen werden soll, und daß in diesem allgemeinen Fortschritt auch allein erst die Sicherheit für die Entwicklung der Wissenschaft selbst enthalten ist. Haben wir es doch erlebt, und erleben es stündlich noch, wie leicht auch sie gefährdet werden kann, wenn der Volksgeist sie nicht schützt! — Erst die Volksaufklärung ist die verwirklichte Wissenschaft; erst sie giebt dem Geiste die wahre Garantie seiner Existenz; erst wenn das ganze Volk frei denkt, kann der Geist der Freiheit sich in ihm verwirklichen.

Die Epoche der Aufklärung hat dieses Ziel weit lebhafter vor Augen gehabt, als die ihr nachfolgenden Jahrzehnte und darum ist ihre unmittelbare Wirksamkeit auch eine größere gewesen. Sie hat ein Zeitalter, einen bestimmten Charakter und bestimmte Sitten geschaffen: ihre Ideen waren es, welche die geistige Wiedergeburt des Volkes bewirkt und Deutschland vor dem Verfall gerettet haben, dem es entgegenging. Sie hat dem Volke eine neue Begeisterung, die Begeisterung für die religiöse und politische Freiheit verliehen und es seine Menschenrechte kennen gelehrt. Schon jetzt ist daraus ein neuer Zustand der Staaten entsprossen, der den aller früheren Jahrhunderte weit überragt. Daß dieser Zustand nicht vollendet worden, ist nicht die Schuld jener Zeit, die ihn schuf: sondern der ihr nachfolgenden. Hätte diese eben so viel Energie daran gewandt, ihn fortzuführen, als die anwendeten, welche ihn herbeiführten: das Menschengeschlecht wäre weiter, als es ist. Vergebens aber sehen wir uns in dieser nachfolgenden

Zeit um nach einer gleichen Hingebung der Führer an das Volk: wie Frankreich nach der Revolution politisch erschlafft, so fehlt es auch in Deutschland an Muth, das Werk der Aufklärung zu vollenden; beide daher fallen der Restauration und Reaction anheim. Vergebens suchen wir namentlich nach einer Journalistik in Deutschland, welche der der Aufklärungsepoche nur irgendwie an die Seite zu stellen wäre: wir finden nichts, als die immer größer werdende Isolirung der Wissenschaft, namentlich der Speculation, und die Verflachung durch das belletristische Interesse, die bloße Spielerei mit den Gedanken und Gefühlen. Es fehlt das eigentliche Herz der Literatur.

Müssen wir daher nicht diesen nachfolgenden Jahrzehnten den Vorwurf machen, daß sie durch ihre Bekämpfung der Aufklärungsepoche diese vernichtet haben, ohne etwas Neues und Besseres an ihre Stelle zu setzen? müssen wir es nicht namentlich Schelling vorwerfen, daß er diese »Aufklärung« brandmarkte und es Mode machte, sie zu verspotten und gering von ihr zu denken? Aus dieser »Aufklärung« ist jener »Aufkläricht« entstanden, der in diesem Augenblick das Stichwort der historisch-romantischen Schule bildet, mit welchem diese sich jetzt zu ihren schnöden Reactionsversuchen aufstachelt. Ebenso hat auch Hegel die deutschen Aufklärer immer nur über die Achsel angesehen und sie ebenfalls nur dem Spotte preisgegeben, indem er sie als »ehrliche Trödler« bezeichnet, die nur mit den Ideen der andern Völker »Schacher treiben« und sich in »gehaltloses mattes Geschwätz« verlieren. Solche Trödler aber waren sie nicht; sie kauften ihre Waaren ebenso gut und frisch aus erster Hand, wie die Franzosen, und vertrieben sie auch ebenso lebendig: nur daß sie dieselben nicht so schnell zu Thaten ausprägten, wie jene, weil sie nicht so durch ihre Staatszustände dazu gedrängt waren. Sie suchten

auf friedlichem Wege, auf dem Wege der Reformen zu erreichen, was Jene durch die Revolution bezweckten. Jedenfalls ist der Anfang, den sie machten, das Volk zum Denken zu gewöhnen, ein überaus achtbarer, und ihre beredte Aufforderung hierzu kein bloßes »Geschwätz« zu nennen. Sogar Goethe und Schiller müssen wir der Ungerechtigkeit gegen die Aufklärer zeihen. Sie haben sie noch mehr dem Spotte preisgegeben und noch mehr ihr Ansehen öffentlich untergraben, als selbst von den Philosophen geschehen: und doch waren sie dazu nur um Eines Mannes willen berechtigt. Nicolai hatte sich gegen Goethe, wie gegen Schiller allerdings die größten Plattheiten zu Schulden kommen lassen, er hatte über sie geurtheilt, wie nur der ärgste Philister urtheilen konnte und deshalb den Hohn, den sie in den Xenien über ihn ausgossen, reichlich verdient. Mußten sie aber deshalb den Stab brechen über die ganze Richtung, der er angehörte, und sich vornehm von dieser Wirksamkeit für das Volk abwenden? ja mußten sie deshalb verschmähen, gleich den Aufklärern, unmittelbar auf die religiöse und politische Bildung des Volkes zu wirken, da doch ein Mann von Lessing's Genius sich für eben diese Arbeit nicht zu groß geachtet hatte?! Auch Lessing erwiesen Goethe und Schiller zwar alle Achtung und erhoben ihn sogar zum Heros in der Literatur: aber sein Werk haben sie nicht fortgesetzt, auch nicht einmal Andere zur Fortführung desselben ermuntert. Weder Goethe noch Schiller, noch irgend Einer aus der romantischen Schule haben sich unmittelbar für die Religionsfreiheit in Lessings Sinne erhoben; ja als Fichte es unternahm, das volle Recht der Philosophie auf diese geltend zu machen, so hatten sie, obwohl beide dieses Recht anerkannten und Fichte's Sache billigten, dennoch nicht den Muth, sich auch offen für ihn zu erklären und seine Vertreibung aus Jena zu verhindern. Dadurch ging die

Schlacht, die Fichte der sächsischen Orthodoxie anzubieten gewagt hätte, verloren und die Nation büßte damit auf lange Zeit die Frucht ihres Sieges, die völlig freie Entwicklung ein.

Wohin die Phantastik der romantischen Schule geführt, haben wir ferner mit Schrecken erlebt; sie hat der christlichen Reaction, an der wir jetzt kranken, unmittelbar in die Hände gearbeitet und sich theilweise sogar zu ihrem Werkzeug hergegeben.

An praktischer, eigentlich historischer Bedeutung daher übertreffen die Aufklärer die Romantiker um ein Unermeßliches; auch wird die künftige Zeit, glauben wir, ihren Werken mehr Aufmerksamkeit schenken, als denen der Romantiker. Selbst Nicolai, der viel Verrufene, ist mehr werth, als sie: denn wie bornirt er auch sei, so ist es ihm doch stets um die Wahrheit zu thun und seine Schriften sind daher immer nützlich und lehrreich. Sein Sebaldus Nothanker enthält eine Zeitschilderung, die noch oft von historischem Werthe ist, und in seiner Reisebeschreibung finden wir eine so scharfe Kritik der damaligen Zustände Deutschlands, wie in keiner andern Schrift, ja die nur auszusprechen der größte Muth erforderlich war. Durch seine Plattheiten dem Fluche der Lächerlichkeit allerdings verfallen, wird er daneben noch immer Eigenschaften behalten, die ihm das Andenken an seine Wirksamkeit sichern.

Dennoch hat es Goethe nicht verschmäht, diese und zugleich die seiner Genossen in den Blocksbergsscenen seines Faust dem Spotte der Nachwelt zu übergeben. Die Verse:

»Sagt, wie heißt der steife Mann?
Er geht mit stolzen Schritten.
Er schnoppert, was er schnoppern kann,
Er spürt nach Jesuiten.«

treffen die ganze Richtung der Berliner Monatsschrift. Aber

ob auch in Wahrheit und mit Recht? Die nachfolgenden Zeiten, und namentlich unsre jüngste Zeit, haben diese Frage gelöst; sie haben zur Genüge bewiesen, daß diese »Jesuitenriecherei« kein überflüssiges, sondern ein höchst nöthiges und unmittelbar aus dem Princip der Aufklärung erwachsendes Werk war. Oder wie konnte diese es ruhig mit ansehn und dulden, daß sich der Jesuitismus wieder in die Herzen der Völker zu schleichen und selbst den Protestantismus zu umgarnen versuchte, um das katholische Princip zum alleinherrschenden zu machen und dadurch selbst zur Herrschaft zu gelangen? Vielmehr sie mußte diese Hydra von Grund aus zu vertilgen trachten, wenn sie ihrer Freiheit, der Denkfreiheit eine sichere Stätte bereiten wollte. Wenn sie daher diese Stätte so vorsichtig, mit so eifersüchtigen Blicken als nur irgend möglich bewachte, so that sie darin nichts, als was ihr Recht, ja ihre Pflicht war. Wir haben es erlebt, wohin es führt, wenn diese Wachsamkeit aufhört, wir sehen es täglich, auf welche Weise die Jesuiten sich in der Schweiz der Herrschaft bemächtigen, wie sie Frankreichs Geistesfortschritte hemmen und welche Künste sie auch wieder gegen den Protestantismus in Deutschland in Bewegung setzen. Schon haben wir jetzt von »protestantischen Jesuiten« zu sprechen; die Schwärmerei für das alte »historische Recht« ist ihnen eine weit bequemere Brücke zu ihrem Ziel, als der unbestimmte Drang nach der Mystik der Gefühlswelt, welcher das achtzehnte Jahrhundert neben der Aufklärung erfüllt. Unter diesen Umständen dürfte jeder Beitrag zur Geschichte der Aufklärung, als ein Versuch, eine gerechtere Beurtheilung dieser Epoche und dadurch, wenn möglich, eine Rückkehr unsrer Zeit zu den volksthümlich praktischen Principien derselben herbeizuführen, nützlich und willkommen sein.

Was nun speciell die Berliner Monatsschrift angeht, so

hat (möchten wir behaupten) Berlin noch niemals wieder eine für die gesammte Publicistik und die Volksbildung so wichtige Zeitschrift besessen, wie diese. Sie ist das freimüthigste Organ, das jemals in den Mauern Berlins erschienen ist; ja wenn wir die heutigen Preßzustände damit vergleichen, muß uns zugleich Röthe der Scham und des Zornes auf die Wange steigen. Damals durfte Berlin noch sagen, was es dachte, es stand an der Spitze der gesammten deutschen Cultur und drängte dieselbe unaufhaltsam vorwärts. Jetzt, wo es in noch weit höherem Grade zum geistigen Mittelpunkt befähigt wäre, wo durch die Universität allein eine solche Masse der Intelligenz darin concentrirt ist, wie in keiner andern Stadt, jetzt dagegen ist es zu dem unwürdigsten Schweigen verurtheilt; fortwährend von dem übrigen Deutschland muß es sich seine elenden Zeitungen und Zeitschriften als den Ausdruck seines Geistes vorhalten lassen; ja es muß, was noch schlimmer, dabei fortwährend mit ansehen, in welche Indifferenz, welchen Stumpfsinn, welche Rohheit und Frivolität der Volksgeist versinkt, weil ihm keine Nahrung für seine sittliche Erhebung dargeboten wird.

Aber auch hievon abgesehen: was die Berliner Monatsschrift ihrer Zeit war, würden die heutigen Publicisten auch selbst bei größerer Freiheit der unsern dennoch nicht wiedergeben können, weil jene durch eine Vereinigung von Kräften getragen ward, wie sie unsrer Zeit noch lange nicht möglich sein wird. Das achtzehnte Jahrhundert war unbekannt mit dem Kastengeist, den das Beamtenthum, wie mit dem gelehrten Hochmuth, den die isolirte Wissenschaftlichkeit hervorgerufen hat. Das Jahrhundert des Humanismus und der Toleranz forderte von seinen Organen auch, daß sie selbst duldsam seien und sich erst als Menschen fühlten, bevor sie den Gelehrten geltend machten. In der Berliner Monatsschrift stellen

sich die ersten und vorzüglichsten Schriftsteller unmittelbar neben die unbedeutendsten und unberühmtesten; es kommt ihnen nicht darauf an, ob Alles, was die Zeitschrift bringt, auch literarisch vollendet und besonders tief gedacht ist, wenn es nur dem Volke nützt. Goethe und Schiller haben an der Berliner Monatsschrift freilich nicht mitgearbeitet; wohl aber Kant und Justus Möser. Kant verschmähte es nicht, auch für das Volk zu schreiben und er hat von dieser seiner populären Wirksamkeit ebenso reiche Früchte geerntet, wie von seiner eigentlichen speculativen Wissenschaft, indem er durch sie eine große Anzahl von Menschen, zu denen die Speculation sonst nicht gedrungen wäre, für die Sache der Philosophie und der Denkfreiheit gewonnen, und dadurch zugleich auch den Herrschenden gezeigt hat, welche Macht in Wahrheit die Philosophie ist.

Beinahe sämmtliche kleine Abhandlungen, welche nachher drei Bände seiner vermischten Schriften füllten und außerdem auch noch die einzelnen Abschnitte seiner »Religion innerhalb der Grenzen der menschlichen Vernunft« sind zuerst in der Berliner Monatsschrift erschienen. Auch Justus Möser war ebenfalls ein sehr fleißiger Mitarbeiter; alle die kleinen Skizzen, in denen er die Hofsitten seiner Zeit persiflirt, so wie mehre Abhandlungen, von denen später die Rede sein wird, hat er ausdrücklich für die Monatsschrift verfaßt. An diese beiden Männer reiht sich die große Zahl von Mitarbeitern, die im Laufe der Jahre zu der Monatsschrift traten und unter denen wir fast keine der damaligen, wie der späteren literarischen Berühmtheiten vermissen. So finden wir Mendelssohn, Bendavid, Moses Maimon, Ramler, Gleim, Heyne, F. A. Wolf; aber auch Wilhelm und Alexander von Humboldt, Friedrich Schlegel, Fichte, Adam Müller u. A.

Und doch war es nicht die immerhin nur momentane

Wirkung dieser einzelnen Mitarbeiter: vielmehr die durchgehende Richtung der Monatsschrift im Ganzen, dieser fortwährende, unablässige Kampf der Aufklärung gegen die unfreien Elemente des achtzehnten Jahrhunderts ist es, was dem Journale seine eigentliche Bedeutung verleiht. Dieser Kampf aber wird, außer von Biester selbst, am Nachdrücklichsten in der Regel von ungenannten Schriftstellern vertreten: und werde ich daher auch in der nachfolgenden Darstellung ebenso großes Gewicht zu legen haben auf diese Namenlosen, als auf jene, die Berühmten und Vielgefeierten.

Die Berliner Monatsschrift wurde im Jahre 1783 von Gedike und Biester begründet. Gedike, ein ungemein beweglicher Schulmann, dessen zahlreiche Lehrbücher und Chrestomatien aus den Werken der alten wir der neueren Schriftsteller für die Vielseitigkeit seiner Thätigkeit zeugen, erst Director des Kölnischen Gymnasiums, dann des grauen Klosters, gab den ersten Anstoß dazu, indem er Biester aufforderte, eine Zeitschrift mit ihm herauszugeben. In der That war Biester zu solchen Unternehmungen wie geschaffen. Er war ebenso vielseitig gebildet als gewandt im Geschäftsverkehr. Überdies hatte seine frühere Stellung als Secretair des Ministers von Zedlitz, des Cultusministers Friedrichs des Großen, dessen literarische Correspondenz er zu führen gehabt, jenen Reichthum literarischer Bekanntschaften, jene vielfachen Verbindungen mit Gelehrten und Schriftstellern verschafft, die bei Unternehmungen, wie die Gründung einer Zeitschrift, damals wie jetzt nicht wohl zu entbehren waren. Biester, im Jahre 1749 als der Sohn eines Lübecker Kaufmanns geboren, hatte das Glück gehabt, von früh an, durch keinen äußeren Zwang behindert, seiner Neigung zu den Wissenschaften leben zu können. Er hatte in Göttingen die Rechte studirt und sich dort Schlözers Zuneigung und Bürgers Freundschaft erworben.

Mit dem Letztern vereint, hatte er einen eigenen »Shakspear-Klub« gestiftet, in welchem sie die Werke des alten Briten in der Ursprache lasen. Obwohl ihm in Lübeck eine Laufbahn bei dem dortigen Gerichte eröffnet wurde, so zog er es doch vor, sich um ein literarisches Amt zu bewerben. Er wurde Lehrer der alten Sprachen und schönen Wissenschaften in Bützow in Mecklenburg; später doctorirte er in Kiel, um daselbst lesen zu können. Nachdem er jedoch auf einer Reise im Jahre 1775 Berlin und die Bestrebungen der dortigen Gelehrten kennen gelernt, so zogen ihn diese mit magnetischer Kraft an und er bot Alles auf, um gleichfalls dorthin zu kommen. Durch Nicolai's Vermittlung erhielt er endlich 1777 die bereits erwähnte Stelle bei Zedlitz, welche er mehre Jahre bekleidete. Dann lebte er als Privatgelehrter, bis er 1784 königlicher Bibliothekar wurde. Dazu gab ein komischer Vorfall die Veranlassung. Bis dahin nämlich war diese Stelle von einem ehemaligen französischen Mönch bekleidet worden, Pernetty, einem Mystiker und Swedenborgianer: als welcher er so fest an die berüchtigte Ziehensche Weissagung von dem Untergange Deutschlands (wegen seiner Gottlosigkeit) im Jahre 1784 glaubte, daß er, um sich bei Zeiten aus diesem gottlosen Lande zu retten, bei Friedrich dem Großen um seinen Abschied einkam. Auf diese Weise wurde die Stelle für Biester erledigt; der Posten, welchen die Mystik feigherzig verließ, wurde sofort von der Aufklärung in Besitz genommen.

Inzwischen hatte die Monatsschrift bereits mit dem besten Erfolge begonnen. »Denn noch (sagt Biester in seiner Selbstbiographie) war die glückliche Zeit Friedrichs des Großen, die Thörichten und Schlechten mußten sich verbergen. Aber unter der geheimnißvollen Hülle drang das Gift hin und wieder nur um so tiefer ein und wartete schon auf die Zeit, wo der große König nicht mehr sein werde.« Um so nöthiger

war es daher auch, daß die Vertreter der Aufklärung diesen Schleichern zeigten, daß sie ihr finsteres Werk nicht ungestraft begönnen. — Unter Friedrich dem Großen genoß Biester fast vollkommener Preßfreiheit; er hat in dieser ganzen Zeit niemals mit der Censur zu kämpfen gehabt. Später dagegen, unter Friedrich Wilhelm II., als Wöllners Einfluß den ganzen Staat beherrschte, wurde auch dem Biester'schen Journal in dem Consistorialrath Hillmer, einer Wöllner'schen Kreatur, ein eigener Censor gesetzt. Hillmer begann sein Amt sogleich damit, daß er eine Abhandlung von Kant, welche Biester ihm versuchsweise vorlegte (es war ein Abschnitt aus der »Religion innerhalb der Grenzen der menschlichen Vernunft«), für eine solche erklärte, die er ohne Abänderungen nicht durchlassen würde. Diesem Zwange sich zu unterwerfen, war indessen völlig gegen Biesters Absicht; er verlegte daher seine Monatsschrift von dieser Zeit an (1791) nach auswärts, zuerst nach Jena, dann nach Dessau, bis er sie wieder gefahrlos nach Berlin zurück verlegen konnte. Heut zu Tage freilich, bei dem großen Polizeinetz, das ganz Deutschland umspannt, wäre auch diese Aushilfe nicht mehr möglich.

Die Monatsschrift tritt von Anfang an sehr charakteristisch auf. Sie beginnt mit einer Enthüllung des brandenburgischen Nationalgespenstes, der s. g. weißen Frau, indem sie darthut, wie viel Traditionen über dieselbe existiren. Bald soll dieser Geist der Gräfin Berchta von Rosenberg gehören, die nach einem äußerst unglücklichen Leben allen ihren männlichen Nachkommen den Tod verkündete, bald der Gräfin Orlamünde, die umirren muß, weil sie ihre Kinder umgebracht, bald der schönen Gräfin Anna Sidow, die Johann Georg geliebt und nachher treulos verlassen. Die Monatsschrift erklärt den Ursprung der Mythe jedoch sehr richtig dadurch, daß die weiße früherhin die Hoftrauerfarbe war: so

daß also die Erscheinung weißer Kleider in den Schlössern der Fürsten ꝛc. unmittelbar etwas Trauriges und Gespenstiges an sich gehabt hatte: was denn wieder sehr erklärlicher Weise zu allerlei Speculationen und Intriguen benutzt worden war. Friedrich Wilhelm I. jedoch, ein Mann bekanntlich, der keinen Spaß verstand, hatte einmal eines dieser Gespenster ergreifen und in die Fidel stellen lassen: seitdem hatte es nicht mehr gespukt.

Der zweite Aufsatz schildert das nichtsnutzige Treiben eines Religionsschwärmers und Betrügers, der im Jahre 1769 und später in der Umgegend von Berlin und sogar in diesem selbst sich einen Anhang zu verschaffen gesucht hatte. Ein ehemaliger Jägerbursch, der Sohn eines Kriegsraths aus Weimar, der aber einen liederlichen Lebenswandel eingeschlagen hatte und zum Bedienten herabgesunken war, Rosenfeld mit Namen, hatte sich plötzlich für einen neuen Messias ausgegeben und den tollsten Unsinn an diese Idee geknüpft, den er jedoch nicht ohne Witz und Humor durchführte. Jesus, sagte er, sei ein falscher Messias gewesen. Der rechte solle ja gekommen sein, die Welt von Sünde, Tod und Teufels Gewalt zu retten; nun aber seien diese drei Dinge noch immer in der Welt: der mithin, der gen Himmel gefahren und seine Jünger in Stich gelassen, sei vielmehr ein verfluchter Christus gewesen. Dann auch wieder sagte er, die ganze Sache sei nicht wahr und reine Erdichtung, Christus sei verflucht, weil er am Kreuze gehangen, und wer an ihn glaube, sei verdammt; die ganze Lehre von seiner Kreuzigung sei eine heidnische Fabel. Durch das Abendmahl genössen die Menschen den Teufel, es sei ein Götzenopfer vom Drachen gesetzt, des Königs Bild, der Drachenkopf, wäre ja darauf gedruckt. In der Taufe würden die Kinder dem Könige verkauft, der der Teufel wäre. Die Obrigkeit seien krumme

Schlangen und der König ihr Oberster. Er selbst sei der zweite Heiland, er habe den Schlüssel zum verlorenen Paradiese und das Buch des Lebens, das mit sieben Siegeln versiegelt sei; um das Erlösungswerk zu vollenden, müsse er die Siegel öffnen und dazu sieben Jungfrauen haben. — Denn auf dergleichen Gelüste läuft bekanntlich das Streben dieser Mystiker gewöhnlich hinaus. Auch gelang es ihm, als er erst einige pietistische Weber in sein Garn gelockt hatte, wirklich, sich die benöthigten Jungfrauen zu verschaffen. Sie mußten für ihn Wolle spinnen, er aber ließ sie hungern, »damit sie das Himmelreich schauen könnten.« Das wurde den Gläubigen denn aber doch zu stark; es ward eine Klage gegen ihn eingereicht, und Rosenfeld zum Staupenschlag und lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt *). In Folge dieser Mittheilung erzählt denn auch der Prediger Schwager aus Jöllenbeck in der Grafschaft Ravensberg von zwei Schustern seiner Gemeinde, die sich für Jesus und ihre Frauen für Marien ausgegeben, in dieser Entzückung aber alle ihre Habe versoffen und sich zuletzt einander halb todt geschlagen hätten. »Wider solche schleichende Buben, wie Rosenfeld, sagt er, kann keine Polizei zu scharf sein: denn sie sind die gefährlichsten Feinde der bürgerlichen Gesellschaft und Schänder der gesunden Vernunft.« — Ebenso wie diese religiösen Verirrungen zieht die Monatsschrift ferner das Unwesen eines Mondboctors ans Licht, welcher damals in Berlin hauste und zu dem das Volk schaarenweise lief, um sich betrügen zu lassen. Die ganze Kur bestand in der Besprechung im Mondlicht; viele Kranke, die sich diesem Menschen anvertraut, hatten ihren Aberglauben mit Verschlimmerung der Krankheit, ja

*) Anm. d. Herausgebers. Vergl. den Neuen Pitaval, von Hitzig und W. Alexis, wo die Geschichte dieses Rosenfeld ausführlich, nach den Acten, erzählt ist.

daß also die Erscheinung weißer Kleider in den Schlössern der Fürsten ꝛc. unmittelbar etwas Trauriges und Gespenstiges an sich gehabt hatte: was denn wieder sehr erklärlicher Weise zu allerlei Speculationen und Intriguen benutzt worden war. Friedrich Wilhelm I. jedoch, ein Mann bekanntlich, der keinen Spaß verstand, hatte einmal eines dieser Gespenster ergreifen und in die Fidel stellen lassen: seitdem hatte es nicht mehr gespukt.

Der zweite Aufsatz schildert das nichtsnutzige Treiben eines Religionsschwärmers und Betrügers, der im Jahre 1769 und später in der Umgegend von Berlin und sogar in diesem selbst sich einen Anhang zu verschaffen gesucht hatte. Ein ehemaliger Jägerbursch, der Sohn eines Kriegsraths aus Weimar, der aber einen liederlichen Lebenswandel eingeschlagen hatte und zum Bedienten herabgesunken war, Rosenfeld mit Namen, hatte sich plötzlich für einen neuen Messias ausgegeben und den tollsten Unsinn an diese Idee geknüpft, den er jedoch nicht ohne Witz und Humor durchführte. Jesus, sagte er, sei ein falscher Messias gewesen. Der rechte solle ja gekommen sein, die Welt von Sünde, Tod und Teufels Gewalt zu retten; nun aber seien diese drei Dinge noch immer in der Welt: der mithin, der gen Himmel gefahren und seine Jünger im Stich gelassen, sei vielmehr ein verfluchter Christus gewesen. Dann auch wieder sagte er, die ganze Sache sei nicht wahr und reine Erdichtung, Christus sei verflucht, weil er am Kreuze gehangen, und wer an ihn glaube, sei verdammt; die ganze Lehre von seiner Kreuzigung sei eine heidnische Fabel. Durch das Abendmahl genössen die Menschen den Teufel, es sei ein Götzenopfer vom Drachen gesetzt, des Königs Bild, der Drachenkopf, wäre ja darauf gedruckt. In der Taufe würden die Kinder dem Könige verkauft, der der Teufel wäre. Die Obrigkeit seien krumme

Schlangen und der König ihr Oberster. Er selbst sei der zweite Heiland, er habe den Schlüssel zum verlorenen Paradiese und das Buch des Lebens, das mit sieben Siegeln versiegelt sei; um das Erlösungswerk zu vollenden, müsse er die Siegel öffnen und dazu sieben Jungfrauen haben. — Denn auf dergleichen Gelüste läuft bekanntlich das Streben dieser Mystiker gewöhnlich hinaus. Auch gelang es ihm, als er erst einige pietistische Weber in sein Garn gelockt hatte, wirklich, sich die benöthigten Jungfrauen zu verschaffen. Sie mußten für ihn Wolle spinnen, er aber ließ sie hungern, »damit sie das Himmelreich schauen könnten.« Das wurde den Gläubigen denn aber doch zu stark; es ward eine Klage gegen ihn eingereicht, und Rosenfeld zum Staupenschlag und lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt *). In Folge dieser Mittheilung erzählt denn auch der Prediger Schwager aus Jöllenbeck in der Grafschaft Ravensberg von zwei Schustern seiner Gemeinde, die sich für Jesus und ihre Frauen für Marien ausgegeben, in dieser Entzückung aber alle ihre Habe versoffen und sich zuletzt einander halb todt geschlagen hätten. »Wider solche schleichende Buben, wie Rosenfeld, sagt er, kann keine Polizei zu scharf sein: denn sie sind die gefährlichsten Feinde der bürgerlichen Gesellschaft und Schänder der gesunden Vernunft.« — Ebenso wie diese religiösen Verirrungen zieht die Monatsschrift ferner das Unwesen eines Monddoctors ans Licht, welcher damals in Berlin hauste und zu dem das Volk schaarenweise lief, um sich betrügen zu lassen. Die ganze Kur bestand in der Besprechung im Mondlicht; viele Kranke, die sich diesem Menschen anvertraut, hatten ihren Aberglauben mit Verschlimmerung der Krankheit, ja

*) Anm. d. Herausgebers. Vergl. den Neuen Pitaval, von Hitzig und W. Alexis, wo die Geschichte dieses Rosenfeld ausführlich, nach den Acten, erzählt ist.

mit dem Tode büßen müssen. — Als der Oberconsistorialrath Zeller einmal von einer Reise zurückkehrte und unterwegs in dem Posthause zu Werneuchen abstieg, erzählte ihm der Küster ganz vertraulich, daß man aus Berlin böse Nachrichten habe, es sei ganz untergegangen. Das war wiederum die Ziehensche Weissagung.

So übel also sah es damals noch mit der Bildung der untern Volksklassen aus. Die Aufklärung war erst ein Eigenthum der mittleren Klassen; um so nöthiger daher die stete Einwirkung auf das Volk. Diese ließ die Monatsschrift demnach auch nie aus den Augen; so lange sie existirt, hat sie auch die Charlatane, die das Volk mit religiösen oder andern mystischen Mitteln zu täuschen suchen, verfolgt und das große Publicum aufgeklärt über das Wesen der Hexereien und Schatzgräbereien, sowie über den Grund alter Aberglauben überhaupt.

Daran schließt sich dann ferner eine Kritik der bestehenden Zustände in Correspondenzen aus Berlin, sowie in »Briefen eines Fremden über Berlin«, die uns ein sehr lebendiges Bild von dem damaligen geistigen Zustande dieser Hauptstadt entwerfen. »In Berlin, heißt es in den ersteren, denkt, spricht, schreibt man frei, die Freiheit im Moralischen erstreckt sich über Alles. Der blinde Glaube an die Kirche ist hier nicht lächerlicher, als blinder Sclavensinn gegen den, der gerade jetzt auf dem Throne sitzt, und blinde Ehrfurcht gegen ererbte Vorzüge. Selbst von oben her wird dies Recht beschützt. Es ist freilich auch hier noch Censur, aber wie milde im Ganzen, wie schonend und tolerant! Und von einer solchen Censur, wie wenig wird es einst die Regierung kosten, sich bis zu dem Gedanken einer völligen Preßfreiheit zu erheben! Das freie Reden hier ist in ganz Deutschland bekannt und hat bei manchen furchtsamen Nachbarn gehässige

Namen erhalten: der Preußen loses Maul, Unverschämtheit, grobe Dreistigkeit. Man spricht hier über Alles im Himmel und auf Erden, über alle Fürsten, vom König von Preußen bis zum Magistrat von Zürich und Glarus herab, über alle Sätze der Religion, über die man anderwärts selbst kaum zu denken vermag, vorzüglich viel über hiesige politische Einrichtungen. Die wichtigste Freiheit herrscht hier im wichtigsten Stück menschlichen Denkens: Toleranz in der Religion. Daher die Verketzerung auswärts gegen die Berliner Theologen. Daher auch die Freiheit, mit der lächerliche Schwärmer, und mitunter selbst Theologen, hier ihre Träumereien zu verbreiten suchen. Dankbar, wie ich hoffe, und nicht neidisch erkennt Deutschland, daß nur von hier aus das Licht einer gereinigten Gotterkenntniß ausgegangen ist. Und wenn der Jesuitismus, die Geisterseherei, die Religionsvereinigung und die Gefühlsphilosophie nicht unser ganzes großes Vaterland einst niederdrücken werden, wie es freilich den Anschein gewinnt, wenn diese erhobene Strafgeißel noch der Hand des zürnenden Schicksals kann entwunden werden, so wird es durch das Licht und die Kraft, die von hier ausgehen, geschehen.« Sodann von den Berliner Gelehrten heißt es: »Die Wissenschaften sind hier nicht Gewerbe eines Standes, nicht das Vermächtniß eines gewissen Standes oder Ordens, nicht das Ziel, wozu man durch die Bedingniß gewisser Lehrjahre und Formeln gelangen kann. Daher theilt man sich freier mit, man sorgt mehr für Popularität und findet hier in allen Köpfen Begriffe verbreitet, die sonst fast geheim und unzugänglich gehalten werden. Hier herrscht keine Pedanterie, der Gelehrter ist nicht bloßer Gelehrter, ein Schriftsteller ist hier nicht die ehrwürdigste Kreatur auf Gottes Erdboden: denn man weiß hier sehr wohl, daß man stark und groß noch durch andre Dinge wirken kann, als

durch schwarz auf weiß gedruckte Verse oder Prosa. Es werden hier Vorträge gehalten, in denen Officiere, geheime Räthe, Kaufleute, Gelehrte, Schulmänner, Gesandte, Grafen, Rentiers, Juden, selbst Minister durcheinander sitzen.« — »Unter den Predigern, schreibt »der Fremde«, giebt es ganz vortreffliche Männer, doch hört man des nutzlosen Geschwätzes immer noch zu viel. Welch eine vortreffliche Gelegenheit hat nicht dieser Stand, seine Mitbürger zu bessern! Und wie Schade, daß nicht alle Glieder dieses Standes über Menschenkenntniß, Regeln des praktischen Verhaltens, Mittel den Leidenschaften entgegenzuarbeiten, nachgedacht haben!« Dann spricht er sich über die Erziehung aus: »Es ist unstreitig eine der größten Seltsamkeiten und wunderlichen Einrichtungen in unserem aufgeklärten Staate, daß man das Erziehungswesen zu einer Sache und Angelegenheit der verschiedenen Religionsparteien macht. Denn einmal werden Geistliche dadurch zu Aufsehern der Schulen gemacht, die, ohne etwas von der Sache zu verstehen, die Schullehrer anstellen; und zweitens erhalten unsre Schulen einen erbärmlichen theologischen Zuschnitt und der Unterricht in den Religionsmeinungen jeder Secte macht eins der wesentlichsten Stücke des ganzen Schulunterrichts aus. Die Schulen sollten gar nicht einer bestimmten Religionspartei angehören, sondern zur Bildung und Erziehung guter Bürger, nicht Lutheraner, Reformirter oder Katholiken, eingerichtet sein. Man sollte in den öffentlichen Schulen nichts als Natur- und Vernunftreligion lehren und alles Übrige den Geistlichen jeder Partei überlassen.« In Berlin, fügt er hinzu, sei man auch schon auf diesem Wege. Es werde nicht mehr Kompendientheologie, sondern praktische Religion, die den Verstand aufkläre, das Herz erwärme und für das Leben dereinst brauchbar sei, gelehrt. Man strebe ferner dahin, den großen

Sinn und den feinen Geschmack der Alten zu lehren, und damit die neuere und neueste Geschichte, Anthropologie, Physik, Literaturgeschichte und die Encyklopädie der Wissenschaften zu verbinden. — Zu dem Kaufmannsstande übergehend, rügt er die kleinliche, niedere Gewinnsucht, welche hier noch herrschend sei und die überdies im Volke selbst noch durch die durchaus verwerfliche Zahlenlotterie vermehrt werde. Auch zeige sich bei der Menge überhaupt ein falsches Streben über den Stand hinaus und eine Neigung zum Luxus. Im Allgemeinen aber herrsche Arbeitsamkeit, Redlichkeit und Großmuth unter den niedern Volksklassen. Störend sei es dagegen, daß die Brücken bei Nachtzeit mit Bettlern und die schönsten einsamen Spazirgänge des Thiergartens mit liederlichen Dirnen besetzt seien. Das Schauspielhaus (fährt er fort) werde wenig besucht und die Schauspieler seien schlecht. Die Wiener, meint er, hätten ein Theater, die Berliner nicht. Denn in den Stücken des Wiener Theaters erkenne man doch die dortigen Sitten, sähe Vorurtheile angegriffen, und überhaupt Alles dem Leben nachgeahmt. In Berlin dagegen sähe man nur giganteske Gemälde kolossaler Figuren, wovon das Original nirgend zu Hause gehöre, oder schwache und unkenntliche Umrisse, die allerlei bedeuten könnten und daher nichts bedeuteten: oder auch wohl gute historische Stücke und Portraitmalereien, nur daß man die Sitten fremder Länder und die Geschichte aller Zeiten wissen müsse, um sie recht zu verstehen. — Der Fremde bezeichnet hiermit offenbar den damals grassirenden Geschmack an den Ritterstücken, welche eben in jener Zeit, als Nachahmung von Goethe's Götz von Berlichingen, aufkamen, und mit denen sich die Aufklärer, in ihrer einseitigen Verstandesrichtung, begreiflicher Weise nicht befreunden konnten. Entsetzte sich doch Friedrich der Große selbst darüber, daß das Berliner Parterre über die »Platitüden« des

Götz jauchze, an denen nur »Botokuden und Karaiben« Geschmack finden sollten. — Sodann von den Zeitungen heißt es, sie seien unbedeutend: »und doch sei es ein würdiger Gegenstand für aufgeklärte Männer, für und an ihre Stadt zu schreiben.« Damit wird es den Aufklärern indessen wohl nicht besser gegangen sein, als es uns jetzt noch geht. So liberal die Censur der übrigen Zeitschriften war, so engherzig wurden auch unter Friedrich dem Großen die politischen Zeitungen überwacht. Deßhalb eben suchte der Geist der Zeit sich in den Monatsschriften Bahn zu brechen und ist es in dieser Beziehung sehr charakteristisch, daß die Berliner Monatsschrift in demselben Haude- und Spenerschen Verlage erschien, wo auch die bekannte politische Zeitung herauskam.

Die Freiheit der religiösen Anschauung, welche nach diesen Aussprüchen das Hauptelement des Berliner Lebens ausmachte, suchte sich nun auch sehr bald theoretisch und vorwärts drängend in der Monatsschrift Bahn zu brechen. Der Berliner Correspondent verlangt, »daß eine Kirche der natürlichen Religion gegründet werde,« und ein H. E. v. K. tritt mit einem Vorschlage hervor, »die Geistlichen nicht mehr bei der Trauung zu bemühen.« Es sei Zeit, sagt dieser Schriftsteller, die Religion nicht länger von der Kirche abhängig zu machen, sondern zu einer Staatsangelegenheit zu erheben, wie sie es in den alten Republiken gewesen. »Dann ist Eintracht zu hoffen, dann schweigt die unselige Spaltung zwischen Kirche und Staat, dann haben die Gesetze wieder Gotteskraft, dann haben wir wieder Bürger, Patrioten. Dann fühlt der Unterthan Anhänglichkeit an sein Land, Liebe für seine Gesetzgebung, Achtung für ihre Verordnungen. Es ist bekannt, daß Religion fast noch das Einzige ist, womit man den gemeinen Mann fesseln kann, zumal bei dieser Erschlaffung, dieser Halbweisheit,

dieser Üppigkeit. O ihr Fürsten des Volks, ergreift doch den einzigen Zügel, der Euch noch bleibt! Seht nur, welche Religion im Ganzen Euer Volk drückt! Finstrer Aberglaube oder thörichte Phantasieen machen es bald dumm, bald wild, und Gauner verstehen die Kunst, es zu lenken, zu betrügen, zu beunruhigen, zu quälen und gegen Staat, Natur und Gott dadurch zu empören. Laßt Politik und Religion, Gesetze und Katechismus eins sein! Laßt das Volk fühlen, daß Ihr ihm Glück bereitet und laßt es glauben, daß Gott es ihm bereitet hat!« Zu dem Ende macht er nun vor Allem den Vorschlag, die bürgerliche Ehe einzuführen, und zwar zunächst als — Konkubinat. Diese heilsame Anstalt eines der edelsten Staaten, der römischen Republik, sei von einfältigen und frömmelnden Regenten des elendesten Hofes, den die Geschichte kennt, des byzantinischen, abgeschafft worden. Jetzt aber werde ihre Wiedereinführung von der Zeit gefordert. Der unbegüterte Mann könne keine vom Staate anerkannte Frau und Kinder ernähren und müsse daher ehelos bleiben. »Warum soll er nicht einen dem heiligsten Ehebündnisse gleichen Kontrakt mit einem Mädchen, das ihn liebt, schließen dürfen? Der Staat solle diese Heirath ignoriren, das Mädchen nicht den Namen des Mannes führen und keinen Anspruch auf seinen Stand machen. Die Kinder würden dann werden, was sie wollen, Menschen, Bürger, gleich den nachgeborenen Söhnen des britischer Adels. Dadurch würde man einen Haufen gesunder, braver, von edlen Ältern geborner und erzogener Kinder schaffen, die etwas mehr werth seien, als das faule, verlaufene Gesindel, das an so manchen Orten als Kolonisten angesetzt werde. Diese Kontraktsehe solle rechtskräftig sein und ohne Geistlichkeit vollzogen werden.«

Dieser Vorschlag ist offenbar noch sehr confus; er öffnet, während er gerade sittlich wirken will, vielmehr der Unsitt-

lichkeit Thür und Thor. Indessen liegt ihm doch die ganz richtige Anschauung zu Grunde, daß die Ehe ihrem Wesen nach dem bürgerlichen Gesetze angehört, weil sie die Grundlage des Familienlebens und damit auch des Staatslebens bildet, und daß es somit auch dem Staate zukommt, die Art der Schließung derselben zu bestimmen und diese so frei als möglich zu gestalten. Justus Möser sieht sich daher auch veranlaßt, zu diesem Aufsatze zu bemerken; daß die christliche Ehe noch keine bürgerliche sei. »Wenn zwei Vagabonden sich copuliren lassen, sagt er, ohne irdenwo als Unterthanen aufgenommen zu werden, so ist dies eine bloß christliche Ehe. Ebenso die, welche von einem Pfarrer vollzogen ist, den die Obrigkeit nicht anerkennt. Ja sogar die Hörigen leben in einer bloß christlichen Ehe; ihre Kinder erben von ihnen nichts, sondern ihr Besitzthum fällt dem Gutsherrn anheim. Die Gesetzgebung über die Ehe ist also noch völlig unvollständig und muß, um dazu zu gelangen, den Begriff der bürgerlichen Ehe aufstellen.« — Sehr unwillig äußert sich dagegen einer der Geistlichen Berlins, der Oberconsistorialrath Zöllner, der zwar auch zu den Aufgeklärten, aber doch zu den Gemäßigteren derselben gehört, nach diesem Aufsatz. »Man solle, sagt er, unter dem Namen der Aufklärung nicht die Köpfe und Herzen der Menschen verwirren. Man solle sich erst fragen, was Aufklärung sei, diese Frage sei so wichtig, als die, was Wahrheit sei; noch aber sei sie nicht genügend beantwortet worden.«

Das war eine Herausforderung, auf welche die eigentlichen Aufklärer nicht schweigen durften. Im vierten Bande der Monatsschrift sehen wir daher ihre Hauptführer selbst ins Feld rücken. Zuerst tritt Mendelssohn auf, dann Kant. Der Erstere sagt: »Bildung, Kultur und Aufklärung sind Modificationen des geselligen Lebens, Wirkungen des

Fleißes und der Bemühungen der Menschen, ihren geselligen Zustand zu verbessern. Bildung zerfällt in Kultur und Aufklärung. Jene geht mehr auf das Praktische, auf Güte, Feinheit und Schönheit in Handwerken, Künsten und Geselligkeitssitten, auf Fertigkeiten, Fleiß und Geschicklichkeiten in jenen, Neigungen, Trieben und Gewohnheiten in diesen; Aufklärung hingegen auf das Theoretische, auf vernünftige Erkenntniß und Fertigkeit zum Nachdenken über Dinge des menschlichen Lebens, die auf die Gestaltung desselben von Einfluß sind. Aufklärung verhält sich zur Kultur wie Theorie zur Praxis, wie Erkenntniß zur Sittlichkeit, wie Kritik zur Virtuosität. Man kann sagen, die Nürnberger haben mehr Kultur, die Berliner mehr Aufklärung, die Franzosen mehr Kultur, die Engländer mehr Aufklärung, die Chinesen viel Kultur und wenig Aufklärung. Die Griechen hatten beides, Kultur und Aufklärung. Sie waren eine gebildete Nation, sowie ihre Sprache eine gebildete ist. Überhaupt ist die Sprache eines Volkes die beste Anzeige seiner Bildung, der Kultur wie der Aufklärung, der Ausdehnung sowohl als der Stärke nach. Die Menschenaufklärung kann mit der Bürgeraufklärung in Streit kommen. Gewisse Wahrheiten, die dem Menschen als solchen nützlich sind, können ihm als Bürger zuweilen schaden. Diese Kollision könne entstehen zwischen wesentlichen oder zufälligen Bestimmungen des Menschen mit wesentlichen oder außerwesentlichen, zufälligen Bestimmungen des Bürgers, und dann müsse das Wesentliche natürlich vor dem Unwesentlichen die Oberhand erhalten. Unglücklich ist der Staat, der sich gestehen muß, daß in ihm die wesentlichen Bestimmungen des Menschen mit den wesentlichen des Bürgers nicht harmoniren, daß die Aufklärung, die der Menschheit unentbehrlich ist, sich nicht über alle Stände des Reiches ausbreiten könne, ohne daß die Verfassung in Gefahr sei,

zu Grunde zu gehen. Hier lege die Philosophie die Hand auf den Mund. Die Nothwendigkeit mag hier Gesetze vorschreiben, oder vielmehr die Fesseln schmieden, die der Menschheit anzulegen sind, um sie nieder zu beugen und beständig unterm Drucke zu behalten. Mißbrauch der Aufklärung, fügt Mendelssohn noch hinzu, schwächt das moralische Gefühl, führt zu Hartsinn, Egoismus, Irreligion und Anarchie. Mißbrauch der Kultur erzeugt Üppigkeit, Gleißnerei, Weichlichkeit, Aberglauben und Sklaverei. Wo Aufklärung und Kultur mit gleichen Schritten fortgehen, da sind sie einander die besten Verwahrungsmittel der Korruption.« In diesen Aussprüchen sind viel sinnige Bemerkungen enthalten.

Noch schlagender und markiger ist Kants Antwort. »Aufklärung, sagt er, ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht an Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Muth, Dich Deines eignen Verstandes zu bedienen; ist der Wahlspruch der Aufklärung. Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer Theil der Menschen, nachdem sie die Natur längst von fremder Leitung freigesprochen, dennoch gerne zeitlebens unmündig bleiben, und warum es Andern so leicht wird, sich zu deren Vormündern aufzuwerfen.« Dem Einzelnen werde dies immer schwer: »daß aber ein Publikum sich selbst aufklärt, ist eher möglich, ja es ist, wenn man ihm nur Freiheit läßt, fast unausbleiblich. Denn da werden sich immer einige Selbstdenkende finden, welche die Andern vorwärts treiben.« Zur Aufklärung wird nichts erfordert, als Freiheit und zwar die unschädlichste von allen,

die: von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlichen Gebrauch zu machen. — »Nun höre ich aber von allen Seiten rufen: raisonnirt nicht! Der Officier sagt: raisonnirt nicht, sondern exercirt! der Finanzrath: raisonnirt nicht, sondern bezahlt! der Geistliche: raisonnirt nicht, sondern glaubt! Nur ein einziger Herr in der Welt sagt: raisonnirt, so viel ihr wollt, und worüber ihr wollt, aber gehorcht,« fügt Kant in Parenthese hinzu. »Hier ist überall Einschränkung der Freiheit. Welche Einschränkung aber ist der Aufklärung hinderlich, welche nicht, sondern ihr wohl gar schädlich? Ich antworte: der öffentliche Gebrauch seiner Vernunft muß jederzeit frei sein, und der allein kann Aufklärung unter Menschen zu Stande bringen; der Privatgebrauch derselben darf aber öfters sehr enge eingeschränkt sein, ohne doch darum den Fortschritt der Aufklärung sonderlich zu hemmen. Ich verstehe aber unter dem öffentlichen Gebrauch seiner eigenen Vernunft denjenigen, den Jemand als Gelehrter von ihr vor dem ganzen Publicum der Leserwelt macht.« — Kant fordert also hienach vollständige Schreib- und Druckfreiheit und meint, wenn diese nur garantirt sei, so werde der Fortschritt schon von selbst nachkommen. Als Beamter und Bürger müsse Jeder seine Pflicht in ihrer Beschränkung erfüllen, der Geistliche möge seinen Katechismusschülern und seiner Gemeinde nach dem Symbol der Kirche, der er dient, vortragen, aber als Gelehrter müsse er volle Freiheit, ja den Beruf dazu haben, alle seine sorgfältig geprüften und wohlmeinenden Gedanken über das Fehlerhafte in jenem Symbol und Vorschläge wegen besserer Einrichtung des Religions- und Kirchenwesens dem Publicum mitzutheilen. »Denn daß die Vormünder des Volks in geistlichen Dingen selbst wieder unmündig sein sollen, ist eine Ungereimtheit, die auf Verewigung der Ungereimtheiten hinausläuft.« — »Aber, wirft

zu Grunde zu gehen. Hier lege die Philosophie die Hand auf den Mund. Die Nothwendigkeit mag hier Gesetze vorschreiben, oder vielmehr die Fesseln schmieden, die der Menschheit anzulegen sind, um sie nieder zu beugen und beständig unterm Drucke zu behalten. Mißbrauch der Aufklärung, fügt Mendelssohn noch hinzu, schwächt das moralische Gefühl, führt zu Hartsinn, Egoismus, Irreligion und Anarchie. Mißbrauch der Kultur erzeugt Üppigkeit, Gleißnerei, Weichlichkeit, Aberglauben und Sklaverei. Wo Aufklärung und Kultur mit gleichen Schritten fortgehen, da sind sie einander die besten Verwahrungsmittel der Korruption.« In diesen Aussprüchen sind viel sinnige Bemerkungen enthalten.

Noch schlagender und markiger ist Kants Antwort. »Aufklärung, sagt er, ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht an Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Muth, Dich Deines eignen Verstandes zu bedienen; ist der Wahlspruch der Aufklärung. Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer Theil der Menschen, nachdem sie die Natur längst von fremder Leitung freigesprochen, dennoch gerne zeitlebens unmündig bleiben, und warum es Andern so leicht wird, sich zu deren Vormündern aufzuwerfen.« Dem Einzelnen werde dies immer schwer: »daß aber ein Publicum sich selbst aufklärt, ist eher möglich, ja es ist, wenn man ihm nur Freiheit läßt, fast unausbleiblich. Denn da werden sich immer einige Selbstdenkende finden, welche die Andern vorwärts treiben.« Zur Aufklärung wird nichts erfordert, als Freiheit und zwar die unschädlichste von allen,

die: von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlichen Gebrauch zu machen. — »Nun höre ich aber von allen Seiten rufen: raisonnirt nicht! Der Officier sagt: raisonnirt nicht, sondern exercirt! der Finanzrath: raisonnirt nicht, sondern bezahlt! der Geistliche: raisonnirt nicht, sondern glaubt! Nur ein einziger Herr in der Welt sagt: raisonnirt, so viel ihr wollt, und worüber ihr wollt, aber gehorcht,« fügt Kant in Parantheſe hinzu. »Hier ist überall Einschränkung der Freiheit. Welche Einschränkung aber ist der Aufklärung hinderlich, welche nicht, sondern ihr wohl gar schädlich? Ich antworte: der öffentliche Gebrauch seiner Vernunft muß jederzeit frei sein, und der allein kann Aufklärung unter Menschen zu Stande bringen; der Privatgebrauch derselben darf aber öfters sehr enge eingeschränkt sein, ohne doch darum den Fortschritt der Aufklärung sonderlich zu hemmen. Ich verstehe aber unter dem öffentlichen Gebrauch seiner eigenen Vernunft denjenigen, den Jemand als Gelehrter von ihr vor dem ganzen Publicum der Leserwelt macht.« — Kant fordert also hienach vollständige Schreib- und Druckfreiheit und meint, wenn diese nur garantirt sei, so werde der Fortschritt schon von selbst nachkommen. Als Beamter und Bürger müsse Jeder seine Pflicht in ihrer Beschränkung erfüllen, der Geistliche möge seinen Katechismusschülern und seiner Gemeinde nach dem Symbol der Kirche, der er dient, vortragen, aber als Gelehrter müsse er volle Freiheit, ja den Beruf dazu haben, alle seine sorgfältig geprüften und wohlmeinenden Gedanken über das Fehlerhafte in jenem Symbol und Vorschläge wegen besserer Einrichtung des Religions- und Kirchenwesens dem Publicum mitzutheilen. »Denn daß die Vormünder des Volks in geistlichen Dingen selbst wieder unmündig sein sollen, ist eine Ungereimtheit, die auf Verewigung der Ungereimtheiten hinausläuft.« — »Aber, wirft

er ein, sollte nicht eine Gesellschaft von Geistlichen, etwa eine Kirchenversammlung oder eine ehrwürdige Classis, wie sie sich unter den Holländern selbst nennt, berechtigt sein, sich eidlich auf ein gewisses unveränderliches Symbol zu verpflichten, um so eine unveränderliche Obervormundschaft über jedes ihrer Glieder und vermittelst ihrer über das Volk zu führen und diese sogar zu verewigen? Ich sage, das ist ganz unmöglich. Ein solcher Kontrakt, der, auf immer alle weitere Aufklärung vom Menschengeschlecht abzuhalten, geschlossen würde, ist schlechterdings null und nichtig, und sollte er auch durch die oberste Gewalt, durch Reichstäge und die feierlichsten Friedensschlüsse bestätigt sein. Ein Zeitalter kann sich nicht verbünden und darauf verschwören, das folgende in einen Zustand zu setzen, darin es ihm unmöglich werden muß, seine Erkenntnisse zu erweitern, von Irrthümern zu reinigen und überhaupt in der Aufklärung weiter zu schreiten. Das wäre ein Verbrechen wider die menschliche Natur, deren ursprüngliche Bestimmung gerade in diesem Fortschreiten besteht, und die Nachkommen sind vollkommen dazu berechtigt, jene Beschlüsse, als unbefugter und frevelhafter Weise genommen, zu verwerfen.

Ein Mensch kann zwar für seine Person, und auch alsdann nur auf einige Zeit, in dem, was ihm zu wissen obliegt, die Aufklärung aufschieben: aber auf sie Verzicht thun, heißt die heiligen Rechte der Menschheit verletzen und mit Füßen treten. Was aber nicht einmal ein Volk über sich beschließen darf, das darf noch weniger ein Monarch über das Volk beschließen; denn sein gesetzgebendes Ansehn beruht eben darauf, daß er den gesammten Volkswillen mit dem seinigen vereinigt. Wenn er nur darauf sieht, daß alle wahre oder vermeinte Verbesserung mit der bürgerlichen Ordnung zusammen bestehe, so kann er seine

Unterthanen übrigens nur selbst machen lassen, was sie um ihres Seelenheiles willen zu thun nöthig finden, das geht ihn nichts an: wohl aber zu verhüten, daß nicht Einer den Andern gewaltthätig hindere, an der Bestimmung und Beförderung desselben nach allem seinem Vermögen zu arbeiten. Es thut selbst seiner Majestät Abbruch, wenn er sich hierin mischt, indem er die Schriften, wodurch seine Unterthanen ihre Einsichten ins Reine zu bringen suchen, seiner Regierungsaufsicht würdigt, sowohl wenn er dieses aus eigener höchster Einsicht thut, wo er sich dem Vorwurfe aussetzt: Caesar non est supra Grammaticos, als auch noch weit mehr, wenn er seine oberste Gewalt so weit erniedrigt, den geistlichen Despotismus einiger Tyrannen in seinem Staate gegen seine übrigen Unterthanen zu unterstützen. Wenn denn nun gefragt wird: leben wir jetzt in einem *aufgeklärten Zeitalter*? so ist die Antwort: nein, aber wohl in einem *Zeitalter der Aufklärung*. Daß die Menschen, wie die Sachen jetzt stehen, im Ganzen genommen, schon im Stande wären oder darin nur gesetzt werden könnten, in Religionsdingen sich ihres eigenen Verstandes ohne Leitung eines Andern sicher und gut zu bedienen, daran fehlt noch sehr viel. Allein daß ihnen jetzt doch das Feld eröffnet wird, sich dahin frei zu bearbeiten, und daß die Hemmnisse der allgemeinen Aufklärung oder des Ausgangs aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit allmälig weniger werden, davon haben wir doch deutliche Anzeigen. In dieser Betracht ist dieses Zeitalter das Zeitalter der Aufklärung oder das Jahrhundert *Friedrichs*. Unter ihm dürfen die Geistlichen, unbeschadet ihrer Amtspflicht ihre vom angenommenen Symbol abweichenden Urtheile und Einsichten in der Qualität der Gelehrten frei und öffentlich der Welt zur Prüfung darlegen, und noch mehr jeder Andre, der durch keine Amtspflicht eingeschränkt

ist. Die Religionsfreiheit ist, fügt Kant sodann noch hinzu, die Grundlage der Freiheit überhaupt. Die Denkungsart eines Staatsoberhaupts, das die erstere begünstigt, geht noch weiter und sieht ein: daß selbst in Ansehung seiner Gesetzgebung es ohne Gefahr sei, seinen Unterthanen zu erlauben, von ihrer eigenen Vernunft öffentlichen Gebrauch zu machen, und ihre Gedanken über eine bessere Abfassung derselben, sogar mit einer freimüthigen Kritik der schon gegebenen, der Welt öffentlich vorzulegen, wovon in Preußen ebenfalls schon ein Beispiel gegeben ist. (Kant meint die Kritik des damals entworfenen Allg. Preuß. Landrechts.) Auf diese Weise, sagt Kant zum Schlusse, könne auch in Monarchieen die Freiheit, ja eine größere Freiheit gedeihen, als in Republiken: denn nur ein Fürst, der zugleich ein wohldisciplinirtes, zahlreiches Heer zur Verfügung habe, dürfe sagen: raisonnirt, so viel ihr wollt, und worüber ihr wollt, aber gehorcht! »Ein größerer Grad bürgerlicher Freiheit scheint der Freiheit des Geistes vortheilhaft, und setzt ihr doch unübersteigliche Schranken; ein Grad weniger von jener verschafft hingegen diesem Raum, sich nach allem seinem Vermögen auszubreiten. Wenn dann die Natur unter dieser harten Hülle den Keim, für den sie am Zärtlichsten sorgt, nämlich den Hang und Beruf zum freien Denken, ausgewickelt hat, so wirkt dieser allmälig zurück auf die Sinnesart des Volks, wodurch dies der Freiheit zu handeln nach und nach fähiger wird, und endlich auch sogar auf die Grundsätze der Regierung, die es ihr selbst zuträglich findet, den Menschen, der nun mehr, als Maschine ist, seiner Würde gemäß zu behandeln!«

Das war eine vortreffliche Antwort. Kant hatte damit dem freien Denken sein volles Recht gesichert und die Wechselwirkung geschildert, in welchem dasselbe mit der politischen Wohlfahrt der Völker steht. Er hatte erklärt, daß nur ein

Volk frei werden könne, das sich die Denkfreiheit erringt und sich von der Religion unabhängig macht. Zugleich, indem er die Kritik der Gesetzgebung als die natürliche Folge dieses Grundtriebes der Menschheit schildert, hatte er den Völkern den Weg angegeben, auf dem sie sich selbst in Monarchieen bürgerlich frei machen könnten. Ja indem er auch die Geistlichen in diese Entwicklung hineinzog, hatte er auch der Religion selbst die Fähigkeit zu dieser ertheilt und ihren Fortschritt gesichert. Darin beging er freilich noch eine Inconsequenz, daß er die Person von dem Beamten trennte und den Geistlichen nur als Gelehrten das Recht zusprach, die Symbole zu kritisiren. Hienach durften sie sich also noch nicht völlig als Menschen fühlen, nicht völlig handeln, wie sie dachten. Indessen läßt sich auch auf der andern Seite nicht leugnen, daß dieser Zustand eine gute Vorbereitungsstufe und daher für jene Zeit der ersten Entwicklung der Aufklärung wohl zu rechtfertigen war. Kant wollte auch die Führer des Volks sich erst durch die Ausübung der Kritik zur Freiheit heranbilden lassen, er wollte langsam, aber dafür auch sicher gehen, und die Folgezeit hat bewiesen, daß dieser Weg in der That der wahrhaft historische war. Die französische Revolution hat nachher versucht, die Freiheit plötzlich durch eine Gewaltanstrengung des Volkes zu verwirklichen: aber wir wissen, wie sie gescheitert ist.

Noch ausführlicher spricht sich Kant über den Weg, den er den Völkern vorschlägt, in einem zweiten Aufsatze: Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, aus. Hier sagt er, daß die Aufklärung dahin führen müsse, »das größte Problem der Menschengattung, zu dessen Auflösung die Natur sie zwinge, die Erreichung einer allgemeinen, das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft zu lösen.« Dies Problem, sagt Kant, hänge

von dem eines gesetzmäßigen äußern Staatsverhältnisses ab. Alle Kriege sind so viele Versuche (zwar nicht in der Absicht der Menschen, aber doch in der Absicht der Natur), neue Verhältnisse der Staaten zu Stande zu bringen und durch Zerstörung oder Zerstückelung alter Körper neue zu bilden. Dadurch entstehe eine Staatenverbindung und diese müsse man benutzen, um auch ein inneres Verhältniß zwischen ihnen zu Stande zu bringen. »Wir sind in hohem Grade durch Kunst und Wissenschaft kultivirt. Wir sind civilisirt, bis zur Übersättigung, zu allerlei gesellschaftlicher Artigkeit und Anständigkeit. Aber uns schon für moralisirt zu halten, daran fehlt noch sehr viel. Denn die Idee der Moralität gehört auch zur Kultur. Der Gebrauch dieser Idee aber, welcher nur auf das Sitten-Ähnliche in der Ehrliebe und der äußern Anständigkeit hinausläuft, macht bloß die Civilisirung aus. So lange aber Staaten alle ihre Kräfte auf ihre eitlen und gewaltsamen Eroberungsabsichten verwenden und so die langsame Bemühung der innern Bildung der Denkungsart ihrer Bürger unaufhörlich hemmen und ihnen selbst die Mittel dazu entziehen, ist nichts von der Art zu erwarten, weil dazu eine lange innere Bearbeitung jedes gemeinen Wesens zur Bildung seiner Bürger erfordert wird. Aufklärung ist ein großes Gut, welches die menschliche Gesellschaft sogar von der selbstsüchtigen Vergrößerungsabsicht seiner Beherrscher ziehen muß, wenn sie nur ihren eigenen Vortheil verstehen. Diese Aufklärung muß nach und nach bis zu den Thronen hinaufgehen und selbst auf ihre Regierungsgrundsätze Einfluß haben.«

Kant rechnete also darauf, die Throne durch die Aufklärung erobern zu können. Darin hat er sich nun freilich getäuscht; so lange die Freiheit davon abhängt, daß sich die Fürsten freiwillig zu ihr bekennen sollen, führt sie nur eine

illusorische Existenz. Denn so lange es eine Herrschaft giebt, wird dieselbe sich auch geltend zu machen suchen; die Erscheinung der besten Fürsten sichert die Völker nicht vor den ärgsten Reactionen unter ihren Nachfolgern, wie dies ja das Beispiel Preußens und Österreichs nach dem Tode Friedrichs des Großen und Josephs II. sogleich bewies. Wenn jedoch die Völker nur erst wirklich einmal werden frei werden wollen, so werden sie dies Ziel auch erreichen, indem sie den Widerstand ihrer Fürsten besiegen. Mithin was Kant von ihnen fordert, ist immer der erste Schritt zur Freiheit, und die Geltendmachung dieses Standpunktes mithin auch noch jetzt von großer, wirksamster Bedeutung.

Wie kühn die Aufklärer in jener Zeit (1785 und 1786) schon dachten, davon giebt uns die Berliner Monatsschrift nun noch mehre dankenswerthe Beispiele. In einem Aufsatz »Neuer Weg zur Unsterblichkeit für Fürsten« wird diesen geradezu der Vorschlag gemacht, eine Veränderung der Regierungsform einzuführen, und den Staat in eine Republik zu verwandeln, in welcher das Haupt der regierenden Familie nur noch den Vorsitz behält. Dem Volk müsse die Wahl seiner Vorgesetzten überlassen bleiben und eine Repräsentation des Volkes eingeführt werden. Bis jetzt, sagt der ungenannte Verfasser dieses Aufsatzes, hätten die Fürsten nur über die Körper geherrscht, künftig würden sie auch über die Seelen herrschen. »Wie viele von all den Herren, deren Heirathen und Begräbnisse in dem Journal von und für Deutschland angezeigt werden, dürfen sich Rechnung machen, in dem Andenken der Nachwelt zu leben? Es wäre denn, daß man mit dem Namen des Lebens den Schlummer beehren wollte, in welchem die Geschichtschreiber den Hochseligen nicht stören werden, um sich nach dem Tage der Niederkunft irgend einer von dero Maitressen zu erkundigen, oder um die

Stunde zu erfahren, in welcher Höchstdieselben geruhet haben, von diesem Schauplatz abzutreten. Wie soll es nun unter solchen Umständen ein Fürst anfangen, wenn er nicht bloß in Geschlechtsregistern paradiren, sondern unter den Tausenden, die, wie er, Soldaten exercirt, Füchse gejagt oder neue Steuern erfunden haben, als besonders merkwürdig genannt und geschätzt werden will? Was kann ein Fürst, nachdem Friedrich schon gegen ganz Europa sieben Jahre lang siegreich gekämpft hat, nun noch Merkwürdiges thun?! Was den Fürsten gewöhnlich unsterblich macht, ist verbraucht. Nur die Verbesserung der Gesetzgebung bleibt ihm noch übrig, deshalb ist es auch seine Pflicht, hieran zu arbeiten.«

So energisch wurde um diese Zeit selbst noch in Paris nicht gesprochen; man glaubt schon das Jahr 1791 und die kühnsten Sprecher der französischen Revolution zu hören, welche, um dies beiläufig zu bemerken, ebenso wie auch früher die Losreißung Amerika's, von der Berliner Monatsschrift mit freudigster Beistimmung begrüßt wurde. Doch hatte sie zuvor noch im eignen Lande einen Kampf gegen die Feinde der Aufklärung zu bestehen, welcher alle ihre Kräfte in Anspruch nahm und uns noch jetzt eine lebendige Anschauung davon giebt, wie viel die Aufklärung in Deutschland damals noch zu thun hatte, um sich zum geltenden Princip zu erheben. Wir meinen den Kampf gegen Katholicismus und Jesuitismus, für welchen der Name der Berliner Monatsschrift fast sprichwörtlich geworden ist. —

Was der Aberglaube für das Gemüth des niedern Volkes, ist die Mystik und die Gefühlsschwärmerei für die Gebildeten. Wie jener die Natur durch bestimmte Formeln beherrschen zu können glaubt, so schmeicheln diese sich, es durch begeisterte Hingebung von ihr erreichen zu können, daß sie ihnen ihr Geheimniß offenbare. Daher dieser stete Drang der

Menschheit nach der Mystik und daher auch die sonderbare Erscheinung, daß diese Zeit der erwachenden Verstandeskraft, das achtzehnte Jahrhundert, zugleich auch die Zeit der Mystik ist. Sie bildet nur die Kehrseite der Aufklärung: aber eben deshalb mußte diese sie auch bekämpfen, weil sie in ihr die Verkehrung ihres Wesens erblickte. Zu diesem Kampfe sehen wir denn nun auch die Berliner Monatsschrift schreiten, indem sie daran zugleich den Krieg gegen den Urgrund der Mystik, die religiöse Schwärmerei, und damit auch den Katholicismus, knüpfte. Dieser Kampf ging von Biester selbst aus.

Schon in einem der ersten Hefte hatte Biester die falsche Toleranz einiger pommerscher und märkischer Städte gerügt, welche katholischen Geistlichen ihre Kirchen zum Gottesdienst für die wenigen dort vorhandenen Katholiken eingeräumt hatten. Er sei überzeugt, sagte er bei dieser Gelegenheit, die aufgeklärtesten und friedlichsten Theologen Berlins würden darin mit ihm übereinstimmen, daß man ehe Juden, Muhamedanern und Naturalisten Kirchen einräumen dürfe, als den Katholiken; denn keine Glaubenspartei lehre so offen den Satz, daß nur ihre Kirche die allein seligmachende sei und übe so heimlich alle Kunstgriffe, damit sie wenigstens hier auf der Erde die allein herrschende werde, als sie. — An jedem grünen Donnerstage, fügte Biester dann später hinzu, werde noch jetzt in Rom der Bann über die Lutheraner ausgesprochen; auch stehe noch in dem päpstlichen Kalender von 1782 Friedrich der Große als Marquis von Brandenburg verzeichnet. Der König selbst lache zwar über diesen Unsinn, aber die Sache habe auch ihre ernsthafte Seite. Nicht sowohl Rom habe man zu fürchten, als die Jesuiten, die sich auch bereits in den Protestantismus einzuschleichen begönnen. »In nicht wenig protestantischen Ländern drängt sich der Katholicismus ein, und zwar von der gröbsten Art. Es giebt heimliche Katholiken,

ja selbst protestantische Prediger, welche heimlich Katholiken sind. Die Jesuiten brauchen alle nur mögliche Mittel: politische Vortheile, Aussichten zur Erlangung gewisser, sonst schwer zu erlangender Zwecke, Bestechungen, Versprechungen geheimer Wissenschaften. Besonders arbeite man daran bei den gutmüthigen Protestanten, welche den höchsten Werth der Religion in die Gefühle setzten, indem man wisse, daß der Zustand dunkler Gefühle derjenige ist, in dem der Verstand am leichtesten bethört werden kann. Hier habe »der gute Lavater« durch die fanatischen und dunklen mystischen Begriffe, die er bei den Protestanten wieder geltend zu machen gesucht, unendlich mehr Übles gestiftet, als er selbst sich vorstellen könne, weil er die Welt nicht kenne und selbst in einem dunklen Gefühle seiner Einbildungen lebe. Zum Belege dieser Behauptung wird sodann die Geschichte eines Diakonus erzählt, der in Folge seiner von Lavater angenommenen Schwärmereien zum Katholicismus gebracht worden sei. Er habe daran geglaubt, daß dieselben physischen und körperlichen Wirkungen wie zu Christus Zeit auch noch jetzt an den Gläubigen geschehen könnten: und man habe ihm darauf offenbart, daß eine geheime Gesellschaft unbekannter Väter existire, welche sich seit den Zeiten der ersten Christen in ununterbrochener Folge fortgesetzt habe und die den Schatz der Weisen besäße. Dazu gelange man aber nur, wenn man im Glauben jenen ersten Christen gleich und geweihter Priester sei. Diese Weihe, habe man ihm sodann gesagt, erfordere keine Glaubensartikel, er könne dabei in der protestantischen Kirche bleiben und selbst Dienste in dieser verrichten. Dadurch sei der zur Mystik Geneigte auf die Idee der »Vereinigung der Religionen« gebracht worden: in Folge deren er wirklich zum Katholicismus übergetreten sei. Nachher indessen habe ihn die Reue über diesen Schritt überkommen: so daß er in ein

hitziges Fieber verfallen, in welchem er seine That verrathen. Deshalb werden nun Lavater und Claudius gewarnt, kein leichtfertiges Spiel mit den Gefühlen zu treiben. »Die Vernunft ist ein Geschenk Gottes und die Religion soll nicht mit ihr streiten, sondern vielmehr in edler Harmonie bleiben.«

Der eitle Lavater ließ sich dies natürlich nicht gefallen, sondern sandte eine heftige Entgegnung ein. »Ihr mit dem Geist des Deismus ausgerüstete, vielwissende Aristarchen (poltert er darin los), Ihr, die Ihr Euch dünket, gleichsam das Orakel der Schöpfung, der Natur und aller Wissenschaften zu sein, und die Ihr mit dem von Euch angebeteten Leitfaden der Vernunft, wie mit einem Irrwisch, in einer täuschenden Schneckenlinie Euch unaufhörlich umher bewegt!« konnte es indessen bei alledem nicht leugnen, »daß verlarvte Jesuiten hin und wieder umherschleichen und ihr Gift unter der Maske ihrer sogenannten Religion auszubreiten suchen.« Biester antwortete ruhig und würdig. Man solle bedenken, sagte er, was geschehen würde, wenn Papst und Jesuiten wieder allgemein zur Herrschaft kämen; wobei er auf die Reaction verweist, welche Frankreich erlebt habe, sowie auf England, auf Schweden, wo Johann II., auf Rußland, wo der falsche Demetrius katholisch geworden sei. In Deutschland seien Kursachsen, Kurpfalz, Zweibrücken, Baden-Baden, Hessen-Cassel, Würtemberg, Holstein theils wieder katholisch geworden, theils habe sich der Geist der katholischen Orthodoxie in denselben eingenistet: so daß die höchste Aufmerksamkeit nöthig sei, um dieselben vor den daraus erwachsenden Gefahren zu schützen. Seit der Aufhebung des Jesuitenordens gebe es eine Menge geheimer Orden, wie die Verbrüderung des Kreuzes, zum Herzen Jesu, Ritter zur Andacht des heiligen Grabes 2c. Seit 1773, behauptet er, fingen dieselben an, auch in Deutschland aufzutauchen, in dem »Orden der höchsten Vorsehung« sei sogar ein

der wunderbarsten Charaktere dieser Zeit ist. Bald auch trat er selbst mit noch directeren Anklagen hervor.

In dem Julihefte der Monatsschrift vom Jahre 1786 bezeichnete er den Oberhofprediger Starck in Darmstadt, der früher Prediger in Königsberg und nachher Professor in Mitau gewesen, geradezu als geheimen katholischen Priester und Jesuiten. Die Actenstücke, welche er hierüber mittheilte, waren so auffallend, daß sie diesen Verdacht allerdings rechtfertigten: weshalb sie denn auch das größte Aufsehen erregten. Unter diesen Umständen, so dringenden Beschuldigungen gegenüber, konnte Starck sich unmöglich schweigend verhalten; zugestehen oder abläugnen, Eines wenigstens mußte er thun. Er wählte das Letztere, er verklagte Biester und Gedike als Pasquillanten bei dem Kammergericht zu Berlin, welches den Proceß auch wirklich annahm. Die Verhandlungen desselben führten aber nur dazu, Starck noch verdächtiger zu machen, als er schon war. Er konnte es nicht in Abrede stellen, daß er zu dem Bunde der Freimaurerei gehört habe, die sich »zur stillen Observanz« nannte und das wahre Geheimniß von der Fortpflanzung des Templerordens zu besitzen glaubte. Zwar versicherte Starck, daß diese Theilnahme eine Jugendthorheit gewesen und daß er auch Schröpfer nur habe ausforschen wollen. Allein dieser Entschuldigung widersprachen seine Schriften, in denen er noch immer dieselbe mystische Sprache führte, wie früher. »Wir besitzen die höchsten Grade der Freimaurerei und sind bis ins Innerste gedrungen,« hatte er in seinem Archimedes gesagt. »Nicht die Maurerei hat dem Orden die Existenz gegeben, sondern vielmehr der höhere Orden, der ehemals so glänzte und den wir aus seinen Trümmern gesammelt, hat die Maurerei geboren.« Ebenso sprach er an mehr als einer Stelle von dem »geweihten Priesterthume.« Auch bezeugte im Laufe der Untersuchung

der Oberst von Sprengseisen, daß Starck eine Tonsur habe und Elisa von der Recke, welche Cagliostro entlarvt hatte, berichtete, daß dieser, als er in Mitau war, vor Starck gewarnt und von diesem erklärt habe, er sei ein Abgesandter des bösen Princips und ein Nekromantist, der von seinen Obern gesandt wäre, im Norden den verborgenen magischen Schatz zu heben; auch hatte er seine Schüler vor den Beschwörungen gewarnt, welche durch Räucherungen bewirkt werden (auf diese katholische Art zauberte Starck), während der Andre vor denen warnte, bei denen der Degen gebraucht wird.

Die Vertheidigung, welche Biester und Gedike gegen Starcks Anklageschrift richteten, war äußerst würdig. — »Es wäre zu wünschen, sagten sie im Eingang derselben, daß die Materie von den sogenannten Injurien der Schriftsteller einst von einem philosophischen Rechtsgelehrten in helles Licht gesetzt würde. Nicht alle vorsätzliche Handlungen, welche der Ehre eines Andern nachtheilig sind, können Injurien genannt werden. Ein Jeder hat die Freiheit, von dem Andern nach seiner Überzeugung zu urtheilen. Oft ist es Pflicht, sein Urtheil für sich zu behalten, oft nicht. Da die Ehre in dem Urtheil Andrer besteht, so kann sie ja nicht als ein Eigenthum dessen, von welchem geurtheilt wird, betrachtet werden. Nur die bürgerliche Ehre, welche oft von der wahren Ehre sehr verschieden ist, kann als ein Eigenthum angesehen werden, wenn sie in einem dem Bürger vom Staate beigelegten Rechte besteht. Wenn nicht von der Beeinträchtigung eines solchen Rechtes die Rede ist, so kann nur alsdann eine Injurie vorhanden sein, wenn man in der Absicht, einen Andern zu kränken oder ihm Schaden zuzufügen, schlecht von ihm urtheilt. Die Absicht, zu kränken, wird aus leidenschaftlichen oder spöttischen Ausdrücken vermuthet. Die Absicht, zu

schaden, kann nicht angenommen werden, sobald eine andere löbliche Absicht klar ist, wenn auch das Urtheil seiner Wirkung nach dem Andern allerdings schädlich wäre. Wer einen guten Freund vor seinem entlaufenen Bedienten warnt, schadet dem letzteren in der That, aber es geschieht nicht in der Absicht, diesem zu schaden, sondern um das Vermögen seines Freundes zu sichern. Die scharfe Beurtheilung eines Schriftstellers ist diesem immer nachtheilig, aber sie ist deswegen noch keine Injurie, denn da die Schriftsteller die Absicht haben, das Publikum zu belehren, so kann nicht leicht ein animus injuriandi bei ihnen vermuthet werden. Dieser besteht nicht bloß in dem Vorsatz, Handlungen auszuüben, welche die Wirkung haben, daß der Andre an seiner Ehre leide, sondern es muß diese Wirkung Zweck und dieser Zweck nicht einem andern löblichen Zweck untergeordnet sein.« — In Bezug auf die Monatsschrift sagen sie ferner: »Freimüthigkeit war immer ihr Charakter, Verbreitung der Denkfreiheit, Empfehlung gereinigter und deutlich gemachter Begriffe, Bestreitung der dunklen Gefühlsphilosophie ihr Zweck. Entbindung von allen Fesseln der Unvernunft, Rettung des Rechtes der eigenen Untersuchung ist unter mancherlei Einkleidung oft ihr Gegenstand gewesen.« Was sie über Starck gesagt, fügten sie sodann hinzu, sei Alles in dessen eigenen Büchern, namentlich in dem St. Nicaise, zu lesen.

Das Kammergericht, indem es diese Absicht, wie die Gründe der Beklagten, in vollem Maße anerkannte, stellte zwei Fragen: erstens, ob es strafbar, daß die Beklagten in ihrer Monatsschrift den Auszug aus einem öffentlich gedruckten, in hiesigen Landen nicht verbotenen Buche geliefert, dessen wirklicher Inhalt solche Anschuldigung des Klägers enthalte, durch welche seine Ehre gekränkt ist? und zweitens, ob es strafbare Unvorsichtigkeit, diese Anschuldigungen zu verbreiten,

oder ob selbige mit scheinbaren Gründen unterstützt gewesen? Beide Fragen wurden verneint und hierauf das Urtheil gefällt: daß die Beklagten von der wider sie angestellten Injurienklage, sowohl in Absicht der Privat- als öffentlichen Genugthuung, zu entbinden, der Kläger abzuweisen und für schuldig zu achten sei, den Beklagten die durch diesen Proceß verursachten Kosten zu erstatten, »denn die Vertheidigung der Beklagten liege in den Handlungen des Klägers.« — Dieses Urtheil wurde im Jahre 1787 unter dem Kammergerichts-Präsidenten von Goldbeck gefällt; Biester und Gedike machten es sowohl in der Monatsschrift bekannt, als sie auch den gesammten Proceß, der einen ganzen Octavband füllt, dem Drucke übergaben.

Die Sache hatte die Aufmerksamkeit ganz Deutschlands auf sich gezogen und alle freisinnigen Zeitschriften der damaligen Zeit, namentlich Schlossers Museum, Wielands Deutscher Merkur, Grossings Staatenjournal, die Allgemeine Literaturzeitung, die Göttinger Gelehrten Zeitungen, die Nürnberger Gelehrten Zeitungen, die Allgemeine Deutsche Bibliothek und der Deutsche Zuschauer sprachen sich für Biester aus. Dennoch fehlte es auch an Gegnern nicht, selbst unter den protestantischen Schriftstellern. Zuerst gerieth Biester mit Garve in Kampf. Garve, überhaupt ein milder, allen Extremen abgeneigter Mann, hatte allerdings mehre sehr plausible Gründe gegen die übertriebene Furcht der Aufklärer vor den Jesuiten vorzubringen. Die Fürsten, sagte er, haben so große und ihnen so ganz unterworfene Heere, daß, wenn alle ihre Unterthanen, durch einen jetzt unmöglichen Religionsenthusiasmus aufgewiegelt, sich zur Aufrechterhaltung einer fremden Macht vereinigten, sie nichts ausrichten würden. Auch in den katholischen Reichen ist die Übermacht der weltlichen über die geistliche Macht so groß, daß die Herrschaft der Meinung

nur gefährlich werden kann, wenn die Regierungen schwach sind. Es seien wohl Fürsten zur katholischen Religion bekehrt worden, aber nicht Völker, und als Regent stehe auch der Fürst unter dem Einfluß des Volkes. Der Gang aller Dinge und besonders der Meinungen der Menschen gehe immer vorwärts. »Ich fürchte mich vor dem, was heimlich geschieht, gar nicht. Nur die Gewalt ist es, die ich fürchte. Mögen Schwärmer und Abergläubische sich meinetwegen zusammenrotten, so lange sie nur keine Soldaten zu ihrem Befehle haben, so lange bin ich ruhig.« Biester erwiederte dagegen, daß, wenn auch im Allgemeinen nichts von den Jesuiten wie von jenen Schwärmern zu befürchten sei, sie doch im Einzelnen den Völkern vielen Schaden brächten, und, wenn es ihnen gelänge, sich der schwachen Regierungen zu bemächtigen, die ganze Kultur des Volkes gefährdeten. Sei es doch in der Pfalz schon so weit gekommen, daß kein Protestant mehr ein Amt bekomme. In Sachsen schützten die Landstände allerdings das Volk, dennoch aber geschehe in Dresden Unglaubliches, wie man aus dem sechsten Bande von Nicolai's Reise sehen könne. Und nun gar erst Baiern! — »Lassen Sie, ruft er Garve zu, fünfzig Jahre hindurch einen Mönch in den evangelischen Kirchen der Mark und Pommerns jährlich ein paar Mal Messe lesen, wer weiß, ob nicht ein Recht daraus entsteht, durch das der Katholicismus sich gänzlich festsetzt?«

Bedenkt man nun ferner, welcher Gefahr Preußen damals entgegenging, als sich unter Friedrich Wilhelm II. die Pietisten der Regierung bemächtigten, so muß man diesem Kampfe der Aufklärer gegen den Katholicismus sein volles Recht zugestehen. Es gehörte dieser Widerstand dazu, um die katholisirenden Tendenzen, die sich in den Protestantismus einschlichen, zu brechen. Auch gegen Georg Forster

müssen wir Biester daher Recht geben, der sich in ähnlichem Sinne wie Garve über diese Angelegenheit aussprach. Forster meinte, der katholische Bekehrungseifer habe selbst unter den nachtheiligsten Umständen für die protestantische Kirche noch keine beunruhigenden Erfolge gehabt, wohl aber sei die Gewissensfreiheit bei despotischen Regierungen in Gefahr, aller Zwang bilde Maschinen und jedes Symbol sei der freien Moralität nachtheilig. Wenn Protestanten apostasirten, so ließe sich in den meisten Fällen die Ursache auf den Mangel an Einsicht und moralischem Gefühl zurückführen; diesem aber abzuhelfen gebe es kein anderes Mittel, als die **Freiheit**; jedes andere sei gewaltthätig und schon darum unwirksam. Die Sucht, seiner Meinung die Beistimmung Anderer zu verschaffen, sei im Erkenntnißtriebe begründet und an sich tadelfrei. Forster wollte also auch gegen die Proselytenmacherei der Katholiken Toleranz geübt und dieselbe nur durch die politische Freiheit unschädlich gemacht wissen. Das wäre ganz gut, wenn sich die politische Freiheit nur so ohne Weiteres erkämpfen ließe. Sie ist aber, wie uns noch jetzt unsre Zeit zeigt, von der religiösen Freiheit nicht zu trennen und ehe diese nicht errungen ist, kann auch von keiner politischen Freiheit die Rede sein; beide gehen Hand in Hand mit einander. Wie die französische Revolution wesentlich durch den Kampf der Encyclopädisten gegen die Orthodoxie und den Glauben ins Leben gerufen worden, so kehrt dieser Proceß jetzt bei uns in Deutschland in noch tieferer Weise wieder, ja selbst Frankreich und England werden denselben noch einmal durchmachen müssen, sobald die Socialisten hier zu derselben Geltung gelangt sein werden, wie unsere philosophischen Radicalen. — Forster war damals, als er jenen Aufsatz über die Proselytenmacherei schrieb, noch in einer zu weichen Gefühlsrichtung befangen; er hat es daher auch später

selbst anerkannt, daß er zu milde gegen die Pietisten verfahren sei. — Biester erwiederte ihm damals: »Die Beantwortung der Frage, was ist Freiheit? ist sehr schwer. Wenigstens scheinen mehre unserer Zeitgenossen nicht recht zu wissen, welchen Begriff sie damit verbinden sollen. Dagegen ist die Frage, was ist Vernunft? weit eher zu entscheiden. Wollen wir eine Freiheit einführen, so sei es erst die Freiheit der Vernunft! Und ist politische Freiheit etwas Gutes und Wünschenswürdiges, so wird sie wohl auf keinem andern Wege, als auf dem der Vernunft zu erreichen sein.«

Mit diesen Gegnern konnte Biester sich verständigen, indem sie, wenn auch von seiner Richtung abweichend, doch auf gleichem Boden mit ihm standen. Die Andern dagegen, die sich ihm von dem Standpunkte der Gefühlsschwärmerei aus gegenüberstellten, konnte er nur abweisen und persifliren. So Zimmermann, der damals während der letzten Krankheit Friedrichs des Großen, zu deren Heilung er nach Potsdam berufen worden war, sich eine Zeit lang hier und in Berlin aufgehalten hatte und es sich nachher angelegen sein ließ, die Aufklärer auf das Ärgste zu verdächtigen. »Der König, sagte er in seiner Schrift über Friedrich den Großen, habe eine bescheidene Freiheit gewollt, die Aufklärer des Glaubens und der Sitten aber hätten Alles bis zur zügellosesten Frechheit getrieben. Aufklärung ward in Berlin, was neulich Patriotismus in Holland. Die aufgeklärten Männer sträubten sich gegen allen Geisteszwang, die aufgeklärten Weiber gegen allen Zwang ihrer Herzen. Unter den Augen ihrer Gattinnen ließen sich jene am hellen Morgen ein paar Freudenmädchen ins Haus holen, ebenso unbefangen, wie sich der Pöbel eine Bouteille Wein oder für einen Groschen Schnupftaback holt. Die Weiber krönten dann ihre Männer, nicht

etwa aus Lust und Liebe zur Sache, sondern aus lauter Freude und Enthusiasmus über das Licht der allgemeinen Berlinischen Aufklärung. Ehescheidungen und Weibertausch wurden ebenso gewöhnlich in Berlin, als in den verderbtesten Zeiten Roms. Die Aufgeklärtesten erlaubten sich zuweilen nackte Tänze. In Potsdam waren die deistischen Grundsätze so allgemein, daß sich in den letzten zehn Jahren dreihundert Menschen selbst ermordeten.« Schon die letztere Angabe allein liefert den Beweis, in wie lächerlichen Übertreibungen sich Zimmermann erging. Wenn der Deismus zum Genuß des Lebens führte, so konnten sich die Anhänger desselben nicht ums Leben gebracht haben, sondern würden vielmehr bestrebt gewesen sein, dasselbe so lange als möglich zu genießen. Aber auch jene Voraussetzung ist nicht richtig. Die Aufklärung machte die Sitten allerdings freier und gab somit auch der Sinnlichkeit das Recht, das ihr gebührte; zugleich aber, indem sie dieselbe dem Geiste unterordnete, schuf sie auch ein sittliches Maß dafür. Darum auch sind die Zeiten der Freiheit nie von Entsittlichung begleitet, wohl dagegen die des Despotismus: und was Zimmermann etwa von dieser Art in Berlin gesehen oder gehört haben möchte, ist der der Aufklärung vorangehenden und noch mehr der ihr nachfolgenden Zeit, deren Keime sich damals gerade regten, zuzuschreiben. Unter Friedrich Wilhelm II. sah es in Berlin so aus, wie er beschreibt: gerade die Gegner der Aufklärung, die Mystiker, die ihr Wesen unter dem Deckmantel der Religion trieben, waren es damals, welche sich solchen zügellosen Schwelgereien überließen.

Auch der Graf Stolberg begann damals bereits, sich gegen die Aufklärer vernehmen zu lassen. Er nannte sie »Knaben, keck wie Affen« und meinte, sie hätten die Aufklä-

rung ins Geschrei und in Mißcredit gebracht. Außerdem schimpfte Zimmermann sie als »Aufklärungsclique, Aufklärungssynagoge, Aufklärerbande.«

Die Aufklärer selbst, indem sie diese Schmähungen lächelnd an sich abgleiten ließen, verfolgten rastlos ihren Weg. Solche eclatante Fälle zwar, wie der Starck'sche, kamen ihnen nicht mehr vor. Doch wurden noch immer Versuche gemacht, neue Orden zu stiften, reisten noch immer Jesuiten und fromme Gaukler in Deutschland umher, gab es noch immer Betrüger zu entlarven, Betrogene zu enttäuschen.

Neben dieser unmittelbaren praktischen Polemik gegen die mystischen Elemente ihrer Zeit sucht die Monatsschrift sodann durch die Hinweisung auf die Möglichkeit einer freien Gestaltung der Religionsanschauungen, sowie durch die Erinnerung an die Unfreiheit der nächsten Vergangenheit zu wirken. Es wird ein Schreiben aus Virginien mitgetheilt, in dem erzählt wird, daß ein Atheist habe einen Eid ablegen sollen und seine Gegner ihm diesen verweigert hätten. Darauf habe der Richter die Gemeinde zusammenberufen und verlangt, daß Jeder sein Glaubensbekenntniß ablege. Da wäre aber das Protokoll so stark geworden, daß der Richter es habe schließen müssen; hinterher seien unendliche Parteiungen entstanden, alle Kämpfe der Scholastiker erwacht, und man habe auf keine andre Weise zu einer Einigung kommen können, als daß man den bürgerlichen Eid gestattet, worauf der Atheist erklärt habe, daß er den Vorzug vor allen Übrigen verdiene, da er sich durch keine künftige Belohnung oder Strafe abhalten lasse, die Wahrheit zu sagen und daß ihm daher auch die bürgerliche Verfassung weit mehr am Herzen liegen müsse, als allen Übrigen.

Als Gegenstück dazu begegnen wir später einem Aufsatz, der uns erzählt, wie man bis zur Zeit Friedrich Wilhelm I.

in Deutschland gegen Gotteslästerer verfahren. Im Jahre 1706 mußte ein Kossäte im Brandenburgischen achtzig Thaler Strafe zahlen, weil er gesagt hatte: »Ich frage viel nach dem lieben Gott.« Die Witwe des Gerichtsassessors Küstenmacher zu Lippehne wurde 1709 zu neuntägigem Ausstehen am Halseisen und zu zehnjähriger Verbannung verurtheilt, weil ihr die gotteslästerlichen Worte entfallen waren: »Gott muß dem Teufel das Regiment überlassen haben.« Doch milderte der König das Urtheil auf Kirchenbuße und zwanzig Thaler Strafe. Im Jahre 1702 saß ein ehemaliger Soldat, Martin Schelisch, im Zuchthaus zu Spandau, der sich hier bei seinen Genossen so in Respekt zu setzen gewußt hatte, daß sie sich ihm unterordneten und in allen Stücken dem »König von Lappland« (wie sie den Soldaten nannten) gehorchten; namentlich die neu Ankommenden. Ein königlicher Kutscher, der auch in dieses Zuchthaus kam, verweigerte dies jedoch mit dem Bemerken, daß er nur dem Könige selbst zu gehorchen habe. »Was König, rief darauf der König von Lappland aus, hier ist kein andrer König, als ich!« und als der Kutscher darauf Gott zum Zeugen anrief, setzte er hinzu: »Hier ist auch kein Gott! Gott, der König und der Teufel sind Kameraden, Einer ist so gut wie der Andere.« Diese brutale Äußerung wurde von dem Kutscher denuncirt; man machte dem König von Lappland den Proceß und zwang ihn durch die Folter, durch Daumschrauben und spanische Stiefel zum Geständniß. Das Urtheil lautete auf Tod: und der König Friedrich I. bestätigte es. Darauf wurde es jedoch noch einmal an die Räthe des Kammergerichts und an die Geistlichen geschickt. Jene erklärten sich unbedingt dahin, daß der Delinquent den Tod verdient habe, und auch von diesen stimmten die Meisten dafür, daß das Urtheil vollzogen würde: jedoch sollte der Delinquent erst zur Buße angehalten werden.

Nur Spener war dagegen; er stellte den Unterschied zwischen formeller und materieller Gottesläugnung auf und erklärte nur die letztere für todeswürdig. Dies Gutachten imponirte den Übrigen denn so, daß die schon festgesetzte Hinrichtung wieder aufgehoben und das Urtheil, auf ihre Verwendung, dahin gemildert wurde, »daß dem Schelisch vom Schinder ein Stück Zunge abgerissen und er dann zu lebenslänglicher Festungsstrafe abgeliefert werden solle.« Das letzte Todesurtheil wegen Gottesläugnung wurde im Jahre 1725 an dem Juden Hirsch vollzogen. Das Gericht hatte ihm nur das Schwert zuerkannt: aber Friedrich Wilhelm I. schärfte dasselbe dahin, daß demselben erst die Zunge ausgerissen und er dann gehängt werden solle.

Unter Friedrich dem Großen kam es vor, daß ein Christ zum Judenthume übertrat. Der Rathmann Steblitzki zu Nikolai in Oberschlesien hatte eine solche Neigung zum Judenthum bekommen, daß er nicht ehe ruhte, bis er in eine jüdische Gemeinde aufgenommen war. Er reiste eigens nach Krakau, um sich dort beschneiden zu lassen; ja, als die Rabbiner sich weigerten, es zu thun, so beschnitt er sich selbst. Bald darauf wurde die Sache beim Gericht anhängig gemacht. Die Untersuchung ergab, daß der Convertit ein melancholischer, hektischer Mann war, der durch vieles Lesen der Bibel zu dieser alttestamentlichen Begeisterung gekommen und daß er den seltsamen Schritt wirklich aus Überzeugung gethan hatte. Nichts desto weniger hätte ihn das Gericht nach der für Schlesien noch giltigen Josephinischen Halsgerichtsordnung zum Tode verurtheilen müssen: weshalb denn erst ein Bericht darüber an den König abgestattet ward. Friedrich der Große dekretirte darauf sofort, daß alle fernere Untersuchung und Bestrafung des Steblitzki unterbleiben und derselbe

als Jude angsehen werden solle. Dies geschah im Jahre 1785.

In dem Jahrgang 1801 der Berliner Monatsschrift finden wir ferner einen bemerkenswerthen Aufsatz über Matthias Knuzen, den Vorläufer Edelmann's, eine der merkwürdigsten Gestalten unsrer Literaturgeschichte. Er stammte aus Schleswig, wo sein Vater 1646 als Organist starb; hatte zuerst Bauernkinder unterrichtet und dann gepredigt, auch Predigten für Geld verfertigt, bis ihm die Geistlichen dieses Handwerk legten und er genöthigt war, seine Heimath zu verlassen. Darauf begab er sich nach Jena, wo sich binnen Kurzem eine zahlreiche Anhängerschaft für seine Lehren bildete. Er hat dieselben in zwei Gesprächen in deutscher Sprache zwischen einem lateinischen Gastgeber und drei Gästen und zwischen einem Doctor Brummer und einem lateinischen Musterschreiber, sowie in einem lateinischen Sendschreiben entwickelte. Er weist darin nach, daß die Bibel des alten und neuen Testamentes voller Widersprüche sei und daß deshalb die Vernunft das einzige Princip im Theoretischen und Praktischen sein könne. »Uns genügt das Gewissen, sagt er, dies ist aber nicht das Wissen eines Einzelnen, sondern Mehrerer.« Da er kein Geld hatte, diese Schriften drucken zu lassen, so warf er sie dem Jenenser Buchdrucker, der »Avisen« herausgab, durchs Fenster ins Haus und forderte ihn auf, sie in den Avisen abzudrucken. Aber auch das erreichte er nicht; im Gegentheil erhoben sich bald darauf so zahlreiche Verfolgungen gegen ihn, daß er Jena ebenfalls meiden mußte. Seit 1764 war er verschollen. Jene Handschriften aber waren mehrfach verbreitet und äußerten ihre Wirkungen, so daß sich ein wohledles Mitglied der Jenenser Universität, der Dr. Johann Musäus, veranlaßt sah, im Jahre 1765 ein eignes

Buch über den gottlosen Knuzen herauszugeben, eine: »Ableitung der ausgesprochenen abscheulichen Verläumdung, als wäre in der fürstlich sächsischen Residenz und Gesammt-Universität eine neue Secte der sogenannten »Gewissener« entstanden.« Schade nur, daß der gelehrte Mann dabei die Unvorsichtigkeit beging, einen Theil der gotteslästerlichen Schriften Knuzen's wieder abdrucken zu lassen: so daß die verderbliche Lehre desselben nun erst rechte Verbreitung gewann. Im Verlauf eines Jahres mußte sogar eine neue Auflage von dem Buche gemacht werden. Nachher erneuerte Edelmann Knuzen's Angedenken. Er sagt in seinem »Moses mit aufgedecktem Angesicht«: er freue sich, im Besitz der von Jenem unter der Hand herausgegebenen kleinen Schriften zu sein, die von seinen Feinden ihrer löblichen Gewohnheit nach sorgfältig unterdrückt worden, so daß sie zu seiner Zeit mit unter die allerrarsten, welche man habe, zu rechnen seien. Auch ließ er die Gespräche nun vollständig abdrucken. »Er hat der Welt eine andere viel bessere Bibel gezeigt, die alle Menschen mit, ja in sich führen, nämlich die Vernunft oder das Wissen, das aber nicht das Eines, sondern vieler Menschen ist,« sagt Edelmann. »Der, welcher redlich nach dem Zeugniß des Gewissens handelt, bekennt, wenn er gleich mit dem Munde tausendmal den Abgott der sogenannten Christen leugnet, in der That wohl den lebendigen Gott mehr und kräftiger, als all die Heuchler, und eigentlich sind umgekehrt die gewissenlosen Abgötterer und unvernünftigen Bibelanbeter Atheisten und insoweit ohne Gott, als sie diesen wer weiß wohin außer sich relegiren und nicht zugeben wollen, daß allein Alles in Allem in ihnen sei.«

Die Berliner Monatsschrift steht zwar noch nicht auf dem Standpunkt, daß sie diesen Pantheismus unbefangen würdigen könnte; auch ihr ist Edelmann noch ein berüchtigter,

nichtsnutziger Mensch. Sie sagt von ihm: »er war keck, frech und voller Impertinenz, wie Knuzen, übertraf diesen aber unendlich an systematischem Geist,« und meint, daraus, daß beide so ganz vergessen worden seien, sehe man, welchen geringen Schaden solche Lehren brächten. Indessen ist es doch immer schon etwas, daß sie nur ein Gedächtniß für diese Richtungen hat; ja, möchte man ihr ihre eignen Aussprüche über die Religion aus der ersten Zeit ihres Bestehens vorhalten, so müßte sie auch die direkte Verwandschaft ihres Deismus mit jenem Atheismus und Pantheismus Knuzen's und Edelmann's eingestehen.

»Der Vorwand übernatürlicher Offenbarungen, sagt sie in einem Aufsatz über den Deismus, im Jahre 1784, hat die Vorschriften der einzelnen Religionen geheiligt und dem großen Haufen gleichsam zum bürgerlichen Gesetz gemacht. Herrschsucht, Ehrgeiz und Habsucht, welche ihren niederträchtigen Absichten schon so oft Alles in der Welt, auch das Beste, unterworfen, haben auch jede erste Stiftung von Religion durch den schändlichen Mißbrauch verunehrt.« Und in einem andern Aufsatz über den Glauben, im Jahre 1785: »Sowie der Glaube mehr und mehr Eingang fand und überhand nahm, erloschen alle Wissenschaften und Künste und die größte Unwissenheit ward über alle Länder verbreitet. Es begannen die Zeiten der Barbarei. Nicht allein das Wissen, sondern auch das Thun mußte um des Glaubenszwanges wegen gering geachtet werden. Sowie hingegen die Menschen wieder zu denken anfingen, mußte nothwendig die Macht des Glaubens wieder geschwächt werden. Recht und Gut wurden wieder als solche angesehen, die Tugend erschien wieder in ihrem alten Glanze und Unthaten wurden weder durch Stand, noch durch Lehrmeinungen, noch Zeremonien gerechtfertigt. Raub und Gewalt wurden öffentlich zur Schande gemacht,

die Anmaßung der Unterdrücker ward untersucht. Ländereroberer oder Völkerbezwinger wurden nicht mehr vergöttert, das gleiche Recht der Menschheit ward vertheidigt und Allen Gerechtigkeit, Güte, Wohlwollen und allgemeine Menschenliebe eingeschärft. Alles dies würde aber nur schlecht begründet sein, wenn noch die Glaubenspflicht bestehen bleiben sollte. Nur das Vertrauen zu dem »Allvater« oder dem »höchsten Wesen« darf von der Glaubenswelt beibehalten werden.«

Die Berliner Aufklärer standen hiernach also auf demselben Standpunkt, den nachher die Helden der französischen Revolution einnahmen; sie mußten es daher auch erleben, daß sie, als diese in vollem Zuge war, von ihrer Gegnern mit diesen identificirt wurden. — Die Jesuiten ermangelten nicht, sich auf diese Weise an ihnen zu rächen; sogar der baierische Jesuit Stattler stellte geradezu die Behauptung auf, daß die französische Revolution aus Berlin nach Frankreich gekommen sei. Voltaire, Mirabeau und Andere gleichen Gelichters hätten sie dahin gebracht, nachdem sie dieselbe vorher in Berlin von wohlbekannten »Freiheitsrumorknechten« erlernt hätten, welche die allgemeine, unter der vorigen Regierung gestattete Toleranz und Preßfreiheit auf diese Art gemißbraucht hätten. Die Hauptgrundsätze der französischen Constitution seien aus den Grundsätzen der Berliner Aufklärungsschmiede entlehnt.

Die Berliner hätten auf dieses Lob stolz sein können; sie waren sich indessen ihres wahren Werthes zu sehr bewußt, als daß sie dasselbe hätten annehmen mögen.

Allerdings hatten sie Ideen ausgesprochen, welche mit denen der französischen Revolution in Wahlverwandtschaft standen, weil auch diese auf der Aufklärung basirte; aber diese waren auch in Frankreich selbst, in den Schriften der Encyclopädisten, Voltaire's und Rousseau's zu finden. Ja es hatte sich im Gegentheil seit dem Ausbruch der Revolution

recht deutlich gezeigt, welch ein Unterschied zwischen der Wirksamkeit der Ideen in Frankreich und in Deutschland herrschte. In Frankreich waren dieselben unmittelbar zur That geworden, in Deutschland mußten sie noch um ihre theoretische Existenz kämpfen; auf die Zeit Friedrichs des Großen durfte hier noch eine Regierung, wie die Friedrich Wilhelms II. folgen.

Und deshalb errangen sich die Aufklärer auch nicht die Energie, welche dazu gehörte, die französische Revolution ihrem vollen Wesen nach zu begreifen. Nur die erste Phase derselben wird von ihnen gebilligt; dem Terrorismus derselben treten sie feindlich gegenüber, sie begreifen nicht, daß, nachdem die gewaltsame Umwandlung der Staats- und Volkszustände einmal begonnen war, sie auch gewaltsam durchgeführt werden mußte. Darin haben sie freilich Recht, daß sie den Führern der Revolution den Vorwurf machen, das Werk der Freiheit übereilt zu haben; von den Deutschen würde die Revolution langsamer, aber auch gründlicher ins Werk gerichtet worden sein. Biester tadelt es, daß die Menschenrechte in zwölf Paragraphen gezwängt werden sollen, und Justus Möser sagt: »Ich will die Franzosen für das erste Volk der Welt erklären, wenn sie auf dem Wege ihrer Theorie vom Rechte der Menschheit etwas Fruchtbares und Dauerhaftes zu Stande bringen.« Aber, fügt er hinzu, dies könne nur geschehen, wenn die Einzelrechte gewahrt würden.

Gegen das Princip der Gleichheit läßt sich Biester ferner folgendermaßen aus: »Es kann nie wahr sein, daß Bürger als Bürger mit ihren Obrigkeiten, insoweit diese Ämter verwalten, gleichstehen. Aber leider ist es wahr, daß das Volk lieber gar keine Obrigkeit hätte, um ungezügelter seinen Leidenschaften fröhnen zu können. Ein Staat ohne Regierung ist nicht denkbar. Wer nicht regiert sein will, gehe in den

Wald, aber er sage nicht, daß er noch Mitglied eines Staates sein wolle. Wie regiert werden muß? läßt sich aus der Vorschrift der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Weisheit lernen, nicht aus Revolutionen.« — »Für eine, nach bloßen Grundsätzen der Vernunft systematisch entworfene Staatsverfassung kann nie ein Volk reif genug sein,« lesen wir ebenfalls in der Berliner Monatsschrift: was in einem Aufsatz über den Einfluß der deutschen Staatsverfassung auf das Nationalglück der Deutschen folgendermaßen erläutert wird: »Unsre Verfassung hat allen deutschen Gemeinsinn unterdrückt, es giebt nur noch einen preußischen, österreichischen, baierischen Patriotismus. Bei den Griechen war dies ähnlich, es gab einen spartanischen, athenischen, thebischen, aber auch zugleich einen allgemeinen griechischen Patriotismus. Dieser war aber nicht das Werk einer Constitution, sondern des Nationalcharakters.«

Wir finden hier also dieselbe politische Grenze dieser Richtung, wie wir sie in religiöser Beziehung dem Atheismus und Pantheismus gegenüber gesehen haben. Consequent und radikal vermochten die Berliner Aufklärer noch nicht zu sein; sie schreckten vielmehr vor ihren eignen Consequenzen zurück, sie wollten nur erst eine Basis für die Freiheit durch die Aufklärung gewinnen und es dann dem Volksgeiste überlassen, welche Gestalt derselbe dem Staate künftig geben wolle: wobei sie jedoch vergaßen, daß, um hierzu zu gelangen, es vor allen Dingen nöthig ist, dem Volksgeiste Thatkraft einzuflößen, und daß daher selbst der Fehlgriff, den die Franzosen durch die Übereilung ihrer Entwicklung machten, mehr werth war, als die träge Passivität der Deutschen, die sich unterdessen, trotz ihrer Aufklärung, wieder in die Fesseln des alten Despotismus schlagen ließen.

Indessen kämpften sie doch auch schon dagegen, und die

Berliner Monatsschrift ward nicht müde, die Anregung dazu lebendig zu erhalten und dieselbe so mannigfaltig als möglich zu gestalten. Dazu dienten vor Allem die kleinen populären Abhandlungen von Kant, denen wir fortwährend begegnen und die in dieser Verbindung mit dem übrigen Inhalt der Monatsschrift vortrefflich wirken mußten. Ferner sind Ben David und Moses Maimon unablässig bemüht, das Kantische Moralprincip auszubilden und auf das praktische Leben anzuwenden.

Im Jahre 1792 finden wir ferner einen sehr anregenden Aufsatz: »Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen.« Es ist dies der erste Theil eines Werkes, welches Wilhelm von Humboldt damals schrieb, und das erst in jüngster Zeit in dessen gesammelten Schriften vollständig herausgegeben worden ist. Dasselbe führt zu dem Resultate: »daß der Staat sich schlechterdings alles Bestrebens, direkt oder indirekt auf die Sitten und den Charakter der Nation anders zu wirken, als insofern dies als eine natürliche von selbst entstehende Folge seiner übrigen, schlechterdings nothwendigen Maßregeln unvermeidlich ist, gänzlich enthalten müsse, und daß Alles, was diese Absicht befördern kann, vorzüglich alle besondere Aufsicht auf Erziehung, Religionsanstalten, Luxusgesetze u. s. f., schlechterdings außerhalb der Schranken seiner Wirksamkeit liege.« Bald darauf theilt Humboldt auch die erste Probe seiner Übersetzung des Agamemnon mit.

Im Jahrgang 1794 lesen wir einen vortrefflichen Aufsatz über Thomasius, von einem Ungenannten, in welchem sehr geschickt mit Thomasius' Worten gegen den Wöllner'schen Geistesdespotismus gekämpft wird. — »Warum Deutschland in der Wissenschaft andern Ländern nachsteht, soll ich es mit einem Worte sagen? fragt Thomasius. Es ist die ungebundene

Freiheit. Ja, die Freiheit ist es, die allein dem Geiste das rechte Leben giebt und ohne welche der menschliche Verstand, er möge sonst noch so viel Vortheil haben, als er wolle, gleichsam todt und entseelt zu sein scheint. Der Wille des Menschen oder die von dem Willen abhängende äußerliche Bewegungskraft ist zwar andern Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft unterworfen, aber der Verstand erkennt keinen andern Oberherrn, als Gott und daher ist ihm entweder das Joch, das man ihm aufbürdet, wenn man ihm eine menschliche Autorität als Richtschnur vorschreibt, unerträglich, oder aber er wird zu allem guten Wissen ungeschickt, wenn er unter diesem Joch erliegen muß oder sich diesem durch Antrieb eitler Ehr- und Geldgierde oder einer eitlen Furcht freiwillig unterwirft. Beides hemmt den Fortgang und die Aufnahme der Weisheit. Unser armes Deutschland ist dieses bisher nur zu sehr gewohnt gewesen. Wo man gute Ingenien, die nicht gemeine Irrthümer entdecken und die unterdrückte oder versteckte Wahrheiten an das Licht zu ziehen suchen, mit Gefängniß oder wohl gar mit Feuer und Schwert zu verfolgen sich angelegen sein läßt, da kann gewiß Wahrheit und folglich auch Tugend, die allein aus jener hervorgehen kann, ihre Zweige nicht weit ausbreiten.«

1795 theilt Biester eine Bekanntmachung des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt über eine Veränderung der Liturgie mit, in der es heißt: »Eine ewige Wahrheit bleibt es, daß Religion eins der wirksamsten Mittel, einen Staat blühend und in Ordnung zu halten, ist. Aber wie oft wird sie leider heut zu Tage als ein Zwangsmittel, den gemeinen Haufen in blindem Gehorsam zu erhalten, angesehen und zu mechanisch behandelt! Ich halte es für eine der ersten Pflichten eines Regenten, sie lauter und rein zu erhalten, den Gottesdienst von allen irdischen, in die Sinne fallenden

Ceremonieen zu reinigen, kurz, ihn wieder so einfach herzustellen, wie ihn Jesus selbst lehrt. Dann werden auch Männer von Verstand unsre Kirchen wieder gern besuchen, weil sie Nahrung für ihren Geist finden. In allen Wissenschaften geht der Mensch weiter, warum sollten wir in der Gottesverehrung zurückbleiben?«

Einige von den aufgeklärten Geistlichen in Preußen nahmen bereits keinen Anstand, über die Hauptepochen der Weltgeschichte von der Kanzel zu sprechen und diese Reden auch dem Drucke zu übergeben. So empfiehlt Teller eine Sammlung solcher Vorträge von dem Prediger Stolz, der über folgende Themata gepredigt hatte: Über die Reformation, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Entdeckung Amerika's, die größere Verbreitung des Volkes über den Erdboden und die Fortschritte einer freieren Denkart. Auch Zöllner predigte im Jahre 1793 in Berlin über die französische Revolution.

1795 sagt Biester: »Intoleranz heißt die Furie, welche alles Glück vom Erdboden vertilgt, sie ist das empörendste Verbrechen gegen den Staat, gegen die Menschheit, gegen die Vernunft, gegen die Religion.« In einen direkten Kampf mit dem Ministerium Wöllner hat er sich jedoch nicht eingelassen. Wir finden in der Monatsschrift weder des berühmten, in jüngster Zeit wieder in Erinnerung gebrachten Processes des Zopfschulzen, noch des Zöllner'schen Preßprocesses, noch der gegen das Religionsedict erschienenen Schriften erwähnt. Diesen Kampf überließ er an Nicolai, der dafür mit seiner Allgemeinen Deutschen Bibliothek, welche in jener Zeit in Kiel erschien, eine freiere Stellung hatte. In dieser füllt die Kritik aller jener Schriften, und unter diesen auch der Bücher des Zopfschulzen, einen ganzen Band. Hiernach scheinen die Aufklärer die Sache des Letzteren nicht zu der ihrigen gemacht zu haben; sie witterten auch hier den Atheismus

heraus und behandelten den Zopfschulzen als unbesonnenen Strudelkopf. Gegen Wöllner nahmen sie ihn indessen natürlich in Schutz.

Es wäre interessant, diese specielle Polemik der Aufklärer gegen das Wöllner'sche Ministerium, in denen sich sehr charakteristische Mittheilungen über die Räthe desselben, Hermes und Hilmer, befinden, hier einzuschalten. Da mich die bisherigen Mittheilungen indessen schon zu weit geführt haben, muß ich mich beeilen, diese zu Ende zu bringen: weshalb ich mich daher auf die Darstellung der allgemeinen Ideen der Aufklärer beschränke.

In welcher Stimmung sich dieselben während dieser ganzen Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. befunden haben, geht sehr deutlich aus einer Äußerung Biesters hervor, die er im Jahre 1798, unmittelbar nach dem Tode dieses Königs, niederschrieb, indem er seine Richtung gegen die von Tissot, dem Biographen Zimmermann's, erneuerten Angriffe vertheidigte. »Der Religionszwang, sagt er hier, kann nie mit zu verächtlichen, d. h. wahren Farben dargestellt werden; hingegen sollte nie ein Mann, der die Feder für die gute Sache führt, einen verunglimpfenden Schatten auf Dinge verbreiten helfen, welche laut gegen einen erneuerten Unfug reden, wodurch sie selbst oder andere brave Männer gelitten haben. Ja gelitten, denn es ist ein wahrer Zwang, es ist ein Leiden der innersten Seele, freilich nur für die Edleren und Besseren fühlbar, nicht für die, welche sich nach jedem Windstoß drehen und die Forderungen ihres Gewissens den Forderungen ihres Magens unterordnen, wenn Verfügungen erlassen werden, welche der richtigeren Einsicht, der gegründeteren Überzeugung widersprechen und man doch weder als niedrer Heuchler, noch als unruhiger Trotzkopf erscheinen will, wenn beschränkte und dabei eigensinnige Menschen Anstalten treffen.

welche auf Generationen hinaus zwar nicht das Licht der Aufklärung verdunkeln (denn das kann die Gewalt nicht), aber doch empfindlichen Schaden durch die Verwirrung des Ganges der Geschäfte und des Geistes der Personen stiften, wenn endlich die Ehre des Staates geschmälert, rechtliche Männer gekränkt, die Denkungsart vieler Schwachen im Volke verderbt, Recht und Ordnung übertreten, ja die moralische Wirksamkeit der Religion selbst untergraben sieht und man wegen der Übermacht der Gewalt hiebei zu helfen außer Stande ist.«

Diese Stelle giebt uns auch zugleich ein sehr charakteristisches Bild von Biester's eignem Wesen. Er ist von dem tiefsten Schmerze um das Schicksal seines Vaterlandes (denn das war ihm Preußen geworden) erfüllt, er ergrimmt selbst in taciteischem Zorn über das Unwesen, das einige beschränkte Menschen mit dem Volke treiben, wagt aber doch nicht, direkt gegen sie in die Schranken zu treten, um nicht als »unruhiger Trotzkopf« zu erscheinen; er begnügt sich daher mit einer gemäßigten und allgemein gehaltenen Opposition. So radikal wie er gegen die katholischen Jesuiten verfuhr, vermochte er gegen die protestantischen Jesuiten noch nicht zu sein; dazu gebrach es ihm an Muth, weil er sich, wie frei er auch dachte, doch immer noch als Beamten fühlte, und daher ist es auch erklärlich, daß die Monatsschrift nur diese allgemeine Haltung annahm, deren ich oben erwähnte.

Endlich bleibt noch eine andere praktische Richtung der Monatsschrift zu erwähnen, die uns aus den späteren Jahrgängen derselben entgegentritt und die uns abermals die höchste Achtung vor dem Geiste der Aufklärer einflößen muß: die Bestrebungen zur Verbesserung des Looses der unteren Volksklassen. In ihnen sehen wir die volle Consequenz der Aufklärung vor uns auftauchen. Mit dem geistigen soll auch das materielle Wohl Hand in Hand

gehen; dieses herbeizuführen, wird für eine Verpflichtung des Staates erklärt. So werden zunächst Erwerbsschulen für die Kinder der Armen in Berlin gestiftet; die verdientesten und bekanntesten Männer, unter ihnen ein Suarez, Meierotto, Sack, Zöllner u. A. stellen sich an die Spitze dieses Unternehmens und erlassen im Jahre 1793 einen Aufruf zur Unterstützung desselben in der Monatsschrift, in welchem sie unter Anderm Folgendes sagen: »Die schöne Tugend der Vaterlandsliebe und des patriotischen Sinnes läuft in unsern Tagen immer mehr Gefahr, von ihrem hohen Werthe zu verlieren und in einen leeren Schall zu verfliegen. Man meint jetzt schon, daß sie eigentlich nur in einer Republik thätig sein könne. Sie müssen es aber unter jeder Regierungsform sein können, wenn sie nur von dem rechten Geiste erfüllt sind, und dazu müssen die Städte, die mit größeren Glücksgütern gesegnet sind, das Beispiel geben. Wenn auf die künftigen Generationen der ärmeren Volksklassen mit Erfolg gewirkt werden soll, so müssen Viele zusammentreten und dafür wirken.« Klingt das nicht schon ganz socialistisch? — Die Monatsschrift sagt uns aber noch Ärgeres. Im Jahre 1795 sagt ein Schriftsteller, Namens Lamette, dem wir öfter in derselben begegnen und der stets äußerst praktische Themata behandelt, in einem Aufsatze: »Zur Verminderung der Verbrechen,« in dem er die Ansicht aufstellt, daß Armuth und Müssiggang die Hauptquelle der Verbrechen bilden: »Die Obrigkeit muß nicht nur dem Staatsbürger sein Brod sichern und sein Gewerbe begünstigen, sondern ihr liegt auch ob, alles Ersinnliche zu thun, um die Nahrung im Lande zu verbessern und auszubreiten. Fleiß und Arbeitsamkeit machen die Glückseligkeit der Bürger aus, sie sichern und vermehren dieselbe, bilden den stärksten Damm gegen Laster und Frevel, und wohl dem Lande, in

welchem die Obrigkeit diese nothwendigsten Eigenschaften guter und nützlicher Menschen erweckt, erneuert und belebt.« Noch schärfer spricht denselben Grundsatz der Baron Kottwitz aus Schlesien aus, der in Berlin im Jahre 1807 eine »Armenbeschäftigungsanstalt« begründete, in der er täglich 1100 Menschen beschäftigte, und über die er selbst in der Monatsschrift Bericht abstattet. »Nur bei durchaus schlechten Regierungen, sagt er, kann der Fall eintreten, daß der gesunde Mann aus Mangel an Arbeit seinen nothdürftigen Unterhalt nicht verdienen kann, wie dies in Spanien, dem Kirchenstaat, Neapel oder China der Fall ist. Die Natur hat überall ihre Gaben da, wo es Menschen giebt, gespendet und dem Menschen selbst durch seine Organisation seine Nahrung so erleichtert, daß nur bei einem höchst unnatürlichen Zustand der Hungertod möglich ist. Es muß nur dafür gesorgt werden, daß Jeder, der freiwillig Arbeit sucht, dieselbe auch findet.« Unsre Zeit hat freilich gezeigt, daß dieser Mangel an Arbeit nicht bloß in Spanien und China und nicht bloß unter schlechten, sondern auch ganz leidlichen Regierungen eintreten kann: aber liegt nicht in diesem naiven Ausspruch des Baron Kottwitz dennoch die große Wahrheit, daß diese Regierungen dennoch daran schuld sind und deshalb auch nicht mehr für gute gelten können, weil sie die Noth so weit haben kommen lassen, weil sie nicht darauf bedacht gewesen, die Arbeit zu organisiren? Dazu bedarf es freilich der Anstrengung der gesammten Gesellschaft: aber der Staat hätte das erste Beispiel dazu geben sollen. Dazu hat er die Macht in Händen; auf sein Haupt daher werden auch die Gefahren fallen, welche ihm aus dieser Vernachlässigung erwachsen. Er zwingt die Gesellschaft mit Gewalt, ihn zu vernichten, um ihre eigne Existenz zu sichern. Die Ahnung davon finden wir auch schon in der Berliner Monats-

schrift. »Wer mit Aufmerksamkeit um sich schaut, sagt von Goßler, kann nicht verkennen, daß wir uns einer gefahrvollen Periode nahen. Bei dem größten Theile der unteren Volksklassen zeigt sich die Bettelei und die Verarmung mit allen ihren gräßlichen Gefährten schon eingenistet und je mehr diese schreckliche Krankheit von der Regierung vernachlässigt wird, desto mehr steht von ihren verderblichen Folgen zu befürchten.«

Ferner beschäftigt sich die Monatsschrift auf das Lebhafteste mit dem Volksunterricht. Der Freiherr von Rochow auf Reckan war der Erste, der für die Besserung des Unterrichts auf dem Lande in die Schranken trat und denselben auf eine rationelle Basis begründet wissen wollte. Auch in der Berliner Monatsschrift sehen wir ihn dafür auftreten. Er eifert hier auf das Entschiedenste gegen den Gebrauch des Katechismus in den Schulen, der den Verstand der Kinder verwirre und ihnen nur schädliche Ideen beibringe. »Die Religion darf nicht in dem Auswendiglernen nicht verstandener Worte bestehen.« Er wollte die Bildung auf die Kenntniß der Natur des Menschen gegründet wissen und in seinem berühmten »Brandenburgischen Kinderfreunde« finden wir daher auch neben naturwissenschaftlichen physiologische und anatomische Abschnitte. Rochow's Methode wurde sehr geschätzt, ja von Vielen, als die Pestalozzische aufkam, selbst über diese gestellt. »Rochow, sagt ein Schriftsteller der Monatsschrift im Jahre 1804, hat einen weit allgemeineren und vollständigeren Zweck, der auf die ganze Bildung der Kinder abzielt, Pestalozzi nur einen einseitigen, der auf intellectuelle Bildung geht. Rochow faßt den ganzen Menschen mit allen seinen Anlagen und Kräften, intellectuellen und moralischen, auf und will ihn zum sittlich guten, für seinen Stand brauchbaren Menschen machen. Pestalozzi schiebt sie allein, oder doch bei Weitem vorzüglich auf die Verstandeskraft und will eine

so intensive Vollkommenheit derselben hervorbringen, welche die möglichst große Geschicklichkeit erzeugen soll. Rochow will gute Menschen bilden, seine Erziehung ist moralisch, Pestalozzi bloß gute Köpfe, die seinige ist methodisch.« Darauf wird diesem Schriftsteller indessen erwiedert, daß ein guter Kopf ohne Moralität nicht denkbar sei und daß somit Pestalozzi's Erziehung auch gleichzeitig eine moralische sein müsse und in der That auch sei.

Pestalozzi findet daher auch sogleich in Berlin die wärmsten Anhänger; Einer derselben, Himly, der ein Pestalozzi'sches Institut eingerichtet, giebt fortwährend Berichte über dieses, wie über Pestalozzi's Ideen. Daher mußte denn auch die Regierung auf dieselben aufmerksam werden; wir finden in der Monatsschrift bereits aus dem Jahre 1803 ein sehr interessantes Cabinetsschreiben Friedrich Wilhelm III., in welchem er Gedike, als dieser um Urlaub zu einer Badereise bat, auffordert, zugleich nach der Schweiz zu reisen, und Pestalozzi's Methode zu studiren: ein Project, das indessen durch Gedike's gleich darauf erfolgten Tod verhindert ward.

Noch einer Reihe von Aufsätzen hätte ich nun zu erwähnen, welche mit dieser zuletzt erwähnten Richtung ebenfalls in Zusammenhang steht, der nationalökonomischen und finanziellen, die von einem ganz vortrefflichen Schriftsteller, Beguelin, der sich auch nachher noch durch eigene Schriften in diesem, wie in dem historischen Fache bekannt gemacht und eine sehr hohe Beamtenstelle im preußischen Staate bekleidet hat. Allein die Masse des Materials, welche sich mir für die Bearbeitung dieses Stoffes aufgehäuft hat, nöthigt mich, kurz zu sein: und beschränke ich mich daher auf die Erwähnung eines Aufsatzes »über den Geldmangel«, in welchem Beguelin ganz so, wie es in der neuesten Zeit wieder geschehen ist, nachweist, daß es in Preußen an Geld fehlen muß,

weil die Vermehrung des Metallgeldes in keinem Verhältniß zur Vermehrung der Consumtion steht und daß es daher dringend noth thut, die Masse des Geldes in der großen Circulation zu vermehren: wozu er jedoch nicht Papiergeld, sondern Bankgeld vorschlägt und die Errichtung von Privatbanken empfiehlt.

Unter den Aufsätzen allgemeineren Inhaltes sind aus der letzten Zeit der Monatsschrift vorzugsweise die Briefe Alexander von Humboldts aus Südamerika zu erwähnen. »Unser Landsmann, Alexander von Humboldt, sagt Biester zu deren Einleitung, zieht durch seine Kenntnisse, seine Schriften und seinen Ruhm jetzt die Aufmerksamkeit von mehr als einem Welttheil auf sich. In ihm verbindet sich auf die seltenste Weise der Scharfsinn der Theorie, der Fleiß der Gelehrsamkeit und der ächte Geist mit praktischen Beschäftigungen. Er umfaßt das gesammte Gebiet der Naturwissenschaften: am Himmel, auf der Oberfläche der Erde, in den Tiefen derselben und auf dem Meere. Er beobachtet die ewigen Gestirne und die kurzdauernden Pflanzen, die Knochen des Erdballs und die Nervenfasern der Thiere, den Brand der Vulkane und den Proceß des Lebens, die Farben vaterländischer Vegetation und die Strömungen verborgener Gewässer, die unsichtbare Luft und die geheimen Naturkräfte, das Wasser des Oceans und die Stufen der jetzt lebenden Völker. Chemie, Arzneikunst, Mineralogie und Erdkunde verdanken ihm große Entdeckungen und Bereicherungen. Und dieser wunderbare, in so vielen Fächern bewunderungswürdige Mann ist jetzt noch nicht volle zwei und dreißig Jahre alt.«

Ferner lesen wir auch einige interessante Briefe von Bollmann, dem bekannten Befreier Lafayette's, aus Nordamerika, sowie von Strombeck aus Paris im Jahre 1805; sodann Aufsätze von Friedrich Schlegel über die griechische Komödie, über die Diotima u. a., aus denen nachher sein

erstes Buch »Über Griechen und Römer« entstand. Auch Fichte hatte im Jahre 1793 einen Aufsatz: »Beweis der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks« für die Monatsschrift geschrieben; späterhin jedoch gerieth er, wie mit den Aufklärern überhaupt, so auch mit der Berliner Monatsschrift, speciell mit Biester in heftigen Streit. J. H. Voß läßt ferner seine Übersetzung der Eklogen des Virgil zuerst in der Monatsschrift abdrucken, wie in den ersten Jahrgängen derselben sich auch die Übersetzung der Oden des Horaz von Ramler findet.

Über die Kriegsereignisse des Jahres 1806 finden wir wenig in der Monatsschrift, unter diesem aber die bemerkenswerthe Notiz, daß das berüchtigte Manifest der Preußen aus dem Jahre 1792 von H. Limon, ehemaligem Secretair des Herzogs von Orleans, verfaßt worden, von diesem dem Kaiser von Österreich und dem Könige von Preußen zugestellt, und dann erst an den Herzog von Braunschweig gelangt sei; dieser habe es dann noch »modificiren« lassen. Dagegen finden sich zahlreiche Mittheilungen über die Besetzung Berlins durch die Russen im siebenjährigen Kriege. Ferner läßt Nicolai seine Forschungen über die frühere Geschichte Berlins und dessen merkwürdigste Persönlichkeiten drucken, unter denen gleichfalls manches Interessante.

Bei der langen Dauer der Berliner Monatsschrift mußte Biester natürlich viele seiner älteren Mitarbeiter dahinsterben sehen. So hatte er den Tod Mendelssohns, Justus Mösers, Kants, Rammlers, Gleims, Garve's und zuletzt auch Gedike's und Nicolai's zu melden. Dieses allmälige Verlassenwerden von allen seinen älteren Freunden, sowie die Unruhe, in welche Preußen durch den unglücklichen Krieg vom Jahre 1806 gerieth, waren denn auch der Grund, weshalb Biester die Zeitschrift im Jahre 1811 eingehen ließ. Er fühlte, daß

er auch einmal »aufhören« müsse. Jede Zeitschrift, die eine bestimmte Richtung verfolgt, überlebt sich zuletzt: und dies trat nun auch bei der Berliner Monatsschrift ein. Schon seitdem sie die oppositionelle Stellung gegen die Regierung aufgegeben hatte, war sie matter geworden; dagegen die Bedeutung der Richtung, welche zuletzt in derselben auftauchte, die Bemühungen für den Volksunterricht und das Wohl der arbeitenden Klassen, sowie für die Umgestaltung der nationalökonomischen Principien des Preußischen Staates, vermochte Biester selbst nicht mehr in ihrer vollen Schärfe aufzufassen. Immerhin verlor Berlin an der Berliner Monatsschrift ein Organ, dergleichen, wie ich schon in der Einleitung ausgesprochen habe, es sich noch nicht wieder zu ersetzen vermocht hat. — Zunächst wäre Fichte und seine Schule dazu berufen gewesen, dasselbe neu ins Leben zu rufen und fortzusetzen. Aber Fichte selbst starb während des Krieges, und von seinen Schülern war Keiner, der ihn in seiner Volkswirksamkeit auch nur entfernt zu ersetzen vermochte. Hegel sodann konnte es nur bis zu den »Jahrbüchern für die wissenschaftliche Kritik« und zur Mitarbeiterschaft an Saphirs »Schnellpost« bringen; die unmittelbaren Volksinteressen berührten ihn nicht. Als dieselben aber endlich seine jüngere Schule berührten, da war der Staat, wie er besteht, auch bereits der Gefahr inne geworden, die ihm von der freien Philosophie droht. Diese allerdings würde noch eine ganz andere, consequente Aufklärungsepoche begründen, zu welcher die der Biester-Nicolaischen Zeit nur ein schwaches Vorspiel sein, und die, wie sich auch jetzt bereits, trotz der ihr entgegengestellten Hemmnisse, gezeigt hat, einen großen, nicht zu berechnenden Einfluß auf die Gestaltung der Verhältnisse üben würde. — Aber dieses bleibt ihr ja doch sicher; wie auch aufgehalten, wie gehemmt: die

Zeit wird doch kommen müssen, in der die Presse ihre volle Bedeutung auf den Staat auch in Preußen geltend macht.

Die »Berliner Monatsschrift von Gedike und Biester« (dies habe ich noch zu erwähnen) erschien unter diesem Titel nur bis zum Jahre 1796. In den beiden folgenden Jahren wurde sie von Biester allein unter dem Titel »Berlinische Blätter« als Wochenschrift herausgegeben, darauf aber, da diese Form für die längeren Aufsätze derselben nicht geeignet war, wieder in eine Monatsschrift verwandelt. Diese »Neue Berliner Monatsschrift«, die wie die Berlinischen Blätter im Nicolaischen Verlag erschien, bestand bis 1811.

Als Spener die erste Monatsschrift aufgab, schloß er mit der Versicherung, »daß aus ihr der Geist der Zeit erkannt werden könne und sie deshalb für die Geschichte der deutschen Literatur stets merkwürdig bleiben und einen über die Zeit ihrer Herausgabe weit hinausreichenden Werth behalten werde.« — Ich hoffe, daß auch die Leser dieses Aufsatzes ihr diesen Ruhm noch zugestehen werden. Der Kampf, den sie gegen die unfreien Elemente ihrer Zeit gekämpft hat, ist für die Entwicklungsgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts von wesentlichem Interesse; ihr haben wir es mit zu verdanken, daß der freie Geist des Protestantismus während der für denselben so höchst gefährlichen Zeit Friedrich Wilhelm II. nicht unterlegen ist. Auch die positive Wirksamkeit, welche sie darauf unter Friedrich Wilhelm III. entfaltete, ist von wesentlichem Interesse, da sich auch hieraus wieder wichtige Keime der Zukunft, die Keime unserer Zeit, entwickelt haben. Und so kann denn, meine ich, diese Publicistik des achtzehnten Jahrhunderts nur einen erfreulichen Eindruck auf uns machen, weil sie uns zeigt, wozu die deutsche Presse nach diesen Anfängen berufen, und was wir daher, wenn dereinst

Wind und Sonne gerechter getheilt sein werden, als es gegenwärtig der Fall ist, von ihr erwarten dürfen. Es würde dies sogar noch schärfer hervorgetreten sein, wäre es mir vergönnt gewesen, an diese Schilderung (wie es ursprünglich meine Absicht war) der gemäßigten deutschen Aufklärer die der radikaleren Partei derselben, die sich in der republikanischen Journalistik jener Zeit offenbart, anzuschließen. Der Umfang der jetzigen Mittheilung heißt mich indessen davon abstehen und die Ausführung dieses Planes auf eine spätere Zeit verschieben.

Don Diego Hurtado de Mendoza.

Von

Karl Stahr.

Das Leben des Diego de Mendoza, eines in den Büchern der Staatengeschichte und in der Geschichte der Literatur oft genannten Mannes, fällt in eine Zeit, welche für Spanien die Zeit seines politischen Glanzes und seiner weltgeschichtlichen Ehren ist. Vermöge eines Triebes, dessen erstes Erwachen bei dem Einzelnen nicht deutlich zu erklären, mit Neigung, Beschäftigung und Studien unserer im Lernen und Sitzen unverdrossen sich abmühenden Welt nicht immer in Übereinstimmung zu bringen ist, fühlt man sich veranlaßt, diesem Manne näher zu treten und ihn genauer zu betrachten. Es mag auch wohl bei dem Einzelnen das Verlangen sein, auch für seine Nation endlich diese Bahn der politischen Größe und der weltgeschichtlichen Ehre eröffnet zu wissen, was ihn treibt, sich das Bild von Männern genauer anzusehen, die ebendasselbe für ihre Nation erarbeiteten oder doch erarbeiten halfen — und daraus Ermuthigung und Belehrung für sich selbst zu schöpfen.

Eine wenn auch nur oberflächliche Kenntnißnahme ist hinreichend, um Mendoza als einen Mann von ungewöhnlicher Vielseitigkeit erscheinen zu lassen. Das bedächtige, dem Arbeitstische angehörige »Non multa sed multum,« eine Art von religiöser Wahrheit für ein Volk, dessen expansive politische Kraft dahingeschwunden ist und das nun die schwächliche Engbrüstigkeit eines philiströsen Verhaltens zu einer Tugend zu erheben gezwungen wird, erleidet hier eine voll-

ständige Niederlage. Die Multa werden, ehe man sich dessen versieht, zu lauter Multum's: und das ist herrlich. Der Mann, dem ich die Theilnahme der freundlichen Leser dieses Buches zuzuführen beabsichtige, war von edler Geburt und daher ein vornehmer Mann; daneben ist er Krieger, Staatsmann, Dichter, ein Vierteljahrhundert so gut wie König in Italien, Kenner der alten Sprachen und des Arabischen, Geschichtsschreiber, überhaupt Gelehrter, ja gründlicher Gelehrter, und ebenso wie in dieser letzten, so auch in allen den genannten Existenzen groß und tüchtig. Es muß indessen zugegeben werden, daß die glänzende Vielseitigkeit hier nicht der eigentliche Gesichtspunkt ist. Es hat zu den verschiedensten Zeiten Menschen gegeben, deren Bildung weite Kreise umfaßte, ganze Menschen, die sich vollständig auslebten und Alles das erreichten, was die Natur bei ihrer Bildung sich vorsetzte, mochte dies noch so verschieden sein und scheinbar ohne Zusammenhang. So sind Baco und Aristoteles vielseitig gewesen, von welchem letzteren geistvoll gesagt ist, er habe den ganzen Reichthum in der Natur der Dinge geistig erobert nnd ihnen überall das Siegel des Begriffes aufgedrückt, eine Eroberung, welche die seines großen Schülers noch hinter sich läßt. Auch der wohlthuende Umstand, daß in diesem Spanier der Mann des Gedankens mit dem Manne der That zusammenfällt, so ermuthigend es sein mag, diese Einigung an einem Individuum vollzogen zu sehen, in einer Zeit der zwar überall angefochtenen, aber noch nirgend gründlich überwundenen Gegensätze, giebt hier noch nicht das leitende Interesse. Soll dieses ein passendes, hieher gehöriges sein, so ist sein Inhalt ein literargeschichtlicher und die vielseitige Person muß literargeschichtlich gefaßt werden. In der Literaturgeschichte Spaniens nun ist Don Diego's Stellung eine eigenthümliche und großartige; diese näher zu bestimmen oder doch wenig-

stens anzudeuten, dazu, von einer tieferen Auffassung der Literaturgeschichte geleitet, die Größe der Zeit, in der jener Mann lebte, den Reichthum seiner eigenen Thaten, Erfahrungen, Schöpfungen dienstbar zu verwenden, soll der Zweck der folgenden Mittheilungen sein.

Man kann sich darüber nicht täuschen: das goldene Zeitalter der Spanischen Literatur fällt nicht mit der Zeit der nationalen Größe zusammen; sondern die geistige Herrlichkeit fing erst an, als das materielle Wohl des Volks bereits verfiel. Das ist der Epheu, den die Natur mit liebender Hand um die Trümmer schlingt, und dessen üppiges Hervorfluthen, indem es alle klaffenden Spalten verdeckt und das am Boden liegende Geröll unsern Blicken verhüllt, den Anblick der Ruine erträglich, ja selbst erfreulich macht. Für Spanien bildet die Pracht und Herrlichkeit seiner Zeit Karl der Fünfte, »el invencible imperador Carlos,« mit welchem Namen er so oft in den Schriftwerken erscheint: und überall, wohin wir treffen, begegnet uns der freudige Stolz dieses Bewußtseins, dessen Äußerung, fast typisch geworden, uns an Orten entgegentritt, wo wir es kaum erwarten. Auch später bei Cervantes bildet unverkennbar der invencible und nicht der kurzweg nach der Etiquette genannte el rey don Felipe den prächtigen Hintergrund und die ideelle Grundlage, von der sich die Farben seiner Darstellung abheben. Die eigentliche Blüthe der Literatur indessen und namentlich der dramatischen Poesie fällt in die Zeit der drei Philippe von 1556 bis 1665, also neun Jahre mehr als ein ganzes Jahrhundert. Hier also, wo der erste der drei genannten Könige den Staat zum christlichen machen will und ihn dadurch an den Rand des Verderbens bringt, hier, wo die Inquisition in einer das menschliche Gefühl aller Zeiten empörenden Weise wüthet, Kirchenthum und Diplomatie in ihrer größten Entartung das

gesammte Nationalleben einpressen: hier dennoch steht das schönste Erzeugniß des spanischen Geistes, die Komödie, in ihrer vollsten Blüthe, und eben in diese Zeit fallen Cervantes' ewige Dichtungen. Wie wunderbar! welche Kontraste, die Zeit des fünften Karl und des zweiten Philipp! Obschon es unter diesen Umständen bedenklich scheinen möchte, unserm Mendoza, der mit Leib und Seele ein Mann der ersten Zeit ist, ein Mann, wie ihn ein Kaiser Karl gebrauchen konnte, eine eigenthümliche, ja großartige Stellung in der Literaturgeschichte zu vindiciren, so müssen doch bei einer näheren Würdigung beider Epochen alle Bedenklichkeiten zurücktreten. Sie also noch einmal in dieser Beziehung einander gegenüber zu stellen, ist für unsern ganzen Zusammenhang und für Geltendmachung eines neuen Gesichtspunktes unerläßlich. Es wird sich alsdann die literarhistorische Berechtigung des Don Diego von selbst ergeben.

Sehr erleichtert wird uns diese Arbeit durch die Vergleichung der beiden Berichte darüber bei Bouterwek und bei Friedrich von Schack, der in einem kürzlich (1845) erschienenen großen Werke die Geschichte der spanischen dramatischen Poesie geschrieben hat. Schacks Buch ist die größte und bedeutendste Leistung auf diesem Felde; er hat seinen Gegenstand mit solchem Fleiße, solcher Gründlichkeit und dabei mit so viel Geist und feiner Form behandelt, daß man sich hier mit Freude nur anerkennend, nur lernend zu verhalten hat. Beide übrigens, Schack wie Bouterwek, kommen in ihrer Darstellung auf denselben Punkt, beide haben ein Interesse, ihn zu erörtern, beide endlich stimmen eigenthümlich zusammen und gehen in eigenthümlichen Unterschieden auseinander. Das Alter hat den Vortritt; hören wir Bouterwek zuerst.

Derselbe geht in der Einleitung zu dem zweiten Buche seines bekannten Werkes (erschienen 1804), das die ersten

Jahrzehente des sechzehnten bis zu der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts umfassen soll, aus von der politischen Vereinigung Arragoniens und Kastiliens durch Ferdinand und Isabella. Erst nachdem beide Monarchieen, nach dem Tode Ferdinands (1516), zusammengeschmolzen, kommt geistiger Zusammenhang, geistige Einheit in diesen seiner Naturbestimmtheit nach kontinentalsten Theil Europas; Spanien fängt an, ein Staat zu werden. Für Kastilien wird ritterlicher Sinn, frische Thatenlust und Jugend, für Arragonien als Moment und sich mischende Zuthat Industrie und bürgerliche Gesetzmäßigkeit angegeben. Mit der Vermählung des Herrscherpaares vereinigt sich, wenngleich in nicht völlig entsprechender Stellung in den Ländergebieten, ein weibliches und ein männliches Moment. Doch hat der neue Staat den mittelalterlichen Mangel an Zusammenhang mit dem übrigen gebildeten Europa noch erst zu überwinden; und Gonsalvo Fernandez de Cordova erobert Neapel 1504. Die dadurch hergestellte Verbindung mit Italien, über hundert Jahre dauernd, übte einen großen Einfluß auf Spanien und seine Literatur; die Schönheit der italienischen Dichtungsformen geht aus dem kurzen Kampfe mit den Vertretern der abstracten Nationalität, an deren Spitze der fanatische Cristoval de Castillejo in Satiren »contra los Petrarquistas« eifert und die poetischen Neuerungen gehässig, aber unter einem Karl V. vergeblich, mit den »novedades« vergleicht, die dermalen Luther auf dem Gebiet des Glaubens eingeführt habe, siegreich hervor und hilft den Durchbruch der Literatur durch die Antike erleichtern. Die Mauren waren 1492 erlegen; damit hörten auch die Cegris und Abencerrages auf, besungen zu werden. Die Nation war im höchsten Grade orthodox und die Orthodoxie war ein innerer Zug ihres Lebens geworden. Diese Sinnesweise ward in der von Ferdinand und Isabella

(los reyes catolicos) gestifteten Inquisition benutzt, die absolute Königsmacht zu heben und die ständischen Freiheiten zu vernichten. Ohne weiter die Zeit Karls von der seines Nachfolgers Philipp II. in dieser Beziehung zu scheiden, faßt Bouterwek das Ganze zusammen und geht zu der Behauptung fort, wie sich der Geist der Nation mit dem furchtbaren Institute der Inquisition ganz im Einklang befunden habe, während dasselbe in Deutschland, in den Niederlanden, ja fast im ganzen übrigen Europa gefürchtet und verabscheut worden sei. Deshalb, sagt er, waren in Spanien selbst die Wirkungen der Inquisition gar nicht zu sehen: — ein Raisonnement, über dessen Wunderlichkeit wir wohl kein Wort mehr zu verlieren brauchen. Das Volk, heißt es weiter, war einverstanden mit dem Hasse, mit der Vernichtung der Ketzerei: ja während Alba in den Niederlanden das Beil schwenkte, dichtete Cervantes den Don Quixote, dichtete Lope, bei der Inquisition selbst angestellt, seine Komödien. Aus diesem Einssein der Glaubenswuth mit dem Nationalleben sei dann die ungestörte Heiterkeit des Volkes und seiner Dichter entsprungen. Da Kirche und absolutistische Diplomatie die Nation von der ohnehin scholastisch-kirchlichen Philosophie ausschloß, so strömte aller Lebensgehalt geistiger Kraft, welcher der Inquisition widerstand, in die Poesie ein, und diese ward die Seele der Literatur. Der Spanier, der von dem konsequenten Mechanismus der Inquisition beherrscht, seine politische und sittliche Knechtung nicht »gewahr ward,« hielt sich noch immer für einen freien Mann. Es konnte deshalb hier auch keine Hofpoesie, wie unter Ludwig den XIV. aufkommen; die Könige Spaniens waren spärliche Gönner. Auch hat diese ganze Periode durch Akademieen, etwa in italienischer Weise, keine sonderliche Förderung gewonnen; erst im achtzehnten Jahrhundert ward eine königliche Akademie der spanischen

Sprache und Literatur gebildet. Vielleicht lag dies auch nicht im Sinne der Inquisition. Die andern Künste ruhten, nur das Drama war herrschend, blieb national, ward von Helden, Staatsmännern und Geistlichen gepflegt und gefördert, und verschlang alle ästhetische Geistesthätigkeit der Nation. So weit Bouterwek. —

Von Schack beginnt den zweiten Theil seines genannten Werkes mit einer schönen Darstellung von dem Glanze der spanischen Städte; er erzählt, was die Heldennation in der Zeit von Isabella bis Philipp auf den verschiedenen Gebieten des Lebens, im Kriege, in der Eroberung, im Handel und Gewerbe, in Kunst und Wissenschaft sich erarbeitete. Doch lesen wir alsbald die traurige Thatsache, daß die geistige Herrlichkeit der Nation erst nach dem Verfall ihrer politischen Größe eintritt, das goldene Zeitalter der Literatur, besonders der Poesie, erst in die Zeit der drei Philippe fällt. Unabsehbare treffliche Werke, sagt er, liegen zwischen Cervantes und Calderon, ja er nimmt nicht Anstand, geradezu zu behaupten, daß die einzelnen schätzbaren Leistungen der früheren dagegen wenig bedeuteten. Von der Inquisition wird behauptet, daß sie durch die Permanenz und Stabilität ihrer Einrichtungen, sowie durch das Methodische ihres Verfahrens den Kern der Nation zernichtet habe; ihr Verfahren sei abscheulich gewesen. Indessen wird doch selbst nach solchen Zugeständnissen nicht unterlassen, als Milderung geltend zu machen, wie die Mordthaten der Inquisition im Ganzen genommen die Opfer nicht übersteigen, welche Glaubenswuth und Aberglaube auch in den übrigen europäischen Staaten verschlungen haben. Der Glaube an Hexen sei nie aufgekommen; ja, die eine Bartholomäusnacht habe mehr Menschen hingeopfert, als die Inquisition in dreihundert Jahren. So gelang es der Inquisition in der That, der Reformation jeden Zugang zu der Halbinsel abzuschneiden

und das Land vor den Religionszerrüttungen und blutigen Kriegen, wie sie in Frankreich und England wütheten, zu bewahren. Diese Ruhe und Blüthe der Künste ward freilich mit dem schweren Opfer der Unmöglichkeit einer natürlichen, geistigen Fortbildung der Nation erkauft: aber die unmittelbaren Wirkungen dieses Friedens sind jedenfalls (dies sind des Verfassers ausdrückliche Worte) sehr hoch anzuschlagen; die frische Blüthe des Katholicismus sei werthvoller, als die Resultate, die unmittelbar aus den Religionswirren anderer Länder erwuchsen. Und hiermit hätten wir den zweiten Zeugen gehört. —

Der von Bouterwek angedeutete Gedanke erscheint bei Schack mehr entwickelt. Eine Kritik desselben würde ergiebig sein. Jedoch muß ich von vorn herein erklären, daß ich dieser Ansicht von der sogenannten Blüthe jener Literatur nicht beitrete. Wie steht denn eigentlich die Sache? Sieht es nicht so aus, als sei die Blüthe der spanischen Literatur und Kunst ins Dasein getreten durch die spanischen Pfaffen? als sei sie ein Product des Katholicismus? Jene Männer scheinen daran nicht zu zweifeln. Allein es handelt sich um das parceque und quoique, und da muß man sagen: die spanische Kunst hat sich trotz des Katholicismus zum Dasein verholfen; sie verdient deshalb die katholische genannt zu werden, weil man mit diesem Namen zugleich die sichtbaren, ja ungeheuren Mängel, die Unnatur, kurz die hemmende Schranke eben jener Poesie, die guten Theils Pfaffenkomödie ist, bezeichnet. Wenn man die Frage so stellt: ist die spanische Literatur und Kunst der drei Philippe wirklich das ganze naturgemäße Erzeugniß, wie es aus der Heldenzeit der politischen Kraft, welche diese Nation unter Karl V. äußerte, hervorgehen mußte — oder ist sie vielmehr der aus diesem Boden zwar prächtig aufgeschossene, aber durch die Katholicität

wesentlich angekränkelte Blüthenbaum? so muß man das Letztere unbedingt bejahen. Die katholische Kunst heißt die katholische, weil der Katholicismus sie niederhielt, so daß sie ihrem Begriff nicht entsprechen, so daß ihre Existenz trotz des so würdig vorbereiteten Bodens der großen politischen That nicht der Ausdruck ihres Wesens sein konnte. Die Literaturen sind für die Erziehung des Menschengeschlechts bestimmt, mag die Art, wie die Menschen sich an ihnen bethätigen, so verschieden sein, als sie wolle. Die Erbschaft ist hinterlassen, und sie wird angetreten. Es möchte nun die Behauptung sehr gewagt sein, daß von den neueren Literaturen die spanische sich zu einer ideellen Erziehung des Menschengeschlechtes besonders eigne: wobei gar nicht einmal die Parallele mit den Werken des griechischen und römischen Geistes gezogen, auch nicht einmal darauf aufmerksam gemacht werden soll, wie wenig das deutsche Volk, das später als das spanische zur Kulturhöhe erhoben ist, der spanischen Literatur und Kunst verdankt. War doch auch die Theilnahme an ihr bei uns nur spärlich; die Spanier selbst klagen darüber *), so sehr sie sonst die Studiosa Alemania anerkennen. Die Einsicht aber in die Geschichte und den Entwicklungsgang unseres Volkes verbietet uns, diesen Umstand ohne Weiteres als eine barbarische Vernachlässigung oder als eine zufällige Laune des Volksgeistes aufzufassen, dem ja auch, wie jedem Individuum, das Recht zuerkannt werden müßte, seine Sympathieen und Antipathieen zu haben. Die allgemeine Liebe, welche Cervantes in ganz Europa genießt, ist eine Ausnahme, welche der allgemein menschliche Charakter dieser Dichtung geboten hat, und steht vereinzelt da. Noch weni-

*) Siehe Ochoa in der Einleitung zu Moratins Origenes del teatro Español: Tesoro del teatro Español. tom. I. Paris 1838.

ger hebt sie die Thatsache auf, daß die Betheiligung an den Schöpfungen des spanischen Geistes nur Sache der Gelehrten, Sache des kosmopolitischen Literaturgeschmacks, auch, in der neueren Zeit, Sache jener christlich-mittelalterlichen Schwärmer war, der Romantiker, welche, abgesehen von andern Grillen und geistreichen Launen, an sich selber dieselbe Schranke hatten, die um die Literatur gezogen war, für deren Wiederbelebung sie so thätig waren. — Und Cervantes selbst? Man wage einmal den Gedanken, dem Cervantes ein gereinigteres und freieres Bewußtsein unterzubreiten: welche Schöpfungen hätte die Welt von einem Manne erwarten müssen, der trotzdem, daß er Spanier war, dennoch, unter Philipp, den Don Quixote dichten konnte! Nimmer läsen wir die Geschichte des scharfsinnigen Edlen, wenn nicht die Zeit Karls V. noch nachgewirkt hätte! Bei der Lesung dieses wundervollen Buches, das ich zuerst von seinen Werken zur Hand nahm, bemächtigte sich meiner der Gedanke und schien zu einer Reihe der fruchtbarsten Folgerungen zu führen: hier hat es mit dem mittelalterlichen Geist ein Ende, es muß der protestantische Geist der neuen Zeit sein, der sich in dem großen Epos Saavedra's ausspricht; die Zeit der Abfassung, das Polemische im Stoffe, die nähere Betrachtung mancher Einzelnheiten und die nur zu schnelle Kombination und Benutzung derselben für den so plötzlich aufgestiegenen und mit Vorliebe gehegten Grundgedanken — dies Alles und noch Anderes schien der Wahrheit jenes Gedankens das Wort zu reden. Aber die nähere Kenntniß seiner anderen Werke bewirkte eine vollständige und heilsame Enttäuschung. Sowohl bei den dem Don Quixote vorausgehenden, als bei den ihm folgenden Schöpfungen des herrlichen Dichters, bei der Galatea, den prächtigen Novellen, den Dramen, dem Persiles, zeigte sich jener Gedanke nicht nur ganz unergiebig, sondern es ergab sich, daß für Ver-

ständniß und Würdigung derselben gerade die Annahme des entgegengesetzten nützlich war. Auch in dem Lorbeerkranze des größten spanischen Dichters finden sich Blätter, zusammengeschrumpft von dem Eiseshauch des Pfaffenthums. Versteht man aber bei Cervantes sich nur mit Zögern dazu, ein solches Urtheil auszusprechen, so schwindet für die andern Größen dieser Epoche, für Calderon und für den bei der Inquisition selbst angestellten Lope, jedes Bedenken. Die Literatur, die Poesie unter den drei Philippen bildet, noch mehr, als ihre Geschichte, die eigentliche Tragödie der Nation: und aller Farbenglanz der epischen Romanzendichtung, alle »Sterne und Blumen« des Calderon verscheuchen nicht die Schwermuth über die geknickte Blüthe des Volksgeistes. So ist es, und es kann nicht anders sein! Man braucht nicht über den Bereich des von Schack Gesagten hinauszugehen, um in dieser Ansicht fest zu werden. Wenn durch ein Glaubensinstitut der Kern der Nation vernichtet wird, wenn es heißt, es sei die Blüthe einer Kunst »freilich« mit dem Opfer einer natürlichen geistigen Fortbildung erkauft worden, so wirft ein solches »freilich« die ganze Sache um. Wir dürfen die um solchen Preis gewonnene Kunstblüthe unbesehen für krüppelhaft halten, wir dürfen den tieferen Begriff der Literaturgeschichte nicht aufgeben, nach welchem die göttliche Gemeinschaft der Menschen, der Staat, das absolute prius ist, wir können als große und ganze Literatur diejenige nicht anerkennen, die nach Ausschluß der empirischen Wissenschaften, der Geschichte, der Philosophie, um mit der Regierung in keine Kollision zu kommen, Zufluchtsort für das Genie, d. h. schöne Literatur wird. Die Größe, die sie dennoch zeigt, verdankt sie den Elementen der vorangegangenen, freieren und größeren Zeit unter Karl V., in der sich im vorbereitenden Verhältniß die versprechendsten Anfänge zeigen: Anfänge, stark nnd dauerhaft genug, um sich

auch späterhin in der Weise jener gebrochenen Literaturblüthe noch fortzusetzen. Schon unter Isabella ward viel geschrieben, die Literatur wuchs in der üppigsten Fülle aus dem Boden der politischen Größe hervor, Spanien zählte schon zu Karls Zeit mehr Pressen als gegenwärtig. Es lassen sich aus der Haltung der kaiserlichen Theologen auf dem Concilium zu Trident Züge anführen, die von der Bigotterie und dem Fanatismus der Philipp'schen Zeit weit entfernt sind. Noch vor 1540 hatte Juan Valdez in seinem Buche »von der Wohlthat Christi« die protestantische Lehre von der Rechtfertigung empfohlen; Männer, wie Boscán und andere in der lyrischen Poesie, die Gelehrten der klassischen Literatur: Arias Barbosa, Nuñez de Guzman Pires, Olivario, Johann und Franz Vergara, Montalvo der Rechtsgelehrte 2c., deuten auf die Literaturepoche, welche die Keime der größten und vielseitigsten Entfaltung in sich barg. Es ist die schöne Anfangszeit der Literatur unter Karl: der vornehmste aber und edelste Repräsentant dieser Epoche ist Mendoza.

Diego Hurtado de Mendoza ward um das Jahr 1503 oder 1504 in Granada von vornehmen Ältern geboren. Die Zeit seiner Geburt läßt ihn den Fortschritt des Jahrhunderts unmittelbar begleiten; der Ort selbst, der Sitz der Maurischen Welt, ist für manche Züge aus seinem Leben von Wichtigkeit. Einmal erklärt sich hieraus seine Neigung zu dem Studium des Arabischen, das er sein ganzes Leben hindurch nicht aussetzte. Es wird berichtet, daß er die Arabische Dichtung kannte und liebte, außerdem in den Arabischen Alterthümern wohlbewandert war und sie zur Aufhellung mancher Puncte der Spanischen Local- und Specialgeschichte benutzte. In seinem Geschichtswerk, dem Kriege von Granada, findet man die Belege für eine solche Benutzung ebenfalls. Dieses Werk, die reifste Frucht, die von des entwickelten Mannes Geiste

sich abgelöst hat, erzählt den Krieg Philipps II. gegen die damals noch nicht lange getauften Mauren, die Moriscos, welche durch die fanatische Thorheit der Regierung zu einem Verzweiflungskampf getrieben wurden, der zwar mit ihrer Knechtung endigte, allein dem Spanischen Staate selbst eine unheilvolle Wunde schlug. Die Moriscos waren der industriellste, fleißigste, in jeder Weise betriebsamste Theil der Nation, den Spanien nachher schmerzlich zu vermissen hatte. Aber einem Philipp galt die rohe Christianisirung freilich mehr, als die allmälige Verschmelzung eines so wesentlichen, wennschon zur Zeit noch spröden Bestandtheils mit der übrigen Masse des Volks. Mendoza kannte also den Schauplatz des Krieges genau, er hatte schon als Knabe alle Schluchten und Stege des romantischen Granada kennen lernen und ward nachher von Philipp hingeschickt, um einen Bericht von der Lage der Dinge an Ort und Stelle aufzunehmen. Hier, wo die wirkliche Anschauung jedes Passes, jedes Gebirgsbaches, jedes Brückenpostens Grundlage der Kenntniß war, gewann der Geschichtschreiber dieses gefährlichen Guerillakrieges, ohne es zu wollen, die geheimnißvollen Mittel, durch welche der Reiz der unmittelbaren Geschichtschreibung noch vermehrt wird. — Die Familie Mendoza's war edel. Sein Vater, Don Iñigo Lopez de Mendoza, Graf von Tendilla und erster Marquis von Mondejar, hatte unter Ferdinand und Isabella Granada erobern helfen; sein Großvater, Graf von Tendilla, hatte zum Bruder den ersten Herzog von Infantado gehabt, der, wie unser Mendoza, Diego Hurtado hieß. Seine vier Brüder sehen wir in den beiden Ehrenbahnen des öffentlichen Lebens, in der »carrera de las armas« und »de las letras«, wie sich die Spanier des sechzehnten Jahrhunderts ausdrücken, die bedeutendsten Stellungen einnehmen. Don Luis, der älteste, war Generalkapitain des Königreichs Granada und in der

Folge Präsident des Staatsrathes, Don Antonio Vicekönig der beiden Indien, der dritte Bruder, Don Francisco, war Bischof von Jaen, der vierte, Don Bernardino de Mendoza, Admiral der Galeeren; zwei Schwestern waren mit den edelsten Männern des Landes vermählt. Seine Mutter hatte in dem Aufstande der Mauren den Stolz und die Unerschrockenheit einer Spanierin bewiesen, indem sie sich in den ersten Tagen des Aufstandes in Abwesenheit ihres Mannes in ein Haus neben der Hauptmoschee mit ihren Kindern begeben und dort bis zur Ankunft des Gatten ausgeharrt hatte. In dem älterlichen Hause hatte es unserm Mendoza an Unterricht und sorgfältiger Erziehung nicht gefehlt; man bestimmte den Knaben für den geistlichen Stand, der für den fünften Sohn den Ältern am Passendsten schien. Auf der Universität Salamanca erlernte der Jüngling die Sprachen des klassischen Alterthums, studirte Philosophie und erwarb sich ausgedehnte Kenntnisse des bürgerlichen und kanonischen Rechtes. Der gewählte Beruf und die theologische Färbung der Zeit machten die Kenntniß des letzteren für ihn wie für jeden aufstrebenden jungen Mann zu einer unerläßlichen Bedingung; auch erfahren wir, welche wesentlichen Dienste diese Bildung dem nachherigen kaiserlichen Gesandten bei dem Concil zu Trident leistete. Auch das Arabische ward in Salamanca nicht versäumt. Als Student schrieb Mendoza hier ein Jugendwerk, den berühmten Bettlerroman Lazarillo de Tormes, den ein Cervantes anerkannte, und der seinem Verfasser noch mehr als seine eigentlichen Dichtungen einen Platz unter den Dichtern der Zeit sichert. Von ihm soll weiterhin die Rede sein. Mendoza fühlte keine Neigung zum geistlichen Stande, Krieg und Waffen sagten ihm mehr zu. Aus einer Stelle des »Krieges zu Granada,« wo er von den glänzenden Heeren spricht, in denen er sich befunden und die sein Herr, der

Kaiser, und König Franz von Frankreich ins Feld geführt, ergiebt sich, daß unser Held an nicht wenigen Feldzügen, wie an der Belagerung von Marseille 1524, an der berühmten Schlacht von Pavia, an dem Mailänder Feldzug gegen Lautrec, an der Schlacht von Bicoca, an dem Feldzuge, in welchem Karl 1536 in Frankreich eindrang, Theil genommen hat. Der besondere Grad dieser Theilnahme läßt sich bei allen diesen Zügen nicht immer genau ermitteln. Mendoza folgte hierin nur der herrschenden Richtung der Zeit, wonach junge aufstrebende Männer von edler Geburt nach Beendigung ihrer Universitätsstudien, häufig auch ohne diese Beendigung abzuwarten, in diesem gedanken- und thatenbewegten Jahrhundert auf den Schauplatz der Weltbegebenheiten nach Italien, später wohl auch nach Flandern eilten und hier nach ihrer Lust in mehr oder minder freier Stellung sich an den Begebenheiten betheiligten. Und oft geschah es, daß hier das Schicksal den nobil y principal caballero zu bedeutenden Thaten trieb. In der Novelle des Cervantes »la Señora Cornelia« ist dieser Zustand der Candidatur vortrefflich und unbefangen geschildert. Welcher deutsche Candidat einer der vier Facultäten möchte ihn nicht beneiden! Auch Mendoza ward durch »dienstliche« Gebundenheit nicht behindert, die bedeutendsten Städte und Universitäten Italiens zu besuchen, und in Padua, Bologna und Rom die Koryphäen der Wissenschaften zu hören. Die gedrängte Übersicht dieser biographischen Daten, deren weitere Ausführung an sich schon von Interesse sein würde, ist hinreichend, uns den Bildungsweg eines edlen Menschen vorzuführen; was an näheren Angaben dabei fehlt, das kann durch eine Vergleichung desselben mit dem heutigen Bildungswege gewonnen werden. Auch darin ähnelt der des edlen Spaniers aus dem sechzehnten Jahrhundert dem antiken, daß das Leben und die Freiheit

des Individuums das prius ist. Die Welt und das Leben und die selbsteigene Bethätigung des Einzelnen daran wird immer ein hauptsächlicher Bildungsstoff bleiben, selbst wenn dabei große Gefahren nicht vermieden werden können. Schon im heroischen Zeitalter waren die vielen Städte und Menschen, die der Ithakerfürst gesehen und deren Sinn er erkannt hatte, seine Universität gewesen. Der heutige Weltzustand und vorzugsweise der Zustand der deutschen Welt mit der unermeßlichen Angst seines Lernens, der Examinations- und Stellennoth, der Beamtenpackeselei (im Preußischen stehen täglich vierzigtausend Unterbeamte auf der Leiter in den Büreaus), der Zustand des ewigen Gethue und der den Eingeweiden oft verderblichen Studirbedürftigkeit scheint mir von zwei Dingen eines mit Gewißheit hervorzubringen. Entweder muß das kommende Geschlecht, dem eigentlich doch die ganze Arbeit zu Gute kommt, zu großen Thaten bestimmt sein, und dann mag studirt werden, was nur immer möglich ist: oder es kommt der Deutsche auch noch um die letzte Eigenschaft eines Menschen, um den Begriff eines wenigstens elementaren freien Lebens. Zu jener Zeit war dem Süden ein glücklicheres Loos beschieden; vorbereitende Kenntniß, durch Talent und Lust gewonnen und vermehrt, Erfahrungen des Lebens in den Kriegslagern und das Durchwandern Italiens hatten Mendoza früh zu einem bedeutenden Manne gemacht.

Einem Karl V. konnte solches Talent nicht lange entgehen. Der Kaiser kannte die jungen Männer in Italien, die sich hier in den Universitäten oder in seinen Heeren aufhielten. Das Heer war auch nur eine Art von Facultät. Es ist das Eigenthümliche großer Männer, daß sie sich ihre Umgebung schaffen, und daher dürfen die Fehler der Fürsten nicht damit entschuldigt werden, daß man sagt, der Fürst könne nicht, wie er wolle, weil er von seiner Umgebung

behindert, oder gar beherrscht werde u. s. f. Ein bedeutender Mann, im Guten wie im Schlimmen, schafft sich seine Umgebung; daher auch alles, worin er fehlt, ist dem Fürsten ganz allein zur Last zu legen. Auf der anderen Seite deshalb sieht man auch, daß wirklich große Fürsten nichts mit der einsamen Größe göttlicher Wesen zu thun haben; man begreift es, wie sie mit ihrer Thätigkeit haben die halbe Welt umfassen können: sie hatten sich Männer erwählt, die, fern von ihnen, die Vollstrecker ihres Willens waren, sie setzten in geistesverwandten Individuen ihre Persönlichkeit fort und erweiterten sie, wie die ergriffene Waffe den Arm erweitert. — So ward Mendoza von Karl erkannt; bereits um das Jahr 1538 finden wir ihn als kaiserlichen Gesandten auf dem schwierigsten Posten der Welt, in Venedig. Hier nun beginnt der Abschnitt, in welchem Mendoza seine große Thätigkeit als Staatsmann und Diplomat entfaltet. Die Venetianische Diplomatenschule hat es gezeigt, daß sie Diplomaten für die damalige Zeit bilden konnte, und Mendoza war durch das Leben gebildet. Die Lage der Dinge in Italien war damals außerordentlich verwickelt, so daß es einige Mühe kostet, sich zurecht zu finden. In Venedig nun, dem Bollwerke der christlichen Welt, hatte Mendoza den Türken im Auge zu behalten, der damals noch ganz anders zur Christenheit stand; er mußte ferner die schlauen Venetianer überwachen und ward zuweilen doch betrogen. Vorzüglich hatte er darauf zu sehen, daß der französische Einfluß in Italien nicht um sich griff. Venedig und der Papst hatten sich mit dem Kaiser zur liga santissima vereinigt. Die Signoria war mit den Vortheilen dieses Bündnisses schlecht zufrieden, und der französische Einfluß hatte sie vermocht, hinter des kaiserlichen Gesandten Rücken einen Separatvertrag mit der Pforte abzuschließen, was ganz so viel war, als ein Bündniß mit Franz I. Lorenzo Gritti

war nach Konstantinopel gegangen, die Verhandlungen anzuknüpfen. Da gelang es Mendoza, der Signoria in einer hinreißenden Rede die Nachtheile eines solchen Bündnisses, das seinen Herrn ausschlösse, für Venedig selbst zu entwickeln; er versöhnte sie sogar mit dem Umstande, daß der Kaiser in Castelnuovo eine Besatzung von viertausend Spaniern legen lassen, indem er ihnen zugleich die politische Nothwendigkeit zeigte, nach welcher die Pforte der Republik unmöglich auf die Dauer treu bleiben konnte. Und als Lorenzo Gritti es mit Mühe dahin gebracht hatte, mit der Pforte einen Waffenstillstand auf drei Monate zu Stande zu bringen, so wurden seine Bemühungen durch den günstigen Umstand gekrönt, daß die Spanier in der Lombardei zwei französische Botschafter an die Pforte aufgriffen, aus deren Depeschen Mendoza der erstaunten Signoria die verderblichen Pläne mittheilte, welche der mit den Türken verbündete allerchristlichste König Franz zum Verderben der Venetianer, um deren Freundschaft er sich inzwischen ämsig bewarb, ersonnen hatte. Die Depeschen händigte der Gesandte der Republik als Geschenk ein. Daneben benutzte der unermüdliche Mann, der an seinem Gesandtschaftsposten keine Sinecure hatte, seine Zeit noch, um seine Bibliothek mit griechischen Manuscripten zu vermehren; seine eigenen Mittel und die Freigebigkeit Karls setzten ihn in den Stand, diejenigen, deren er nicht habhaft werden konnte, mindestens kopiren zu lassen. Emissaire mußten die entlegensten Winkel Griechenlands durchstreifen, das Kloster auf dem Berge Athos gab eine reiche Beute, selbst ein guter Theil von Bessarions Schätzen wanderte in Mendoza's Bibliothek. Dieser großartigen antiquarischen Thätigkeit verdankt Europa die Schriften des Basilius, des Gregorius von Nazianz, des Cyrillus von Alexandrien, des Hero, Archimedes und des Appianus; auch eine Gesammtausgabe des Josephus ward erst durch diese Bücherschätze möglich. Einst

hatten venetianische Kaper einen Knaben gefangen genommen, den Soliman liebte. Mendoza kaufte ihn für einen hohen Preis und stellte ihn dem Sultan ohne Entschädigung zu. Als aber der erfreute Padischah der Gläubigen ihm darauf sagen ließ, er solle sich eine Gnade ausbitten, so ging der Gesandte ihn bloß darum an, allen zur Republik gehörigen Kaufleuten Italiens den Kauf von Getreide in seinen Häfen zu gestatten, womit der Signoria, die sich eben in der höchsten Kornnoth befand, in der That ein sehr guter Dienst geleistet ward: für sich selbst bedingte er griechische Handschriften aus, welche Werthlosigkeiten ihm Soliman denn auch sehr gerne überließ. Übrigens scheint er, wie alle leidenschaftlichen Sammler, in diesem Puncte etwas gefährlich gewesen zu sein; auch nahm er einen üblen Ruf als Manuscriptenräuber nach Spanien mit. Bezeichnend für das vielseitige Leben und die wissenschaftliche Höhe des Mannes ist noch der gleichwohl geringfügig scheinende Umstand, daß sich in seiner Bibliothek auch Luthers Schriften befanden. Man sieht, Kaiser Karl hatte sich für seine Interessen in Trident keinen unpassenden Mann ausgesucht, ja es finden sich Spuren in seinen Gesandtschaftsberichten an Karl, daß Mendoza sich auf den Streit in der Lehre von der Rechtfertigung so gut einlassen konnte, wie der gründlichst gebildete dogmatische Theologe. Kaum bedarf es einer Erwähnung, daß das Haus eines solchen Mannes in Venedig allen fein gebildeten Venetianern und Griechen offen stand; da discurrirten Kardinäle, Bischöfe, Gelehrte, überhaupt Literaten von Ruf über die philosophischen und theologischen Fragen der Zeit. Der kaiserliche Botschafter, sagt Don Gregorio Mayans, den wir hier benutzen, nahm lebhaften Antheil an diesen Gesprächen, er war ein Demosthenes im Senate und ein Sokrates im Hause. Paulus Manutius dedicirte ihm seine Ausgabe der philosophischen

Werke des Cicero. In der Dedication heißt es, er, Manutius, sei überzeugt, daß Don Diego bei seinem Scharfsinn dieselben oder noch mehr Emandationen des Textes gemacht haben würde, die er zu finden so glücklich gewesen. Es ist dies etwas mehr, als eine bloße Dedicationsredensart oder ein Kratzfuß der philologischen Devotion gegen einen Stellen vergebenden Mäcenas. Von der Geschmacklosigkeit, die wohl in unsern Tagen vorgekommen, daß der Candidat in der lateinischen epistola dedicatoria sich zu dem Horatianischen Citat aufschwingt, er wolle sich den Kopf an den Gestirnen zerstoßen, wenn seine editio den Beifall des Herrn Geheimenraths erhalte, war jene Zeit frei. Mendoza war nicht nur ein Kenner des Lateinischen, sondern er hatte von der Sprache unmittelbar im Leben einen Gebrauch zu machen, der unsere Philologen in Verlegenheit setzen würde. Die Mechanik des Aristoteles übersetzte er ins Spanische. In lateinischer Sprache hat Don Diego zu Rom und zu Trident Reden gehalten, welche von allen Gebildeten der damaligen Welt bewundert wurden. Nichts desto weniger giebt es ein Zeugniß ab für den gesunden Blick und den theoretischen Realismus des Mannes, daß er oftmals sich beklagte, wie die Jugend mit dem Erlernen des Lateinischen zu viel Zeit verliere, die besser zur Aneignung tüchtiger Kenntnisse in der Muttersprache verwandt würde.

Die Geschichte des Tridentinischen Concils ist aus den Werken des Pallavicini und des Sarpi bekannt. Pallavicini ist ein Papist; er hat sich der Aufgabe nach Kräften unterzogen, unterstützt durch alle nur möglichen Actenstücke, Memoiren, Briefe, Depeschen des vaticanischen Archivs, den Sarpi zu widerlegen. Dennoch war das Resultat, eine tüchtige Jesuitenarbeit in drei Quartbänden, nicht eine Widerlegung, vielmehr eine Vervollständigung der Schrift des berühmten

venetianischen Staatstheologen, dessen historia del concilio di Trento eine Perle in der Literatur der Historie ist. Der große Sinn solcher Männer führt sie immer zum Wahren. Die Geschichte des Concils stellt dieses in den geistigen Mittelpunkt des Gewebes der politischen und religiösen Thatsachen des Jahrhunderts; es erscheint als ihr Zweck. Sarpi, oder wie er gewöhnlich heißt, Fra Paolo, nennt es die Ilias des Jahrhunderts. Mag es gleich vor Troja honetter hergegangen sein, so bleibt doch dies stehen: das Concil zu Trident hat den vollständigen geistigen Bruch der katholischen und protestantischen Welt zu den Acten verzeichnet und feierlich einregistrirt. Weil die protestantische Welt sich schärfer zugespitzt hatte, so nahm der Katholicismus sich fortan auch fester in seine Bestimmtheit zusammen; die Kluft, die dadurch in dem Leben und Denken der Menschen entstanden, reicht bis auf den heutigen Tag: nur ein weltgeschichtlicher Gedanke, zur That werdend, kann sie ausfüllen. Auch darin zeigt das Concilium den Charakter einer weltgeschichtlichen Begebenheit, daß es von den damals dazu thätigen und arbeitenden Geistern nur als Verhüllung ihrer egoistischen Zwecke gebraucht ward, daß sein eigener Zweck, soweit dieser endlich und zeitlich war, von den Parteien ganz verschieden vorgestellt ward. Und dennoch konnte es sich zu solchen großen Wirkungen fortsetzen! Fra Paolo sagt: »Dies Concil, das von der Menschheit zur Vereinigung der Kirche, die sich zu trennen angefangen, so lebhaft ersehnt ward, hat die Kluft befestigt und die Zwietracht verewigt. Die Fürsten sahen eine Handhabe darin für die Reform des geistlichen Standes: und es hat die größte Unordnung verursacht, so lange der christliche Name besteht. Die Bischöfe wollten durch dasselbe ihre zum Theil in die Hände des Papstes übergegangene Macht wiedergewinnen: und sie haben sie gänzlich an ihn verloren und sind seine Sclaven

geworden. Von der andern Seite mußte dies Concil, von dem römischen Hofe vermieden, gefürchtet, verabscheut, weil er durch dasselbe seine Macht bedroht glaubte, nach unendlichen Kämpfen und Mühen, die Macht desselben so fest gründen und mehren, daß man keine Zeit nennen könnte, in der dieselbe tiefere Wurzel gehabt habe. Es möchte deshalb nicht unpassend sein, chiamarlo la Iliade del secol nostro.« Kann man sich in Form der Historie philosophischer ausdrücken? *)

Um die Thätigkeit Mendoza's auf dem Concile zu Trident zu begreifen, ist ein summarischer Bericht der Sachlage nothwendig. Das ungeheure Detail, das in der Jesuitenarbeit des Pallavicini aufgehäuft, bei Fra Paolo an der Hand leitender Ideen geordnet und entwickelt erscheint, wirft für den Leser dasselbe Resultat ab. Ebendasselbe, was der Venetianer, der damaligen Welt zum Erstaunen, in seiner Gruppirung und Beurtheilung der Thatsachen unmittelbar mittheilt, das wird durch den Kardinal, selbst da, wo dieser seinen Vorgänger widerlegt (und das geschieht fast durch das ganze Werk), nur bestätigt. Es half ihm nichts, daß er in der Erzählung vieler Thatsachen genauer sein konnte, weil er wohl über die apostolischen Archive, nicht aber über den historischen Tact disponiren konnte. Überall in seiner Widerlegung verräth er sein Bewußtsein, seine Weltlichkeit, seine Diplomatie, seinen äußerlichen Begriff der Kirche, seine seichte Auffassung der Religion, und sein Gegner behält Recht. Treten wir den egoistischen Manövern, für welche der Gedanke eines allgemeinen freien Concils nur eine Handhabe abgeben sollte, näher. Allerdings lag derselbe in der Zeit, und Luther hatte ihn hervorgerufen. Die Bulle Leo X. vom Juli 1520 hatte

*) Sarpi hist. del concilio Tridentino, I, pag. 3. ed. Genev. 1629.

den Wittenbergischen Theologen verdammt, und dieser hatte noch in demselben Jahre um so mehr an ein Concil appellirt, da der Papst ihn nicht gehört habe. Es mochte die Ansicht aller fühlenden und redlichen Männer der Zeit sein, daß eine Kirchenversammlung allein alle Differenzen schlichten, und zum Frieden auf Erden, zur Einigkeit und Verbesserung der Kirche, zu Gottes Ehre und zum Wohle der Menschheit leiten könne. Die Großen der Erde bemächtigten sich um so lieber dieses Gedankens zur Erreichung ihrer egoistischen Zwecke, als das Volk denselben mit Innigkeit umfaßte; die Weiterbewegung der Welt sollte einmal hier, sowie immer, dadurch vermittelt werden, daß der Einzelne die allgemeinen Zwecke fördert, während er nur darauf bedacht ist, seine eigenen zu fördern: und hiervon ist selbst die leidenschaftliche Roheit Heinrichs des VIII. von England nicht ausgenommen. Was wollte Karl V. gewinnen? Der Kaiser, der seine Weltpläne im Auge behielt, stand dem apostolischen Einflusse Gefahr drohend gegenüber. Die Religionsgespräche, die er leitet, oder leiten läßt, die Nationalconcile, mit denen er droht, das allgemeine christliche Concil, das er zuerst ansagt, oder nach Umständen verschiebt, die Menge von Reichstagen, wo er in Sachen der Religion den obersten Richter macht — was sagen sie anders, was enthüllen sie, als das Bestreben, den ideellen Einfluß des apostolischen Sitzes auf die Welt zu brechen und auf sich herüberzulenken? Hierbei war es gleichgiltig, wenigstens eine Zeit lang, in welchem Sinne er entschied, ob zu Gunsten Roms oder der deutschen Protestanten. Anfänglich milderte er die Acte dieser seiner Willkür durch diplomatische Zusätze in den Edicten und Abschieden; doch oft genug hat er dies Zuthun für überflüssig gefunden. Im Wormser Edict steht noch die Bemerkung, es sei zwar nicht ganz konvenient gewesen, einen gia condannato zu hören, er habe aber

geglaubt, ihn friedlich umstimmen zu können. Späterhin gebraucht Clemens VII. einmal die Wendung in einem Briefe über die Verhandlungen des Concils, er müsse es sich schon gefallen lassen, da als beirathender Freund aufzutreten, wo ihm die Stellung als entscheidender Richter abgesprochen werde *). Ja, es kamen Zeiten, in denen es honoris causa besser war, sich zu stellen, als verstände man die Absichten des Kaisers nicht. Die Päpste konnten ihre Stellung als italienische Fürsten mit der des Oberhauptes der Kirche nicht in Einklang bringen, der Widerstreit der geistlichen und weltlichen Interessen und die Liebe zu diesen letzteren häufte ihre Niederlagen, trieb sie zum französischen, ja fast zum offenen Bündniß mit den Protestanten **) gegen den Kaiser, dessen Absicht, ihnen das weltliche Schwert aus den Händen zu winden, ganz offen zu Tage lag. Dieser Umstand machte die Stärke der Protestanten aus und verschaffte ihnen endlich über Papst und Kaiser das Übergewicht. Die glänzende Durchführung dieses Gesichtspunktes ist Ranke in seiner Geschichte der Päpste trefflich gelungen. — Die Protestanten wollten das Concil durch die Bibel ohne Satzungen und scholastische Lehren geleitet sehen; erklärte doch Luther, die Engel selbst nicht über seine Lehre zu Gericht sitzen zu lassen. Die Fürsten wollten Einkünfte und Jurisdictionen, und deshalb sollte die aus diesem Grunde beantragte Zulassung von Laien den Klerus auf die Einfachheit alter Zeiten zurückführen. Rom

*) Pallavicini III, 5. 9.

**) Sarpi I. Et' è vero, che in quell' luogo, oltre le altri trattationi, fece ufficio con la maestà chrma, accioche si adoperasse con i Protestanti, e massime col Lantgrauio d'Assia. Dies geschah in Marseille 1533.

widersetzte sich anfangs der Idee des Concils aus allen Kräften; als aber die Strömung endlich das große Fahrzeug flott gemacht hatte, da faßte es sich, und begriff das Concil als ein Mittel der vollständigen Unterwerfung aller seiner Macht widerstrebenden Elemente. — Clemens VII. war fest entschlossen, zu einem Concile nie seine Zustimmung zu geben, und die endlosen Verhandlungen Karls mit ihm hatten keinen Erfolg. Die Spanier waren Herren von Ober- und Unteritalien, vergebens hatte Papst Clemens gegen den Kaiser für die Freiheit Italiens zum Schwerte gegriffen. Man weiß, wie schmerzlich der Medici diesen kühnen Gedanken büßen mußte, und auch, um welche Genüsse die Welt durch die Greuel eines Frundsbergischen Heerhaufens gekommen ist. Aber die Sache des Protestantismus sollte durch diesen Schritt gerettet werden. Denn wenn zu dieser Zeit (1530) der Papst gegen Karl nicht im offenen Felde gewesen wäre, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß wir heute den spanischen Zustand, die Inquisition mit allen ihren Folgen, hätten. Ranke (I, c. III.) theilt eine geheime Eingabe des Kardinals Campeggi, eines gewandten Unterhändlers, dessen Name zu dieser Zeit oft genannt wird, mit, worin dem Kaiser gerathen ward, die widerspenstigen Lutheraner mit dem Schwerte zu vertilgen, ihre geistlichen und weltlichen Güter, wie in Ungarn und Böhmen, einzuziehen, ein Glaubensgericht einzusetzen, das den Resten der Irrgläubigen nachzuspüren habe, und die Universität Wittenberg aufzuheben. Allein der Kaiser war jetzt weit entfernt, sich zum Vollstrecker päpstlicher Befehle zu machen. Einmal fand der Hilferuf der Protestanten bei ihm einen schwachen Wiederhall und dann war er der Freundschaft des Papstes (sie hatten sich inzwischen ausgesöhnt) lange nicht sicher genug, um dessen Feinde zu vernichten, selbst wenn er die Macht dazu gehabt. So kam er immer wieder auf das Concil

zurück, erklärte sich noch in dem Receß von dem Tage in Augsburg offen dafür, und stellte sich in den Mittelpunkt der Bewegung *).

Dennoch tritt sein Ziel bei Clemens VII. uns noch nicht so deutlich als bei seinem Nachfolger Paul III. entgegen. Es handelte sich um das Principat der Welt. Auf dem Concile konnte der Kaiser hoffen, durch seine Botschafter und Theologen, das Schwert in den Händen, die vorzunehmende Kirchenverbesserung an Haupt und Gliedern zu leiten; glückte ihm dies (und das Mittel schien ihm das beste), so kam der Papst und die Zahl aller seiner Widersacher zu ihm in eine untergeordnete Stellung. So standen damals die Sachen. Bei dem bloßen Gerücht eines Concils fiel in Rom der Preis der päpstlichen Hofämter um ein Bedeutendes **), wie bei uns die Fonds fallen, wenn Louis Philipp krank gesagt wird. Als Clemens nicht mehr umhin konnte, der gesammten Christenheit gegenüber sich endlich Ehren halber einverstanden zu erklären, willigte er zwar scheinbar ein: allein er stellte den Ausgang der Maßregel dem Kaiser zugleich in den düstersten Farben vor. Zuletzt machte er die Mitwirkung aller europäischen Fürsten und die vorläufige Unterwerfung der Protestanten ***) zur Bedingung. Unmöglichkeiten freilich: allein

*) Man vergleiche den Abschied bei Pallavicini III, 4.

**) Pallavicini III, 7. — che nel solo rumor (schrieb Sanga an den Erzbischof Vincentio Pimpinelli) di — — (concilio) divolgatosi col breve generale — — haveva suscitato un si gran sospetto di reformazioni ne' tribunali, che gli Ufficj di Roma fondati nelle rendite incerte di quelli, e dalla cui vendita cava il Pontefice la più viva moneta, eran caduti à prezzo vilissimo.

***) Derselbe III, 5, 2. che fra tanto gli Eretici si ritirassero da' suoi errori — heißt es diplomatisch.

wer verdenkt ihm, daß er sie forderte?! Mit Schrecken sah er die furchtbare politische Übermacht des Kaisers, er begriff deutlich, wie es dieser darauf anlegte, daß er ihm nun auch sein kirchliches Ansehen in die Hände spielen und sich zu seiner Kreatur herabsetzen sollte. Er wandte sich an Franz I. und ward selbst bis zu den Protestanten fortgetrieben. Folgende Fassung in den Unterhandlungen zwischen Clemens und Karl ist noch von Interesse. 1533 erklärt der Papst in Bologna *), er wisse, daß die Ketzer auf jene Maßregel gedrungen; die Eitelsten und vom Glück übel Gestellten dächten dann in der allgemeinen Erhebung auch sich zu fördern, die Klugen wollten Zeit gewinnen, Andere wollten die Maßregel, weil sie schon wüßten, man würde sie ihnen nicht gewähren, oder doch nur mit solchen Bedingungen, daß sie einen Vorwand gewinnen könnten, sie abzulehnen. Als sein Nuntius Aleander den stürmischen Schreiern nach einem Concile auf dem Reichstage zu Worms zum Scheine erklärt habe, es sei eben mit einem Eilboten aus Rom ein Schreiben an ihn gekommen, das den päpstlichen Entschluß enthalte, es zusammenzuberufen, so wäre Alles ganz still geworden. Dies Manöver verhehlt nur schlecht die schiefe Stellung des Clemens zur Sache. Sie enthüllt zugleich den Kunstgriff der päpstlichen Diplomatie, auf ungeradem Wege das Mißtrauen des Gegners klüglich zu benutzen. Sie stellt sich, eine Maßregel gut zu heißen, damit diese eben dadurch bei dem Betroffenen Gegner in Mißcredit komme. — Eben so erfolglos bemühte er sich, seine Abneigung nach Kräften verhehlend, den Kaiser möglichst auf den streng katholischen Standpunkt hinüberzudrängen, gegen dessen Consequenzen dieser, wenn er seine Eigenschaft als avvocato della chiesa nicht compromittiren

*) Derselbe l. c.

wollte, auch nicht das Geringste einwenden konnte. Leo X. habe Luther bereits verdammt. Die neuen Ketzereien seien von den alten nicht verschieden, auf einem Concile diese einer nochmaligen Prüfung zu unterwerfen, heiße die älteren Concile und die Unfehlbarkeit der Kirche in Frage stellen. Ein neues Concil könne keine größere Autorität gewähren, als die alten. Solle aber gar eine Invasion der Türken die Auflösung eines solchen nöthig machen, so sei dies äußerst gefährlich. Es fänden sich in einer solchen allgemeinen Versammlung die gefährlichsten und bösesten Elemente zusammen, die gemeinschaftliche Noth könne alsdann zu ganz unangemessenen und verderblichen Anträgen, zu Forderungen führen, welche am Ende sogar die Absichten Sr. Majestät durchkreuzen dürften. Was Clemens hiermit sagen wollte, tritt unter Paul III. noch klarer und entschiedener hervor. Das Concil war bei Clemens das Schwert des Damokles; es zu verhindern der Gedanke seines ganzen Lebens. Er starb 1534. — Sein Nachfolger, Alessandro Farnese, der den Namen Paul III. annahm, fein gebildet, edel, an diplomatischem Vermögen Clemens überlegen, stellte sich sofort anders zur Sache. Als dieser Mann den apostolischen Stuhl bestieg, hatte sich eine dem Protestantismus zuneigende Lehre durch ganz Italien verbreitet. Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, der Kern der protestantischen Ansicht, war es, die dazu beitrug, das äußerlich gewordene Christenthum wieder zu verinnerlichen. Männer, an deren Persönlichkeit sich diese Richtung knüpfte, tüchtige, freisinnige Männer wurden von Paul zu Kardinälen erhoben. Unter ihnen ragt besonders Contarini hervor. Dieser edle Venetianer hatte, wie man aus seinen Äußerungen ersieht, sogar den Gedanken eines rationellen Papstthums, und spricht ihn mit hoher sittlicher

Wärme aus *). Paul erkannte, wie sehr sich Clemens durch seine Scheu vor dem Concile geschadet hatte. Kleine Züge verdeutlichen hier lebhaft, was der kluge Farnese für ein Auge hatte. In einer geheimen Instruction, die er dem noch sehr jungen Morone nach Deutschland 1536 mitgab, heißt es liebenswürdig, er solle keine Schulden machen, in den Herbergen bezahlen, sich ohne gesuchten Luxus kleiden, wie ohne gesuchte Vernachlässigung, in die Kirche gehen, aber ohne Heuchelei, und überhaupt eine heitere Würde zeigen. — Ohne Scheu vor dem Concile traf er sofort Anstalt zu demselben. Sein Gesandter Vergerius mußte dazu mit den Protestanten, selbst mit Luther, persönlich unterhandeln. Luther traf die Sache, wenn er dem drohenden und schmeichelnden Kardinal entgegnete: das sei der große Fehler, wenn die Römer die Kirche durch Maßregeln gründen wollten, wie sie aus dem weltlichen Regimente entnommen seien **), durch Maßregeln des gemeinen Verstandes. Die Weisheit des Paul sei eine Thorheit vor Gott. In dieser Antwort ist der ganze Begriff des Protestantismus von einer freien, unverweltlichten Kirche enthalten. Die Protestanten verwarfen alle Vorschläge des Papstes und wurden in dieser Haltung durch Frankreich und England unterstützt. Ein Concil sei kein päpstliches Tribunal, es bestände nicht bloß aus Priestern, sondern auch aus Laien. Vergerius erstattete in Rom den Bericht, die Protestanten wollten ein freies, innerhalb der Reichsgrenzen abzuhaltendes, oder gar kein Concil. Wie die Sachen ständen, so bliebe jetzt nur noch die Gewalt der Waffen. Unterdessen hatte Karl seine afrikanischen Siege erfochten und ging nach Neapel

*) Das Nähere bei Ranke a. a. O. p. 148.

**) Sarpi I, 78.

und von da nach Rom. In vertraulichen Gesprächen entwickelte hier Paul die Nothwendigkeit für den Kaiser, in Deutschland das Schwert zu ziehen. Dieser meinte, es sei noch nicht Zeit dazu, erst müsse er Mailand gegen die Franzosen decken. Dies gerade wollte Paul vereiteln. Es war ihm um die Unterdrückung der Ketzer, mehr aber noch um die Befreiung Italiens von den Spaniern zu thun, und Karl mit Deutschland in einen Krieg zu verwickeln, das war so viel, als den halben Weg zum Ziele zurückgelegt zu haben. Er spiegelte vor, er selbst würde, im Bunde mit den Venetianern, den König Franz dahin bringen, seine Ansprüche fahren zu lassen. Karl durchschaute den listigen Farnesen. Man müsse es, meinte er, doch mit dem Concil versuchen; wolle man nicht, so würde die Welt immer sagen, daß man das Hauptmittel unversucht gelassen. Bei sich dachte er aber, in zwei Jahren die Franzosen über die Alpen hinauszutreiben und sich sodann, wenn die andern Pläne fehl schlugen, mit aller Kraft gegen Deutschland zu wenden. Inzwischen sollte ihm das Concil den Papst im Schach halten, den politischen Anschluß desselben an Frankreich hindern, ebenso Deutschland niederdrücken, wenn die andern Mittel nicht ausreichten. An des Papstes Einfluß in Deutschland war ihm nichts gelegen. Welches waren nun diese andern Mittel? Um es kurz zu sagen: Karl hatte den Gedanken, sich an die Spitze einer gemäßigten mittleren Partei in Religionssachen zu stellen und eine Vereinigung auf friedlichem Wege in den von ihm geleiteten Religionsgesprächen herbeizuführen. Die freieren Elemente selbst in Italien und eine Persönlichkeit, wie Contarini, boten dazu eine Aussicht. Wäre diese in Erfüllung gegangen, und hätte die gemäßigte Partei in Rom und Deutschland die Oberhand behauptet, so war die ganze geistliche Verfassung der Nation geändert, sie nahm dem Papste

gegenüber eine freiere Stellung ein, und war seinen weltlichen Eingriffen in ihr Gesammtleben völlig entzogen. Eine solche Versöhnung, an welche nach den Zeugnissen der Reformationsgeschichte nicht bloß gedacht, sondern die auch mit Eifer angestrebt worden ist, hätte Einheit geschafft, und der Kaiser, der sich ihrer alsdann hätte bedienen können, wäre mühelos auf den Gipfel der Macht erhoben worden. Der Erzbischof von Lunden repräsentirte in der Umgebung des Kaisers diese Ansicht. Wenn der Kaiser, sagte er, den Lutheranern durch die Finger sehen wolle, so stehe ganz Deutschland zu seiner Disposition. Jetzt begreift man, warum der apostolische Sitz gegen alle Nationalversammlungen und vorzüglich gegen alle »friedlichen Versöhnungen in Religionsgesprächen« u. s. f. eiferte. Im Jahre 1539 wollte man sich in einem solchen großen Gespräche in Nürnberg vereinigen. Paul suchte es zu hintertreiben. In einer weitläuftigen Instruction, die er seinem Nuntius nach Spanien mitgab, hatte dieser geltend zu machen, der Erzbischof von Lunden sei Protestant, wolle heirathen, habe sich von Augsburg und Dänemark bestechen lassen u. s. f. Er warnte vor den Protestanten, die Seine Majestät nicht mehr lange werde zügeln können. Die katholischen Fürsten würden scheel sehen zu dem größeren Maß von Freiheit, das die Protestanten ihnen gegenüber behaupteten. Ganz Deutschland werde lutherisch werden, und am Ende auch ihm den Gehorsam versagen. Es würde gut sein, in Deutschland unter dem Vorwande der türkischen Unruhen gute Streitkräfte zusammenzuziehen, spanische und italienische Truppen; er selbst erbot sich zu bedeutenden Geldbeiträgen. Der Nuntius konnte bei dem undurchdringlichen Karl nichts bewirken. Er erhielt nicht einmal eine deutliche Antwort darüber, ob der Kaiser nach Nürnberg abgehen werde oder nicht. Unterdessen waren die Concile in Mantua und Vicenza

vereitelt worden, und man ergriff jetzt die Taktik in Rom, das allgemeine Concil zu suspendiren; wenn aber Gefahren von Nationalconcilen und Religionsgesprächen drohten, dann wollte man es ansagen. Es war eine Kinderklapper geworden. — Die Geschichte der Reformation erzählt, wie die Religionsgespräche und selbst das zu Regensburg, 1541, wo beide Parteien so nahe an einer Vereinigung waren, wie weder vorher noch nachher jemals der Fall gewesen, und mithin die durch sie angestrebten Zwecke vereitelt wurden; denn der Kaiser hatte in Italien und Deutschland, und hier selbst unter den katholischen Fürsten, theologisch und politisch eine Partei gegen sich. Wer die Deutschen unter einen Hut gebracht zu sehen wünscht, der kann das tief beklagen.

Es hatten sich aber die Parteien in Deutschland drohend constituirt. Dem Kaiser ward die deutsche Erhebung des religiösen Geistes, politisch wie dynastisch, immer unbequemer. Für seine politischen Zwecke und Herrscherinteressen mußte die Fortdauer eines solchen Zustandes, der sich immer unheilvoller für ihn gestaltete, äußerst verderblich sein. Es drängte ihn daher, auch ohne den Papst, mit den Protestanten fertig zu werden. In wie weit nun die Unterwerfung der Protestanten nothwendig mit dem katholischen Interesse des italienischen Petersfürsten zusammentraf — ein schmales Brett für einen gemeinschaftlichen Weg — so weit konnten Papst und Kaiser zusammen agiren. Darüber hinaus — (und dies darüber hinaus trat schon ein, wenn Karl, König Ferdinand und die Protestanten sich ohne seine Einmischung mit einander verständigten) — kollidirten die Interessen. Paul und Karl verstehen sich ganz. Deshalb ist der Erstere gegen alle Nationalconcile und Colloquien, und wird nicht müde, dem Andern vorzustellen, er solle ein Einsehen haben und begreifen, daß eine Vereinbarung mit den Protestanten sein eigenes Verderben

sei. Eines allgemeinen Concils aber bedienen sich Papst und Kaiser je nach den Umständen als einer Waffe. Wenn man auch nicht gerade sagen kann, daß das Concil ein Schrecken für Clemens VII., eine Waffe für Paul III. gewesen, so stand denn doch der Papst zu einer Kirchenversammlung jetzt etwas günstiger. Natürlich konnten die Umstände der Sache verändern und haben sie verändert. So vor dem März 1545 und nach dem April desselben Jahres in Trident. Jedesmal, wenn die Gesandten sagen, dem Kaiser oder dem Papste sei nichts an der Abhaltung des Concils gelegen, so muß man ihre politische Lage ermitteln. Vorläufig stand es vor dem Jahre 1545 so: ein Nationalconcil war dem Papste verderblich, ein Generalconcil konnte nach den Umständen von beiden benutzt werden. Es kam dann darauf an, wer von beiden in demselben die Oberherrschaft hatte. Für den Papst galt es, sein formales Präsidium, das ihm natürlich zukam, zum wirklichen zu erheben, für den Kaiser war es die Hauptsache, dasselbe durch die Geschicklichkeit seiner Theologen und seines Botschafters illustreich zu machen. Diese letztere Rolle ward dem Mendoza übertragen. In einem Nationalconcile konnte der Kaiser die kirchlichen und staatlichen Verhältnisse vorwiegend in seinem Interesse definitiv abschließen, konnte mächtigen Einfluß auf Deutschland gewinnen, und wenn er als avvocato della chiesa zur moralischen Verantwortung gezogen ward, so brauchte er sich nur hinter seine Pflichten als weltliches Reichsoberhaupt zurückzuziehen, oder, wenn er das nicht wollte, erklären, er habe der Übermacht weichen müssen. Für den Papst aber war dann Deutschland gewiß verloren. Denn wenn auch katholische Länder blieben, was man um 1541 in Rom bezweifelte, so würden es diese nimmermehr lange ausgehalten haben, sich in ihrem Verhältnisse zum Kaiser in einer beschränkteren Freiheit als die Protestanten zu sehen.

vereitelt worden, und man ergriff jetzt die Taktik in Rom, das allgemeine Concil zu suspendiren; wenn aber Gefahren von Nationalconcilen und Religionsgesprächen drohten, dann wollte man es ansagen. Es war eine Kinderklapper geworden. — Die Geschichte der Reformation erzählt, wie die Religionsgespräche und selbst das zu Regensburg, 1541, wo beide Parteien so nahe an einer Vereinigung waren, wie weder vorher noch nachher jemals der Fall gewesen, und mithin die durch sie angestrebten Zwecke vereitelt wurden; denn der Kaiser hatte in Italien und Deutschland, und hier selbst unter den katholischen Fürsten, theologisch und politisch eine Partei gegen sich. Wer die Deutschen unter einen Hut gebracht zu sehen wünscht, der kann das tief beklagen.

Es hatten sich aber die Parteien in Deutschland drohend constituirt. Dem Kaiser ward die deutsche Erhebung des religiösen Geistes, politisch wie dynastisch, immer unbequemer. Für seine politischen Zwecke und Herrscherinteressen mußte die Fortdauer eines solchen Zustandes, der sich immer unheilvoller für ihn gestaltete, äußerst verderblich sein. Es drängte ihn daher, auch ohne den Papst mit den Protestanten fertig zu werden. In wie weit nun die Unterwerfung der Protestanten nothwendig mit dem katholischen Interesse des italienischen Petersfürsten zusammentraf — ein schmales Brett für einen gemeinschaftlichen Weg — so weit konnten Papst und Kaiser zusammen agiren. Darüber hinaus — (und dies darüber hinaus trat schon ein, wenn Karl, König Ferdinand und die Protestanten sich ohne seine Einmischung mit einander verständigten) kollidirten die Interessen. Paul und Karl verstehen sich ganz. Deshalb ist der Erstere gegen alle Nationalconcile und Colloquien und wird nicht müde, dem Andern vorzustellen, er solle ein Einsehen haben und begreifen, daß eine Vereinbarung mit den Protestanten sein eigenes Verderben

sei. Eines allgemeinen Concils aber bedienen sich Papst und Kaiser je nach den Umständen als einer Waffe. Wenn man auch nicht gerade sagen kann, daß das Concil ein Schrecken für Clemens VII., eine Waffe für Paul III. gewesen, so stand denn doch der Papst zu einer Kirchenversammlung jetzt etwas günstiger. Natürlich konnten die Umstände die Sache verändern und haben sie verändert. So vor dem März 1545 und nach dem April desselben Jahres in Trident. Jedesmal, wenn die Gesandten sagen, dem Kaiser oder dem Papste sei nichts an der Abhaltung des Concils gelegen, so muß man ihre politische Lage ermitteln. Vorläufig stand es vor dem Jahre 1545 so: ein Nationalconcil war dem Papste verderblich, ein Generalconcil konnte nach den Umständen von beiden benutzt werden. Es kam dann darauf an, wer von beiden in demselben die Oberherrschaft hatte. Für den Papst galt es, sein formales Präsidium, das ihm natürlich zukam, zum wirklichen zu erheben; für den Kaiser war es die Hauptsache, dasselbe durch die Geschicklichkeit seiner Theologen und seines Botschafters illusorisch zu machen. Diese letztere Rolle ward dem Mendoza übertragen. In einem Nationalconcile konnte der Kaiser die kirchlichen und staatlichen Verhältnisse vorwiegend in seinem Interesse definitiv abschließen, konnte mächtigen Einfluß auf Deutschland gewinnen, und wenn er als avvocato della chiesa zur moralischen Verantwortung gezogen ward, so brauchte er sich nur hinter seine Pflichten als weltliches Reichsoberhaupt zurückzuziehen, oder, wenn er das nicht wollte, erklären, er habe der Übermacht weichen müssen. Für den Papst aber war dann Deutschland gewiß verloren. Denn wenn auch katholische Länder blieben, was man um 1541 in Rom bezweifelte, so würden es diese nimmermehr lange ausgehalten haben, sich in ihrem Verhältnisse zum Kaiser in einer beschränkteren Freiheit als die Protestanten zu sehen.

Ein Generalconcil hingegen machte ein solches Resultat nicht wahrscheinlich. In diesem handelte es sich nicht um definitive Feststellung der staatlichen und kirchlichen Verhältnisse um den Mittelpunct eines nationalen Reichsoberhauptes, sondern die günstige Seite der Sache für den Papst war hier die, daß Deutschland, als eine Art Kirchenprovinz *), eine Stimme hatte, und die übrigen Länder, Spanien, Frankreich, Italien, hatten die ihrigen. Er selbst stand als kirchliches Oberhaupt in der Mitte der Dinge.

So ging denn Paul 1542 ans Werk. Der Kaiser war um seine Stellung in Europa mit Franz I. mitten im Kriege. In allen Grenzländern; in Brabant, Luxemburg, Roussillon, Piemont, Artois, war derselbe losgebrochen. Um allen Anschuldigungen zu begegnen, die der Papst auf Nöthigung des Kaisers in Proclamationen gegen ihn hätte erlassen können, veröffentlichte der französische König ein antiprotestantisches Religionsedict, und nun eröffnete Paul das Concil in Trident. Seine drei Legaten, Pietro Paolo Parisco, Morone und Reginaldo Polo, waren die Präsidenten. Karl, um zu verhindern, daß irgend etwas Schädliches dort gegen ihn unternommen würde, schickte seinen venetianischen Residenten, unsern Mendoza nach Trident, und Granvella und Antonio, Bischof von Arras, gesellten sich ihm zu. Einige zuverlässige kaiserliche Theologen fanden sich ein, die übrigen zauderten. Mendoza verlangte, das Concil solle unverzüglich beginnen, und zwar solle erst die Reform und dann die Glaubensangelegenheit berathen werden. Die Präsidenten wollten sich darauf nicht einlassen, und der Kaiser beschloß, im folgenden Jahre einen Reichstag in Nürnberg abzuhalten. Für diesen

*) Der Legat Farnese brauchte selbst diesen Ausdruck: Sarpi, I, p. 97.

wollte er den Schatten jenes Concils benutzen, dem Concil selbst durch den Reichstag Furcht einflößen, auf diesem die Protestanten im Zaume halten und mit ihrer Hilfe wieder alle Schritte des Papstes lähmen. Die Protestanten wollten auf dem Reichstage die Religionsdifferenzen geschlichtet, die Bedrückungen des Kammergerichts aufgehoben wissen. Hiegegen hatte Granvella, der von Trident nach Deutschland abgegangen war (Mendoza war mehr als ausreichend, den Posten in Trident zu versehen), zu versichern, daß der Reichstag kein officium hierüber habe; das Concil würde diese Dinge erledigen, es sei jetzt eben in Trident versammelt. Mendoza aber sollte hier auf die Reform dringen. Da sahen die Protestanten die Schlinge und erklärten, das Concil nicht zu beschicken. Der Reichstag ging ohne Abschied auseinander und nun war auch das Concil für Karl unnütz. Die päpstlichen Legaten hätten nun gern die Verhandlungen angefangen, wäre auch die Reform Gegenstand gewesen; allein da die spanischen Prälaten nun nicht kamen, so ging Mendoza (wie heutzutage Graf Münch von Frankfurt nach Wien) auf seinen Posten nach Venedig, wo er, wie wir oben gesehen, genug zu thun hatte, zurück und konnte sich die heftige Beschwerde des Papstes, die dieser durch seinen Nuntius an den Kaiser darüber äußerte, gar wohl gefallen lassen. — 1543 wollte der Kaiser über Italien nach Deutschland gehen. Paul suchte persönlich mit ihm zu verhandeln und wünschte eine Zusammenkunft in Bologna, weshalb sein Sohn Pier Luigi nach Genua ging, Karl dahin einzuladen. Bologna lag zu weit von der Straße ab, und so wollte man in Parma zusammenkommen. Da sich aber Schwierigkeiten erhoben, ob der Kaiser mit militairischer Begleitung in die Stadt ziehen könne, so erwählte man das Schloß Bussetto am Ufer des Faro, zwischen Parma und Piacenza, zum Ort der Zusammenkunft.

Hier waren die beiden Herrscher drei Tage zusammen und wohnten in demselben Hause. Karl war in großer Geldverlegenheit, hatte vom König von Portugal große Summen aufgenommen und an Cosimo von Florenz die Forts von Livorno und Florenz verkauft. Der Papst wünschte, daß der Kaiser ihm Mailand für seinen Enkel Ottavio Farnese abtrete, der mit des Kaisers natürlicher Tochter Margaretha vermählt war, und machte für diesen Plan ungeheure Versprechungen. Er wollte sich mit ihm gegen Frankreich verbünden, auf seinen Wunsch mehre Kardinäle ernennen (d. h. im Consistorium des Kaisers Partei verstärken), hundertfünfzigtausend Scudi zahlen und ihm die Forts von Mailand und Cremona lassen. Mendoza war nicht in Busseto zugegen; aber da er zu der Zeit im Mittelpunkt der italienischen Zustände war, so stellte er schriftlich dem Kaiser die Gefahr des Anerbietens vor *), erinnerte, welchen Schaden der Verlust von Florenz und Livorno schon herbeigeführt; und enthüllte ohne Mäßigung und Rückhalt die Perfidie der Farnesen. Es kam noch dazu, daß Margarethe sich in der Ehe mit Ottavio nicht glücklich fühlte. Sie verachtete den um vieles jüngern Gemahl, und enthüllte von Mendoza offen seine schlechten Eigenschaften. Man erzählte sich, sie habe dem kaiserlichen Gesandten erklärt: ehe wolle sie ihrem Kinde den Kopf abreißen, als ihren Vater um etwas bitten, das ihm mißfallen könne. Der Kaiser begriff auf der Stelle, wie tief sein Gesandter in das Treiben zu Rom und Florenz geblickt hatte, zahlreiche Details der Intriguen und Privatmittheilun-

*) Wenn Pallavicini V, 3 dies Schreiben Mendoza's für eine Dichtung Sandovals erklärt, da der Stil mehr für einen capitano di Plauto als für einen kaiserlichen Residenten passe, so kann man das auf sich beruhen lassen.

gen kamen hinzu — er forderte vom Papste auf der Stelle eine Million Ducati und eine zweite bald darauf, wodurch die Unterhandlungen natürlich zerfielen. Die beiden Herrscher trennten sich äußerlich freundlich, jeder den andern von Herzen hassend. Am Meisten mußte auf den Kaiser die Äußerung Mendoza's wirken, daß er jetzt bald in der Lage sein werde, wenn die Dinge in Deutschland gut gingen, durch seinen bloßen moralischen Einfluß über die Venetianer, über die Türken, Franzosen, wie über den Papst gebieten zu können. Ich hebe diesen Umstand hervor, weil er in der Zeit der rein äußerlichen Mittel ein entschiedenes Zeugniß von der geistigen Höhe Mendoza's ablegt. Der Jesuit Pallavicini macht sich darüber lustig, und fragt, wie das wohl ohne Geld hätte geschehen können; es sei dieser Gedanke eher für den miles gloriosus als für einen so gescheidten Botschafter passend; aber gerade dieser gemeine, craffe Materialismus seines Bewußtseins ist sein Verderben bei dem Leser.

Als der Friede mit Franz geschlossen war, dachte der Kaiser an Deutschland. Die protestantische Partei, die sich zur Entschiedenheit offener Bündnisse entwickelt hatte, versagte ihm den Gehorsam. Nun dachte er das Schwert zu ziehen, daneben aber das Concil abhalten und auf demselben die Reform vornehmen zu lassen und so die friedliche Unterhandlung mit der Gewalt der Waffen zu verbinden. Paul war bereit dazu. Ihm war mit der Unterdrückung der Protestanten, noch mehr aber mit der Aussicht gedient, den Kaiser tief in die deutschen Kriegshändel verwickelt zu wissen; doch schickte er ihm Truppen. Seine Legaten, Maria di Monte, Santa Croce (Marcello Cervino) und Reginaldo Polo kamen zuerst in Trident an. Er entließ sie ohne schriftliche Instruction: sie sollten den Umständen gemäß verfahren und auf Mendoza Acht geben. Weil Paul den Reichstag zu

diesem vertraulichen al pari abfinden zu lassen. Er stellte sich in den vorläufigen Congregationen mit den Legaten ganz auf gleichen Fuß, die Legaten sahen mit Befremden, daß die Bischöfe Muth bekamen und sich mehr herausnahmen, als in Rom, und daß sie selbst bei wachsender Zahl der Prälaten und freier Discussion in Verlegenheiten kommen könnten: kurz, das vertrauliche Zusammenlesen schien bald gefährlich. Sie baten in Rom um doppelte Mittheilungen. Die einen sollten so eingerichtet sein, um sie Mendoza vorlegen zu können, die andern sollten für sie allein und geheim bleiben. Auch ist es aus del Monte's Briefen bekannt geworden, daß sie für die Mittheilung besonders wichtiger Dinge um eine Chiffre baten.

Die Legaten wollten das Concil nicht ohne Nachrichten von Worms eröffnen, auch waren erst wenige Prälaten da. Als König Ferdinands Gesandte kamen, und in feierlicher Congregation empfangen wurden, wollte der Kardinal Madrucci gegen Mendoza's Ansprüche seine Stelle neben den Legaten einnehmen. Hiegegen protestirte Mendoza: da er S. K. Majestät vertrete, so müsse er auch den Platz einnehmen, den der Kaiser, wäre er erschienen, eingenommen haben würde. Die Legaten erdachten eine Stellung der Personen, die den Rangesunterschied nicht bemerkbar machte, und die Sache ward beigelegt. Die Protestanten in Worms äußerten zu den Dingen in Trident kein Vertrauen. Sie protestirten dagegen, die Religionsdifferenzen dort erledigen zu lassen; auch weigerten sie sich, Geldbeiträge zum Türkenkriege zu geben, weil sie sich nicht schwächen und des Kaisers Beute werden wollten. So kam nichts von der Stelle. Der Papst konnte nicht hoffen, sich die Protestanten, die jetzt völlig im Principe von ihm getrennt waren, durch das maneggio einer Kirchenversammlung zu unterwerfen, weil er in derselben auch

den Kaiser zum Gegner hat. Der Kaiser will den Vermittler zwischen ihnen und dem Papste machen und in dieser Stellung beide unterdrücken. Es ist ein bellum omnium contra omnes. Der Papst als capo della christianità verletzte durch seinen politisch-kirchlichen Einfluß den Kaiser, der Kaiser, der sein Amt als avvocato della chiesa für seine egoistischen Zwecke ausbeutete, war dem Papste mehr zuwider, als die Protestanten, und diese beargwöhnten und durchschauten die sonderbaren Schritte des Kaisers völlig, so daß dieser bald zum Schwert greifen mußte. Doch sollten sie zuletzt den Vortheil davon haben.

Der Kaiser hatte Mendoza benachrichtigt, daß er unter den gegenwärtigen Umständen es vorzöge, die Protestanten mit eigener Macht zu unterdrücken, es solle mit dem Concile gute Wege haben, Mendoza solle temporisiren, und alle entscheidenden Schritte verhindern. War das Glück der Schlachten für den Kaiser, so war es kein Zweifel, wer am meisten gewinnen mußte. Nun erklärt es sich, warum Mendoza plötzlich in Trident eine ganz andere Sprache führte. Er erklärte dem Kardinal del Monte, er begreife nicht,*) was das Concil jetzt solle. Was die Lehren betreffe, so steckten die Bücher voll von Dingen, die geglaubt werden müßten, die Reformen hingegen müßten in Rom in freier Übereinstimmung mit seinem Herrn und dem Papste und nicht in Trident von den versammelten Vätern vorgenommen werden. Auch würde das Concil seinen Herrn um eine reiche Quelle von Einkünften bringen, da die dabei interessirten Geistlichen sich nicht geneigt zeigen würden, die crociate, mezzi frutti und vassalaticci ihm länger zu bewilligen, hingegen zwei Monate Aufschub würden dem Kaiser wie dem katholischen Interesse sehr förderlich

*) Pallavicini V, 14.

sein. Die Italiener ließen sich nicht täuschen. Pallavicini hat Recht, wenn er meint, dem Kaiser sei jedes Concil zuwider gewesen, das nicht wie eine geladene, aber nie abgefeuerte Kanone ausgesehen. Welch ein Donnerschlag für ihn, wenn die Italiener nun auf den Einfall kamen, die Kanone abzuführen? Und dies sollte wirklich geschehen.

Mendoza hatte als ritterlicher, fein gebildeter Mann alle dazu erforderlichen Eigenschaften, die Prälaten in Trident angenehm zu unterhalten und geistreiche Disputationen zu veranstalten. Die Legaten schrieben nach Rom, Don Diego lege es recht darauf an, seinen Müssiggang zur Schau zu tragen, und es sei ihm im Gesicht zu lesen, wie sehr ihn dieser Zeitverschliß vergnüge. Ward etwas unternommen, so behauptete Mendoza in den Congregationen seine Ansprüche auf den Vorrang in den Verhandlungen vor allen Prälaten, mit Ausnahme der Präsidenten, und redete in diesem Sinne, während er sich gesellschaftlich vor jedem kleinen prete bückte. Unter diesen Umständen bemächtigte sich im Mai 1545 der versammelten Väter eine große Langweile. Einige suchten Gründe, nach Hause zu gehen, Andere wollten bleiben, noch Andere verlangten von den Legaten die Erlaubniß, in den umliegenden Städten, in Venedig und Mailand, sich zu amüsiren, der Eine war krank, der Andere wollte sich neu einkleiden *). Die Legaten verweigerten die Reiseerlaubniß und versprachen Abhilfe: als, um das Maß ihrer Verlegenheiten und ihres Ärgers voll zu machen, Mendoza nach Venedig abreiste, und ihnen überließ zu errathen, ob er vom Kaiser dazu bevollmächtigt sei oder nicht. Jedenfalls ergiebt sich hieraus, daß es ihm gelungen war, eine ganz andere Stellung zum Präsidium einzunehmen, als alle Prälaten dazu

*) Sarpi II. p. 127.

hatten. Er versprach übrigens baldige Rückkehr: freilich verschlage seine Abwesenheit nichts, da zur Unterstützung der göttlichen Sache ja die Abgeordneten des Königs Ferdinand in Trident blieben, indessen habe er den Wunsch (er klingt fast wie Hohn!), daß man vor seiner Wiederkehr nichts unternehme. Unter diesen Umständen kann es kein Wunder nehmen, wenn der heftige del Monte den Prälaten, die auf Eröffnung drangen, im Unmuth erklärte: sie thäten wohl, Mendoza's Ankunft abzuwarten, denn dieser habe ja doch die ganze Sache in Händen.

Endlich ward das Concil denn doch noch eröffnet, und die Verhandlungen fingen trotz der Klugheit und Energie der Italiener an, eine üble Wendung zu nehmen. In demselben Jahre 1546 erschien auch der Kaiser im offenen Felde, und erfocht Sieg auf Sieg *). Schon im Herbst war ganz Oberdeutschland in seinen Händen, Städte und Fürsten ergaben sich ihm wetteifernd, der Augenblick schien gekommen, den ganzen deutschen Norden zum Katholicismus zurückzubringen. In diesem Augenblicke, wenige Zeit vor der gänzlichen Demüthigung bei Mühlberg, als die Siege des Kaisers dem Papst immer schrecklicher wurden, erhoben auch die kaiserlichen Prälaten immer kühner ihr Haupt. Unter dem Titel »Censuren« brachten sie Anträge in Vorschlag, die sämmtlich die Verringerung des päpstlichen Ansehens bezweckten. Mendoza hatte an seinem Secretär Alfonso Zurilla einen passenden Stellvertreter für seine Abwesenheit; er konnte ihn von Siena und Venedig aus genugsam instruiren. In diesem Augenblicke, wo Karl schon die Hand nach dem letzten Zacken ausstreckte, um sich hinaufzuschwingen auf die äußerste Höhe seiner Herrscherzwecke, in diesem nämlichen Augenblick versetzte ihm der

*) Ranke a. a. O. I, 252.

m†

kluge Fornese den empfindlichsten Schlag seines Lebens: verlegte das Concil von Trident nach Bologna.

Die Vortheile, die sich der Kaiser so lange und so mühsam auferbaut hatte, gingen nun unwiederbringlich verloren: Jetzt oder nie hatte man die Macht in Händen, die Protestanten zum Gehorsam gegen das Concil zu nöthigen. Was indessen geschehen konnte, geschah. Der heftig zürnende Kaiser erklärte, er werde selbst nach Rom kommen und dort das Concil halten. Er hatte dem Mendoza unter dem 7. Februar 1547 geschrieben: die Absicht Sr. Heiligkeit und seine »inclinacion« sei von Haus aus gewesen, ihn in das deutsche Unternehmen zu verwickeln, und ihn, wenn es nicht glückte, dann in der Calamität sitzen zu lassen, mit seinen feinen Intentionen und Redensarten; jedoch hoffe er, mit Gottes Beistand, auch ohne Sr. Heiligkeit Hülfe, die Unternehmung auf einen guten Weg zu bringen. Mendoza hatte auf der Stelle aus eigener Machtvollkommenheit protestiren wollen, und ward davon nur durch den Kardinal Trani abgehalten. Er benachrichtigte schnell seinen Herrn von der Lage der Dinge und befahl den kaiserlichen Theologen, die etwa ein Drittel der Versammlung ausmachten, Trident nicht zu verlassen. In Bologna mußte Francesco Vergas den Vätern ein ermahnendes Schreiben mit der Aufschrift »conventui patrum Bononiae« überreichen. Mendoza war schon früher zum Gesandten in Rom ernannt worden, und hatte mit königlicher Pracht seinen Einzug in die Stadt gehalten. Seine Schritte, den Papst zur Zurücknahme der Maßregel zu bewegen, blieben erfolglos. Den Legaten hatte er schon früher erklärt, es handle sich um den Frieden in der Religion; Se. Majestät wolle nicht den Vorwurf auf sich laden, als sei es ihm um die Verzögerung der Glaubensbeschlüsse zu thun. Zur größeren Autorität rathe er, die Gutachten der

Universitäten zu Paris und Löwen einzuholen. Die Legaten ließen sich ebenso wenig hierauf ein, als der Papst, der sich wieder hinter das Concil versteckte. Auf Mendoza's Vorstellungen entgegnete Paul: Christus habe die Worte »sopra questa pietra edifichero la mia chiesa« nicht zum Kaiser, sondern zu Petrus gesprochen, und kehrte ihm den Rücken. Dennoch gelang es Don Diego, den Kardinal Farnese für sich zu gewinnen; ein Auskunftsmittel ward vorgeschlagen, das aber Karl nicht zusagte. Da berichtet die Geschichte noch einen bedeutenden Act Mendoza's in diesem unerquicklichen Kampf der äußerlichen Ränke und Intriguen. Er hatte nämlich auf Befehl seines Herrn in der Versammlung der Kardinäle, in Gegenwart des Papstes und sämmtlicher Gesandten der Fürsten Europa's, feierlich gegen den Schritt des Papstes zu protestiren. Er erschien 1548 im Consistorium, ließ sich vor dem Papste auf ein Knie nieder und las die Protestation, die er schriftlich in Händen hielt *). Er begann mit der Wachsamkeit und dem Eifer des Kaisers, die in verschiedene Secten zerspaltene Welt zu einigen. Er zählte auf, was alles der Kaiser unter Hadrian, Clemens und Paul für das Concil gethan, wie er die rebellischen Deutschen, die sich geweigert, demselben Gehorsam zu leisten, endlich mit den Waffen in der Hand in den Staub geworfen habe. Freilich habe der Papst ihm einige Truppen zu Hilfe geschickt, aber kein Mensch könne behaupten, daß ihm dies von erheblichem Vortheile gewesen. Plötzlich sei da die Kunde von der Verlegung des Concils gekommen, ein Schritt, dessen angegebene Gründe der Wahrheit, ja der Wahrscheinlichkeit entbehrten. Denn die Welt wisse recht wohl, daß es mit der Krankheit, die in Trident ausgebrochen sein solle, nichts auf sich habe,

*) Sarpi III. p. 291.

und daß die frömmsten Väter dort gegen die Verlegung gestimmt hätten. Die in Trident, nicht die in Bologna versammelten Prälaten bildeten das rechtmäßige Concil, und wenn der Papst dies nicht anerkenne, so handle er gegen Kaiser und König, wie gegen das Wohl des ganzen Deutschlands. Er, Mendoza, habe auf seine Vorschläge hinterlistige und trügerische Antworten bekommen, die Gründe seiner schriftlich eingereichten Bedenken seien nirgend widerlegt: und so demnach, in seiner Macht als kaiserlicher Gesandter, erkläre er hiedurch die Abberufung der Prälaten von Trident und die Verlegung des Concils nach Bologna für gesetzwidrig und nichtig; die daraus entstandenen Schäden, das Ärgerniß der ganzen christlichen Welt aber, das Blut, das nun von Neuem fließen werde, habe einzig und allein Se. Heiligkeit zu verantworten. Übrigens werde der Kaiser, wenn Se. Heiligkeit es an sich fehlen lasse, mit allen seinen Kräften seine Pflicht als Kaiser und König, nach den von den heiligen Vätern selbst aufgestellten Grundsätzen, zu erfüllen wissen. Darauf wandte er sich an die Kardinäle, und forderte sie auf, dem Beispiele des Papstes nicht zu folgen. Er hinterließ die Schrift, die er in Händen hatte, und entfernte sich, ohne eine Antwort abzuwarten, aus der Versammlung.

Es war komisch, mit welchen Mitteln sich der Papst aus der Affaire zog. Er erklärte, Mendoza habe seine Instructionen überschritten; der Kaiser habe ihm nicht aufgetragen, ihm Vorwürfe zu machen, sondern er sei vom Kaiser angegangen worden, als Richter zwischen ihm und dem Concil zu entscheiden. Er wolle sich die Sache überlegen. Gegen diese sophistische Auffassung hatte sich Mendoza in einer zweiten Protestation zu verwahren, die zwar mit allen Zeichen äußerer Ehrerbietung begleitet, aber sonst mit der entschiedensten Schärfe abgefaßt war. Der Papst, der jetzt sicher war,

und dem das Bündniß mit Frankreich den Rücken deckte, sagte ihm einmal, auf den Protest deutend: er möchte zu Hause bleiben und sich nicht vermessen. Mendoza antwortete: »Ich bin Ritter, wie meine Väter es waren. Und als Ritter habe ich al piè de la letra ohne Furcht vor Ew. Heiligkeit zu thun, was mir mein Herr befiehlt; freilich stets mit der Ehrerbietung, die dem Statthalter Christi gebührt. Da ich Minister des Kaisers bin, so ist mein Haus da, wo ich meinen Fuß hinsetze, und dort hoffe ich überall sicher zu sein.«

Mendoza's Thätigkeit war nicht auf Venedig und Trident beschränkt. Wir sehen ihn, außer in Venedig, Trident und Rom, in Bologna, Florenz, Capilla, Pisa, Lucca, Siena, überall thätig. Italien zerfiel in zwei Parteien *), in die kaiserliche und in die nationale des Farnesen. Auf der einen stehen die Generalkapitaine in Neapel und Mailand, die Medici in Florenz, die Doria in Genua: ihr Haupt- und Mittelpunkt ist Mendoza in Rom; auf der andern Seite stehen die Farnesen und die Franzosen mit ihrem Anhange in den Städten. Diese beiden Parteien (selbst im Consistorium der Kardinäle zeigte sich die Spaltung) bekämpften sich unabläßig; nur durch die eiserne Strenge Mendoza's und die Wachsamkeit der Gouverneure konnte in den Forts die spanische Herrschaft aufrecht erhalten werden. Die gefährlichsten Pläne wurden indessen durch Mendoza's Wachsamkeit vereitelt; sie war um so nöthiger, als fast zu keiner Zeit der Haß der Parteien in Italien gründlicher gewesen ist. Es sind diese Verhältnisse einer sehr ausführlichen und interessanten Darstellung fähig; die Correspondenz des Mendoza mit seinem Hofe würde eine herrliche Quelle dazu abgeben.

*) Ranke a. a. O. III, 260.

Ich habe es bedauert, diese Gesandtschaftsberichte nicht gesehen zu haben, alle meine Bemühungen sind fruchtlos gewesen. Sie müssen, nach dem, was Ranke darüber urtheilt, treffliche Sachen enthalten. Ich will die betreffende Stelle hersetzen: »Die Correspondenz Mendoza's mit seinem Hofe, sagt er, liegt vor mir. Nicht leicht mag es etwas geben, was dem Inhalt dieser Briefe an tief gegründetem, von beiden Seiten zurückgehaltenem, beiden Theilen offenbarem Hasse gleich käme. Es ist ein Gefühl von Überlegenheit darin, das sich mit Bitterkeiten erfüllt hat, von Verachtung, die doch auf ihrer Hut ist, von Mißtrauen, wie man es gegen einen eingewohnten Übelthäter hegt.«

Wie Don Diego als Generalkapitain aufzutreten hatte, zeigt sein Regiment zu Siena. Die antispanische Partei war hier so laut geworden, daß die gütlichen Mittel nicht mehr ausreichten. Mendoza hatte an der porta Camorca nach der Straße von Florenz ein Fort bauen lassen, wohin das Volk an einem bestimmten Tage alle Waffen abliefern mußte. Eines Abends, als Diego um das Fort ritt, tödtete eine Flintenkugel ihm das Pferd unter dem Leibe. Die Sienesen erhoben offenen Aufruhr, erstürmten das Fort, so daß dem Diego nichts übrig blieb, als den Ascanio de la Corna, Enkel des Papstes, als Geißel mit sich nach Perugia zu nehmen. Das Bewußtsein des überlegenen Sieges, der spanische Nationalstolz, besonders aber die offenbare und stets lauernde List der Italiener trugen dazu bei, bei Mendoza eine gewisse Härte des Characters hervortreten zu lassen. Sie ist aber ein stehender Zug bei den Spaniern und wird von ihnen selbst zugegeben *). Bei Mendoza ist sie nicht abzuleugnen,

*) Cervantes: la Señora Cornelia — mostrabanse con todos liberales y comedidos y muy agenos de la arrogancia que dicen que suelen tener los Españoles.

sie ward aber durch die vollkommene Selbstbeherrschung, die dieser Mann über sich auszuüben verstand, und die er in Trident in großem Kontrast mit seinem Kollegen Toledo an den Tag legte *), gemildert.

Als nach dem Tode Julius' III. Marcellus II. Papst ward, schwiegen die Stürme, und das kaiserliche Interesse schien in Italien gesichert, um so mehr da Marcell dem Kaiser sehr ergeben war. Indessen häuften die Italiener Klagen auf Klagen gegen Mendoza, der inzwischen vom Papste, als Beweis seiner Huld, auch die Würde eines Gonfaloniere erhalten hatte. Die gewohnte Strenge des Botschafters erschien bei der anscheinend polizeilichen Ruhe doppelt drückend, galante Abenteuer mit Römerinnen mehrten die allgemeine Erbitterung, und als er wegen eines Fehlers im Ceremoniell, der ihm beabsichtigt schien, den Bargello di Roma — den Polizeichef zu Rom, hatte auspeitschen lassen, so ward dies selbst dem gutmüthigen Marcell zu arg, und er schrieb dem Kaiser, daß er zwar den Mendoza wegen seiner Kraft und der Größe seines Geistes liebe, daß er aber als Fürst das Gesammtwohl seines Volkes seiner Privatneigung vorziehen müsse. So rief ihn denn Karl V. endlich ab, als er in Italien eben noch beschäftigt war, die Küsten gegen die Türken zu sichern und nach Afrika den bedrohten spanischen Positionen Verstärkungen zuzuschicken.

Nach dem Tode Karls V. erblich sein Stern. Wie die

*) Pallavicini VIII, 6. Als der Bischof della Cava und der von Chironia thätlich an einander geriethen, — l'ambasciatore Toledo gridò, che — — parevagli necessario di dargli castigo, il qual rimanesse d'esempio. Mendoza hatte diesen Übermuth durch eine gemäßigte, feine Erklärung gut zu machen.

seinen an dem alten Augustus hingen, so hatte Mendoza an Karl gehangen, und man wird gestehen müssen, daß der Diener seinem Herrn gemäß ist. Mit Philipps Thronbesteigung änderte sich Vieles. Zwar blieb Mendoza Mitglied des Staatsrathes; allein die eigentliche Leitung der Dinge ruhte in andern Händen. Auch als Feldherr hatte er hier keine Thaten mehr zu vollbringen, obschon er den König nach St. Quentin begleitete. Vielmehr führte ein von allen für seltsam gehaltenes Abenteuer in den Corridoren des Escurial zu Madrid seinen Sturz, d. i. seine Verweisung vom Hofe herbei. Er hatte ein Abenteuer mit einer Hofdame. Ein Rival arbeitete ihm entgegen. Als sich beide einst im Schlosse trafen, entstand ein Wortwechsel, der erbitterte Rival, ein gewöhnlicher Hofcavalier, zog den Dolch, worauf ihn Mendoza ohne weiteres hoch vom Balkon des Schlosses auf die Straße hinunterwarf. Der in Anstandssachen unerbittliche Philipp verwies Mendoza darauf vom Hofe. — Unter andern Umständen wäre dies Abenteuer für einen vierundsechzigjährigen Mann, von dieser Weltklugheit und Selbstbeherrschung, ziemlich unerklärlich: aber hier glaube ich es erklären zu können. Mendoza war nicht der Mann, der für einen Philipp II. paßte. Aber der Übergang von einem Kreise der Thätigkeit, der durch die Weltpläne eines Karl geschaffen war, zur abgezirkelten Hofetiquette Philipps konnte dem Selbstbewußtsein, dem Gefühle des vierundsechzigjährigen Staatsmannes auch nicht zusagen. Die Gesichtspunkte waren enger, beschränkter, die Mittel fanatischer geworden. Nicht ohne Absicht preiset Mendoza in seiner Geschichte des Maurenaufstandes von Granada das Regiment der »letrados,« der Männer der Poesie, Philosophie und Wissenschaft im Vergleich mit der Routine der Polizei- und Justizbeamten. Für Karl war er der Mann; Philipp konnte nur einen Alba gebrauchen. Nicht ohne

Bitterkeit mochte er wahrnehmen, wie Fanatismus, blinde Fügsamkeit und mittelmäßige Brauchbarkeit einem historisch gewordenen Manne von seinen Ehren den Rang abliefen, ja mit Zorn mochte er es empfinden, wie ihm aus seinen literarischen Talenten, zum Theil auch aus inquisitorischem Argwohn der Regierung, gegen seine Erfahrung und sein Wissen selbst ein Vorwurf gemacht werden konnte. Wenigstens fühlt man sich veranlaßt, in diesem Sinne eine Stelle aus seinem Briefe an Don Diego de Espinosa, Erzbischof von Sevilla, zu deuten, in der es heißt: »Wie manche Beispiele könnte ich anführen von Leuten, denen bei ähnlichen Gelegenheiten durch die Finger gesehen worden ist, wie bald wurden sie zurückberufen, und nicht für wahnsinnig erklärt; nur Don Diego de Mendoza muß zu fremden Thüren gehen, weil er in einem Alter von vierundsechzig Jahren sich seiner Haut gewehrt und einem Fant den Dolch aus den Händen gewunden hat. Ich könnte viele Beispiele anführen; aber damit sie mich nicht für einen Geschichtschreiber halten, so will ich es unterlassen.« Den Rest seiner Tage verbrachte Mendoza, seine Schriften zu ordnen; so, immer beschäftigt, immer in Thätigkeit, ward er vom Tode ereilt im Jahre 1575.

Es erscheint somit unsere Aufgabe zur Hälfte gelöst. Man wird, wie man auch immer über diese Persönlichkeit urtheile, zugeben müssen, daß es sich nicht bloß der Mühe lohnen mag, diesen Mann auf das Feld seiner Dichtung und Darstellung zu folgen, sondern daß die literarischen Schöpfungen desselben nicht mit Unrecht als Repräsentanten einer kurzen Literaturepoche begriffen werden. Den Bericht hierüber gedenke ich den freundlichen Lesern bei einer andern Gelegenheit vorzulegen, und werde zufrieden sein, wenn durch die vorstehenden Mittheilungen ihr Interesse vorläufig rege gemacht worden ist.

Mendoza war kein schöner, aber ein starker und gewandter Mann. Die Ausgabe seines Krieges von Granada von Ochoa enthält sein Bild, das dem Beschauer ein fein geschnittenes Gesicht mit dunkelglühenden Augen zeigt. Unter dem Mantel sieht man den Mailänder Harnisch, dessen Treue und Tüchtigkeit der strenge Herrscher in Italien oft zu erproben Gelegenheit gehabt hatte.

Über die
Epochen der deutschen Literatur.

Eine Vorlesung

von

J. M. Schaefer.

Es ist kaum ein Menschenalter vergangen, seit die Geschichte der deutschen Literatur in den Kreis der historischen Wissenschaften eingetreten ist. Zuvor mußte die deutsche Nation in Zeiten tiefer Erniedrigung anfangen, aus der Betrachtung vergangener Größe Trost zu schöpfen, zuvor mußte die Verehrung des Ausländischen der Achtung vor der eigenen Nationalität Platz machen, damit wir des selbsterworbenen Besitzthums inne und froh würden; eine glänzende Periode unserer Literatur mußte sich zum Abschluß neigen, um es uns zum Bedürfniß zu machen, in die Vergangenheit zurückzugehen und die Entwicklung der nationalen Literatur bis zu ihren ersten Anfängen zu verfolgen. Was man früher Literaturgeschichte nannte, war entweder eine kahle Notizensammlung, eine Aufzählung und Registrirung literarischer Erzeugnisse, so daß in dies Gewirr kein Strahl des Geistes fiel: oder man führte, um den tieferen historischen Zusammenhang unbekümmert, nur die glanzvollsten Erscheinungen vor und unterwarf sie einer ästhetischen Kritik, über deren Endergebniß nur allzu oft die Launen und Liebhabereien der Richtenden entschieden. Allein einen ächteren Genuß, als das Anstaunen des Fertigen, eine gründlichere Einsicht, als die geschickteste Zergliederung einzelner meisterhafter Leistungen, gewährt es uns, zu beobachten, wie in dem geistigen Organismus der Keim treibt, der Stamm sich bildet und festigt, und an diesen Zweig an Zweig, Blatt an Blatt sich legt,

bis endlich das Ganze als eine in sich vollendete Schöpfung dasteht. Eben dadurch wird die Literaturgeschichte etwas Besseres, als eine angewandte Ästhetik: sie wird eine Culturgeschichte, sie geht den in der Literatur offenbar werdenden Fäden des geistigen Lebens bis zu den entlegensten Punkten nach, um alle Gänge dieses Labyrinthes wie die Grundzüge eines Risses zu überschauen. Welche Wissenschaft wäre würdiger, aus der Enge der Gelehrtenwelt in den Kreis aller Gebildeten zu treten! Welche mehr berufen, die wissenschaftliche Forschung mit dem Leben der Nation zu verschmelzen!

Indeß ist die Zahl derer nicht klein, welche, wie hoch sie den Werth unserer neueren Literatur anschlagen, wie sehr sie das historische Verständniß derselben als ein Object allgemeiner Humanitätsbildung anerkennen, dennoch die Geschichte der älteren Literatur lediglich der gelehrten Forschung zuweisen und den Weg auf dieses Gebiet hinüber für bedenklicher und minder lohnend halten, als wo es sich um gleich entlegene Perioden politischer Geschichte handelt. Wäre die ältere Periode unserer Literatur nur eine Zeit roher Versuche, von denen der ästhetisch verfeinerte Sinn unserer Zeit sich abwendete, so möchte allerdings die Frage aufzuwerfen sein, ob für den, welcher um eine allgemeine geistige Bildung sich bemüht, der Weg durch diese Vorhalle lohnend sei. Allein wir sind auch in dieser Hinsicht glücklicher, als manche andere Nationen, die sich eines goldenen Zeitalters ihrer Literatur rühmen, und uns Deutschen in dem Heerzug der Geister nur eine Stelle unter den letzten Nachzüglern gönnen möchten. Wenn wir diejenige Literaturperiode, welche, von reichem Geistes- und Gemüthsleben erfüllt, dies Feuer, in Einen Brennpunkt vereint, in poetischen Schöpfungen ausströmen läßt, und zugleich für den vorhandenen Stoff die angemessenste Form zu finden weiß — wenn wir diese eine

classische nennen dürfen, so hatten wir Deutschen schon vor länger als einem halben Jahrtausend, schon im Mittelalter, eine classische Poesie; auch dort erkennen wir den heimischen Boden wieder, auch von dort rauscht uns der Flügelschlag ebenderselben Poesie, die sich im letzten Jahrhundert mit neuerwachter Gesangeslust emporhob.

Es ist ein Zeugniß von der höheren Culturstufe unserer Zeit, daß wir den Werth der Dichtungen irgend einer Zeitperiode nicht nach dem sie begleitenden Grade wissenschaftlicher Aufklärung bemessen. Ein solche Ansicht mochte das in einseitiger Verstandescultur beschränkte vorige Jahrhundert ziemlich allgemein hegen, wo z. B. Herders Liebe zu alten Volksliedern von der Berliner Philosophenschule belächelt und bespöttelt ward. Unsere Zeit hat es längst erkannt, daß ein lieblicher Duft der Poesie die Wiege der Völker umschwebt, daß die Poesie die Freundin der Jugend, nicht bloß der Individuen, sondern auch der Nationen ist, daß in den ungekünstelten Naturlauten, in der Sagenwelt der Urzeit der Völker eine Fülle reiner Poesie wohnt, welche noch gealterte Nationen zu erquicken und ihre Poesie zu verjüngen vermag. Das bekannte Wort, welches auch noch in Zeiten, wo es ganz bedeutungslos geworden war, häufig wiederholt ward, daß nämlich der Dichter geboren werde, hat keinen andern Sinn, als daß die Poesie nicht eine durch Kasten- und Schulweisheit überlieferte Kunst — daß sie vielmehr die uralte, ewige Sprache der Menschheit sei, überall sich regend, wo das Bewußtsein des Menschlichen in der Brust erwacht, und daher, wie unvollkommen auch manchmal die Formen noch sein mögen, stets der Ausdruck des Reinmenschlichen, die Blüthe des geistigen Daseins, unvergänglich, wie der göttliche Funke, der in unsre Seele gelegt ist, und stets sein redendes Zeugniß. In ihre Tiefen führt nicht das Sinnen und

Berechnen des Denkers; — nur das Herz, welches die geheimnißvollen Kräfte, die das Gemüth des Menschen, das Leben der Menschheit bewegen, in sich nachempfindet, der Genius, dem die innere Welt ein Spiegelbild der Menschheit wird. Daher bringt sie auch ihr Verständniß wieder der ganzen Menschheit entgegen. Die ächte Poesie wendet sich nicht an Coterien und Schulen, sondern an Alle, welche für die Freuden und Leiden des menschlichen Geschlechtes Mitgefühl haben. Die Wissenschaft dagegen ist der mühsame Bau von Jahrhunderten und Jahrtausenden, zu ihren Schätzen dringt der Forscher auf verschlungenen, oft dunkeln Wegen: aber auch sie sind heilige Schätze, gleich denen der Poesie, auch von ihnen aus strömt fort und fort eine belebende Kraft dem Geistesleben der Nation zu. Das eben ist das Eigenthümliche der jüngsten Culturstufe, daß sich die Poesie inniger mit der Wissenschaft vermählt hat. Sie haben sich endlich als ebenbürtige Schwestern ansehen lernen; es hegen und nähren beide, als die geweihten Priesterinnen, die heilige, himmlische Flamme auf dem Altar der Menschheit.

Weil unsere Poesie und Philosophie am Schluß des vorigen Jahrhunderts mit ihrem Glanze die Schmach unserer politischen Ohnmacht verhüllte, so möchten Manche geneigt sein, statt diese namhaftesten Factoren unserer Geistesbildung in einer engen Beziehung zu unsern politischen Zuständen zu denken, ihnen außerhalb des übrigen Nationallebens eine Stelle anzuweisen. Es lehrt jedoch die Erwägung aller auf die Gestaltung einer neuen Literaturepoche einwirkenden Momente, daß sie nur durch eine das gesammte Volksleben ergreifende politische Bewegung herbeigeführt wurden. Nur dürfen wir dabei unser Augenmerk nicht bloß auf die Vorgänge innerhalb der Grenzen unseres deutschen Vaterlandes richten. Deutschland verdient in vielfachem Sinne das Herz

Europa's zu heißen. War es dies in glanzvollen Zeiten dadurch, daß von ihm Leben und Wärme in die Glieder des europäischen Staatenkörpers ausströmte, so ist es dies in trüben Tagen noch dadurch geblieben, daß es jeden Pulsschlag frischen Lebens, wo dasselbe sich auch regen mochte, mitempfand und nie sich ausschloß von dem Ringen der Gesammtheit, auch wenn es, von außen oder innen gehemmt, statt thätigen Mitwirkens auf eine ideale Betheiligung verwiesen war. Weil wir das Leben der Völker in unserm Innern mitzuempfinden und im Reich der Ideen nachzuleben verstanden, blieb uns auch nach dem Verlust unserer Nationaleinheit und politischen Bedeutsamkeit die Fülle wissenschaftlichen Lebens und Strebens, Samen streuend für ein zukünftiges Deutschland, welches die Stelle wieder einnehmen wird, die ihm seine natürliche Lage und seine Geschichte anweisen.

Wenn wir uns diese Wechselwirkung zwischen Geschichte und Literatur recht anschaulich machen wollen, so haben wir die drei großen Völkerbewegungen des Abendlandes, welche unsere Geschichte gestaltet haben, zugleich als die Hauptepochen unserer geistigen Cultur, unserer Literatur, anzusehen, die Völkerwanderung, die Kreuzzüge, die Reformation. Auch die erstere war nicht bloß ein Hin- und Herwogen vorwärts gedrängter Völkermassen, sie war zugleich eine geistige Umwälzung: die altgermanische Cultur, die wir uns hüten müssen, weil sie heidnisch war, allzu gering anzuschlagen, ward aus ihren Fugen gerissen und von der geistigen Gewalt des Christenthums überwunden; die Keime nationaler Poesie, welche der Göttermythus und die ihm sich anschließende Heldensage barg, wurden verstreut und von einer neuen Schicht, welche die fremdartige Bildung des Südens darüber breitete, erdrückt oder doch für lange Zeit überdeckt. — Die Kreuzzüge sind eben so sehr eine That der Poesie, als sie

diese wiederum gefördert, belebt und mit neuem Inhalt erfüllt haben; sie waren der zur That gewordene innere Drang eines in den Tiefen des Gemüths mächtig aufgeregten Zeitalters, das den Damm der Gewöhnlichkeit nach allen Seiten überfluthend durchbricht. Nur in dieser universalhistorischen Bedeutung dürfen sie aufgefaßt werden, und nur die Poesie, welche ihnen voran und zur Seite ging, lehrt sie uns verstehen.

In gleichem Maße würde es eine engherzige Auffassung der Reformation sein, sähen wir sie lediglich als eine Verbesserung kirchlicher Dogmen und Liturgien an, und nicht vielmehr als den Beginn eines großen Läuterungsprocesses der europäischen Menschheit. Das, wofür in ihrer Jugendzeit die edelsten Geister kämpften, waren eben dieselben Ideen, für welche spätere Generationen stets von Neuem die Waffen erhoben haben: die Rechte des Geistes gegenüber der Willkür und Autorität. Was die neuere Literatur Schönstes und Herrlichstes hat, ist aus diesem Kampfe hervorgegangen und wird ferner aus ihm hervorgehen. Das Reformationswerk ist noch nicht vollendet; noch immer beschwören wir den Geist eines Luther und Hutten.

Man könnte auf den ersten Blick zu der Annahme versucht werden, die Umgestaltung, welche durch diese epochemachenden Begebenheiten hervorgerufen worden, nur in dem stofflichen Gehalt der Literatur zu suchen. Wie tief sie aber in die gesammte Geistescultur der Nation eingegriffen haben, wird man erst recht inne, wenn man auch die Ausbildung der Sprache und überhaupt der Formen, unter denen die Literatur erscheint, einer näheren Betrachtung unterwirft. Die Sprache, die nur das äußere Organ des Geistes zu sein scheint, gestaltet sich nach Bildungsgesetzen, die das Wirken und Schaffen des Geistes in ihrem innersten Organismus

beurkunden. Jede neue Epoche der Literatur bringt daher auch eine neue Sprachbildung mit. Lange mag eine nüchterne und erschlaffte Zeit sich mit den alten abgegriffenen Münzen des Sprachschatzes begnügen; aber die von neuer Ideenfülle durchglühte Zeit schmelzt das Metall um und prägt es von Neuem.

Aus der asiatischen Heimath, vom Fuß der Gebirge Hochasiens, brachten die Germanen in die neue Heimath eine Sprache mit, deren Züge noch jetzt die gemeinsame Mutter verrathen: keine rohe Sprache, sondern, was jetzt wohl außer allem Zweifel gestellt ist, eine geschmeidige und wohlorganisirte. Haben wir auch nur schwache Spuren von der ältesten Organisation der deutschen Sprache, so dürfen wir doch dem Schluß, den der größte Forscher auf dem Gebiet germanischer Sprachbildung, Jakob Grimm, aus dem spätern Verlauf der Gestaltungen unserer Muttersprache zieht, nicht mißtrauen, daß nämlich die Sprache, wie sie die deutschen Völker im ersten Jahrhundert geredet haben, selbst die gothische, die älteste Mundart, die uns in Schriftdenkmälern vorliegt, an reineren Formen übertroffen haben werde. Kurz und schlagend — dafür haben wir hinreichende Zeugnisse — war der Ausdruck in den ältesten Volksgesängen, diesem entsprechend die Bindung der Worte durch die Alliteration, den Gleichklang der Anfangsbuchstaben der starkbetonten Wörter; sie gestattet kein Ausmalen, kein Verweilen, weil sie eine Reihe hervorgehobener Wörter verlangt; sie eilt in raschem Schritt, oft sprungweise, durch kühne Wendungen und Übergänge der Hauptsache zu. Zu der christlich-romanischen Bildung eignete diese sich nicht in gleichem Maße. Diese strebte dahin, den Geist von der sinnlichen Welt abzuziehen und für die Empfindung, die Contemplation eines übersinnlichen Jenseit zu gewinnen. Daher verlor die Sprache, je

mehr die Welt der subjectiven Empfindung erschlossen ward, ihre sinnliche Schärfe und Bestimmtheit, ihre Formen wurden weicher, die Alliteration ward unbrauchbar, überdies noch den christlichen Dichtern verhaßt, weil sie in den heidnischen Liedern herrschte, welche sie zu verdrängen bemüht waren. Es war mithin eine innere Nothwendigkeit, wodurch die christlichen Dichter auf den Endreim hingedrängt wurden, mochte auch der Übergang nur allmälig geschehen. Erst als die Dichtung mit Endreimen sich ausgebildet hatte, war an die Stelle der gedrängten Darstellung die gemüthlich verweilende, ausmalende Schilderung getreten, welche der subjectiven Gemüthswelt religiöser Beschaulichkeit entsprach.

Am Auffallendsten erscheint die Sprachumwälzung, welche im zwölften Jahrhundert aus dem Althochdeutschen in das Mittelhochdeutsche herüberführte, eine Sprachbildung, wie sie nur aus dem Boden einer von den sanftesten Empfindungen und heitersten Phantasieen erfüllten Gemüthswelt emporwachsen konnte. Der Reim gelangte hier zur ausgedehntesten Herrschaft, weil die Musik des Herzens nach entsprechenden Tönen verlangte.

Daß endlich die Reformation unsere Sprache nicht bloß geregelt, sondern mit einem neuen Geiste durchhaucht hat, das hat wohl am Schönsten Jakob Grimm ausgesprochen, wenn er von dieser neuhochdeutschen Sprachbildung sagt: »Man darf das Neuhochdeutsche in der That als den protestantischen Dialekt bezeichnen, dessen Freiheit athmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter nnd Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte.«

Einem ähnlichen Wechsel sind auch die Formen der Darstellung unterworfen, in denen das Ideenleben eines Zeitalters zu einem entsprechenden Ausdruck seiner Totalität gelangt. Die bekannte Eintheilung der Poesie in epische,

lyrische, dramatische Gattung, als deren Hauptformen (denn die didaktische bildet zu jeder derselben einen Anhang, den Übergang zur Poesie vermittelnd), hat eben so sehr einen historischen als philosophischen Grund, und es fragt sich, ob die Ästhetik die Gattungsunterschiede nicht ehe von den Erscheinungen im Gebiet der Literatur abstrahirt, als aus der Nothwendigkeit des Princips deducirt habe. Die epische Gattung ist der Anfang aller Poesie; sie ist des Volkes älteste Sprache und hat daher den einfachsten Ausdruck, der von dem Gegensatz einer Prosa, die durch poetische Darstellung zu überflügeln wäre, noch nicht weiß. Das ächte Epos findet sich nicht bei allen Völkern, nicht bei denen, welche die Überlieferungen der Urzeit in Folge einer aus der Fremde hereingebrachten übermächtigen Cultur verloren haben; denn die Keime des nationalen Epos liegen in dem dunkeln Schooße uralter Sage, welche von Geschlecht zu Geschlecht fortwächst. Ist diese Sagenwelt nicht mehr im Volksbewußtsein lebendig, so sind alle späteren epischen Dichtungen nur Reproductionen des Vorhandenen, welche den Verlust an epischem Reiz durch anderweitigen poetischen Glanz zu ersetzen suchen.

Wenn der Mensch sich von den sinnlichen Erscheinungen in die innere Gemüthswelt zurückzuziehen anfängt, wenn die Subjectivität sich den Objecten gegenüber geltend macht und sie in ihr Bereich zieht: so entsteht die lyrische Poesie, das Kind einer jüngeren Zeit, einer späteren Culturstufe. Das Epos kann sich jedoch eine Zeit lang noch im Bunde mit der Lyrik erhalten, indem der Dichter die Begebenheiten durch subjective Auffassung näher an sich heranzieht und seine Persönlichkeit in die Erzählung einmischt. Dadurch ist der Unterschied bezeichnet, welcher zwischen dem ächten Nationalepos, wie wir es z. B. in dem Liede von den Nibelungen kennen

lernen, und dem romantischen Epos eines Wolfram von Eschenbach oder Gottfried von Straßburg obwaltet. Darin indeß ist dieses jüngere romantische Epos von den modernen epischen Versuchen verschieden, daß der Dichter mit seinem Stoffe Eins ist und von keinem Gegensatze weiß; der Glaube an das Überlieferte tritt vermittelnd ein und verschmilzt Episches und Lyrisches zu schöner Harmonie. Mit dem Zweifel erstirbt das wahre Epos; selbst die Kunst eines Ariost und Tasso vermag nicht ihn zu überwinden, und Klopstock bleibt trotz der enthusiastischen Hingebung an seinen Gegenstand nichts übrig, als aus dem epischen Stoff in die Region der Hymnen und Elegieen zu flüchten.

Muß somit die neuere Poesie im Epos den Wettkampf mit der alten Zeit aufgeben, so hat auch sie dagegen eine unverächtliche Frucht ihrer reiferen geistigen Durchbildung aufzuweisen, das Drama. Das Drama, als der Gipfel aller poetischen Kunst, ist das Ziel, zu welchem die poetische Literatur der cultivirtesten Nationen hinstrebt; es ist der Stamm, an den sich unsere gesammte moderne Poesie wie Zweige und Blätter anlehnt. Romanzen und Balladen sind uns vom Epos übrig geblieben, weil sie dramatisch sind. Dramatisch ist selbst unsere Lyrik, wie die des Mittelalters episch ist. Erst das Zeitalter der Reformation konnte das wahre Drama hervorrufen; der Gedanke ringt sich zur Freiheit empor, er fühlt sich im Kampf und strebt nach Versöhnung. Wie der Geist des Protestantismus Freiheit ist, so ist auch Freiheit die Seele des Drama's.

Unterwerfen wir nach diesen allgemeinen Andeutungen die Hauptepochen unserer Literatur einer nähern Betrachtung.

Wenn wir unter »Literatur« im strengen Verstande des Wortes nur die uns überbliebenen Schriftdenkmäler begreifen,

so würde die gothische Bibelübersetzung des Bischofs Ulfila der Anfangspunkt der deutschen Bibelübersetzung sein. Alsdann würden wir zugestehen, erst mit dem Eindringen des Christenthums und der griechisch-römischen Bildung sei eine Literatur unter uns möglich geworden, unsere Literatur sei von vorn herein ein fremdes Gewächs. Wenn wir aber diesen Begriff in einem weiteren und höheren Sinne auffassen, als die Gesammtheit der in der Sprache niedergelegten Geisteserzeugnisse, so eröffnet sich uns eine Vorhalle der Literatur, die uns um so ehrwüdiger und ahnungsvoller umgiebt, je spärlicher das Licht ist, das ihre Räume mehr durchschimmert, als erhellt. Wie in der griechischen Urzeit epische Gesänge von Mund zu Mund gingen, lange bevor die homerischen Gedichte durch die Schrift feste Gestalt gewannen, so gab es auch im alten Germanien Jahrhunderte hindurch eine ungeschriebene, gerade deshalb um so lebendigere Poesie.

Die Kultur der Germanen war in der vorchristlichen Zeit keineswegs so roh, wie Manche sich eingebildet haben, die einer Parallele mit den sogenannten »Wilden« sich nicht abgeneigt zeigten. Die Zeit liegt glücklicherweise hinter uns, wo man die Frage aufwerfen konnte, ob sie zu Cäsars Zeit wohl noch Menschenfresser gewesen seien. Nicht bloß die Heldenkraft unserer Vorfahren ist zu rühmen, mit der sie den Kelten und Finnen, die vor ihnen den germanischen Boden inne hatten, die neuen Wohnsitze abgewannen und sie zum Widerstand gegen die kriegsgeübten Heere der Römer fähig machte: vor Allem sind sie groß durch die edle Sitte, das sinnvolle Recht, die Tiefe des Gemüthes. Dies erkennen wir auch in den edlen Vorstellungen von höheren Wesen, in den religiösen Ahnungen, welche selbst die Hülle des heidnischen Cultus in sich schließt, in jenem zarten Naturgefühl, das im Geriesel der Quellen, im Brausen des Sturms, im Rau-

schen der Wälder ein Höheres und Göttliches empfand und in heiligen Hainen, an heiligen Seen die Nähe der Gottheit fühlte. Nur ein so tiefes Gemüth vermochte neben der Heldenkraft, die es auch seinen Göttern lieh, zugleich die stille Größe der weiblichen Seele anzuerkennen, wovon uns die ältesten Sagen eben so rührende als anmuthige Züge vorführen.

Diese Grundsätze des Rechts und der Sitte in geheiligten Formeln, die Thaten der Götter und Helden in überlieferten Gesängen dem Gedächtnisse einzuprägen, darin bestand die Bildung eines jeden Freien. War dies nicht eine Literatur, so war es doch Poesie zu nennen; eine Fülle epischen Lebens durchströmte die gedrängten balladenartigen Lieder, welche die ältesten Weisen deutscher Poesie waren. Obgleich die Deutschen auch in der heidnischen Zeit mit Buchstabenschrift nicht ganz unbekannt waren, sondern Runen hatten, von denen in den ältesten Alphabeten noch einige Spuren geblieben sind, so sind sie doch schwerlich zur Aufzeichnung von Liedern gebraucht worden; vielmehr pflanzten diese sich durch Tradition fort. Wie groß die Gedächtnißkraft im Jugendalter der Völker ist, davon giebt uns die Geschichte der Poesie viele staunenerregende Beispiele; man braucht nur daran zu erinnern, welch eine Masse epischer Gesänge noch jetzt z. B. in Finnland und Serbien, im Munde des Volkes, ohne Hilfe der Schrift fortlebt. Indeß darf man sich diese Tradition nicht bloß in passivem Verhältniß zur Sage denken: die Sage selbst wächst durch Tradition. So lange das Volksleben jung und frisch, so lange es wahrhaft episch ist, setzt die Sage fort und fort neuen Stoff an, verschmilzt Altes und Neues und gestaltet es nach der Weltanschauung einer andern Zeit um. Woher der erste Keim, das entzieht sich allem menschlichen Scharfsinn: und wenn ein namhafter Sagenforscher geneigt ist,

den Haupthelden unsers Volksepos, Siegfried, aus der asiatischen Urheimath der Germanen mit herüberziehen zu lassen, so räumt er damit nur ein, daß die Sage weiter und weiter in die Urzeit hinausweist, und daß überhaupt Niemand den Punkt zu finden vermag, wo die erste Schneeflocke sich löste, welche, zur Lawine angewachsen, ins Thal niederstürzt. Ein hypothesenreiches Geschäft ist es, die Zusammenfügung der Elemente der Sage nachzuweisen und die Gebiete des uralten Mythus und der historischen Erinnerung zu sondern. Wo der Eine nichts als Götter und mythische Helden sieht, findet der Andere nichts als historische Personen. Von den Anhängern der historischen Auslegung wird der Punkt am häufigsten übersehen, daß die Sage, welche neben der Geschichte sich bildet und sie überall als ihr Schatten begleitet, nicht bloß durch Entstellung und phantasievolles Ausschmücken der Thatsachen entsteht, sondern eben so sehr durch Übertragung älterer Sage auf Personen einer späteren Zeit. Die älteste mythisch-religiöse Gestalt der Sage bleibt daher ihr Kern, trotz aller historischen Zuthaten; diese gestalten sich nach jener um, nicht aber umgekehrt, und am Wenigsten kann man einräumen, daß es eine Zeit gegeben habe, wo die ältesten deutschen Sagen in Vergessenheit gerathen seien und aus den geschichtlichen Ereignissen eine neue Sage sich gebildet habe, die weiter und weiter von dem Thatsächlichen abgewichen sei. Im Gegentheil, wir können uns die Sage nicht alt genug denken. Sie ist da, sobald das Volk aus der bewußtlos dahinbrütenden Dumpfheit und Stumpfheit des Sinnes erwacht. Völker, wie die Lappen, haben keine Sage; gleichgiltig spinnen sich ihnen die Tage fort, einer ist wie der andere, ein Jahrhundert wie das andere. Eine solche Existenz haben die Germanen niemals gekannt, am Wenigsten seitdem sie sich ihre Wohnsitze in Europa erobert hatten. Sollten nicht Erinnerungen aus jenen

ältesten Wanderfahrten und Kämpfen in der Sage fortgelebt haben? Sollten wir nicht in den Riesen- und Drachenkämpfen, von denen die vorhandenen Heldensagen voll sind, Spuren der ältesten Kulturzustände des Volkes erkennen, das den Boden erst mühsam der feindlich widerstrebenden Natur und den Unthieren der Wildniß abgewinnen mußte? — Die Völkerbewegungen, die wir unter dem Namen der großen Völkerwanderung zusammenfassen, waren für die Sage ganz besonders productiv und gaben ihr neuen Trieb des Wachsthums, so daß sie auch für die Sagenbildung Epoche machten. Es eröffnete sich eine größere Bühne der Weltgeschicke und der Heldenthaten, rasch erhoben sich mächtige Reiche und stürzten wiederum unter großen Erschütterungen zusammen. Jahrhunderte hindurch ward gesungen von Attila, von Dietrich und Alboin, den gewaltigen Herrschern, ja der poetische Schimmer dieser Lieder hat noch seinen Widerschein in den Erzählungen der Geschichtsbücher. Wir dürfen annehmen, daß die nationale Heldensage zu der Zeit, als Karl der Große epische Lieder sammeln ließ, ihrem Stoffe nach abgeschlossen war. Sammlungen sind überall in der Literatur ein Rechnungsabschluß mit der Vergangenheit; sie stehen an den Ausgangspuncten der Literaturperioden. Jene schriftliche Aufzeichnung ist ein Beweis, daß der lebendige Bildungstrieb der Sage aufgehört hatte, und man nun bemüht war, das Vorhandene zu erhalten. Wenn dazu die Schrift allerdings beigetragen hat, so sind doch auch die Nachtheile, die sie der Sage brachte, nicht unerheblich. An die Stelle des lebendigen Gesanges trat mehr und mehr das Vorlesen, sowie das stumme Lesen; die Erweiterung und Umgestaltung der Sage war nicht mehr die fast unbewußte That der Phantasie des begeisterten Sängers; sondern in einsamer Zelle ward sie ausgesonnen, sicherlich nicht zur Verbesserung der Sage. Geistliche, die sich

etwa noch mit den Heldensagen beschäftigten, waren vornämlich bemüht, die Anklänge an das Heidenthum zu tilgen. Aus übergroßem christlichen Eifer oder beschränkter sittlicher Weltansicht zerstörten sie manche schöne Züge oder erweiterten die Sage durch unpassende Einschiebsel, so daß Widersprüche und Nachlässigkeiten sich einschlichen, welche auch die besten Bearbeitungen der deutschen Heldensage in der späteren Zeit, z. B. das Lied von den Nibelungen, entstellen.

Zu derselben Zeit nämlich, als der Strom der Wanderungen sich von Norden und Osten nach Süden und Westen wälzte, zog ihm die neue Lehre des Christenthums entgegen, welche außersehen war, im Bunde mit germanischer Sitte die europäische Menschheit zu einer neuen geistig-sittlichen Kulturentwicklung hinzuführen. Daß das Heidenthum nur allmälig und langsam dem Christenthume wich, kann nur die Beschränktheit auf Rechnung eines rohen, wilden Sinnes, der diesem nicht zugänglich gewesen sei, schreiben wollen. Der Grund liegt darin, daß die alte Sitte, das alte Recht und die Volksfreiheit mit der Religion der Väter emporgewachsen waren; der alte Glaube war ein geheiligtes Erbtheil, weil mit ihm die Erinnerung an die Thaten der Vorfahren, der Heldengesang, der im Volks-Munde lebte, aufs Innigste verknüpft waren. Diese Anhänglichkeit an das, was den Altvordern für heilig gegolten hatte, äußert sich oft auf rührende Weise; nur wo der Knechtssinn herrschte, wie z. B. in Litthauen, mochte das Versprechen eines neuen Rockes hinreichen, um das Volk schaarenweise in die Kirchen zu treiben. Glaubensboten und Geistliche behandelten daher in Germanien das Heidnische möglichst schonend und suchten das Profane durch christliche Einkleidung und Deutung mehr zu verhüllen, als zu vernichten; wovon die Geschichte der Literatur nicht minder eclatante Beispiele vorführt, als die Geschichte der Kirche.

Auch griff man vom Beginn der Verbreitung des Christenthums an zu dem edelsten Bekehrungsmittel, durch die geistige Macht einer christlichen Literatur auf Überzeugung und Bildung des Volkes einzuwirken. Hiemit tritt die deutsche Literatur in ihr zweites Stadium, die geistliche und kirchliche Literatur, die wir indeß nur in parallelem Fortlauf neben der Volkspoesie zu fassen haben. Von Ulfila bis zu den geistlichen Dichtern des zwölften Jahrhunderts breitet sie sich über den weiten Raum von Jahrhunderten aus. Bibelübersetzungen, Auslegungen, Gebete sind die Productionen dieser Literaturgattung. Nur einmal, in Folge der erneuten Liebe zum epischen Volksgesange, welche Karl der Große hervorrief, berührte sie sich inniger mit dem Volksepos. Diesem entlehnte die geistliche Dichtung die Kunst epischer Erzählung und ließ sich in einen Wettkampf ein, dem wir namentlich das altsächsische Evangelienbuch, den sogenannten Heliand, sowie die Bearbeitung evangelischer Geschichte von Otfried verdanken. In dem Bruchstück einer Dichtung vom Weltende erkennen wir, daß diese Annäherung sich selbst über die Form hinaus auf Anschauung und Inhalt erstreckte. Nach der karolingischen Zeit gehen beide Literaturrichtungen wieder aus einander. Eine weite Kluft trennte die Schreibenden vom Volke. Die lateinische Sprache war mit geringer Ausnahme die Sprache der Literatur: sie paßte zu ihrer klösterlichen Abgeschiedenheit und Abgestorbenheit.

Wenngleich die Geschichte der Literatur an den beiden Jahrhunderten der sächsischen und fränkischen Kaiser rasch vorübergeht, so waren dieselben doch für Deutschlands Kultur keine verlorene Zeit. Oft, wenn das Wort verstummt, tritt die That, der mächtige Herr der Geschichte, in das Volksleben hinein, neue Verhältnisse werden erschaffen; ja plötzlich erscheint ein neues Zeitalter, erfüllt von einer andern Ideenwelt, welche

noch langsam und mühsam nach dem rechten Worte sucht und eine neue Sprache sich erst zurichten muß. Einen solchen Umschwung macht nicht die Literatur durch sich selbst; sie zeigt sich hier in ihrer Abhängigkeit von dem geschichtlichen Proceß, der auf andern Gebieten des Nationallebens entschieden wird. Nur von diesem Standpunkte aus läßt sich begreifen, wie nach einer dürftigen Literaturperiode unsere Poesie im Zeitalter der hohenstaufischen Kaiser ihre Flügel so herrlich entfalten und sich so rasch zu einer Höhe aufschwingen konnte, auf der sie noch die Bewunderung der fernsten Nachwelt erregt. Als das Centrum dieser neuen Lebensregungen, als die Sonne des Zeitalters, um die eine flimmernde Sternenwelt kreist, haben wir die Kreuzzüge anzusehen: nicht, als hätten wir alles Hohe, was die Zeit hervorbringt, Alles, was sie im Tiefsten erregt, lediglich auf ihre Rechnung zu setzen; allein es steht im engsten Zusammenhange mit ihnen, so daß man ebenso berechtigt ist, die Kreuzzüge als den Ausgangspunkt schon eingeleiteter Bestrebungen und Bewegungen zu bezeichnen. Das Große in der Geschichte, die Begeisterung der Völker, bedarf einer langen und stillen Vorbereitung, so kurz auch diese schönsten Momente im Völkerleben sein mögen; denn nur allzu rasch geräth es wieder in das träge Gleis der Alltäglichkeit. Lassen wir uns jedoch durch das Zauberlicht, womit die Phantasie jene Zeiten schmückt, nicht verleiten, eine Wiederherstellung jener Verhältnisse zu wünschen oder zu versuchen; es hieße die Entwickelungsgeschichte der Menschheit verkennen, wollte man glauben, aus dem Grabe der Vergangenheit die Leichen verschwundener Zeiten wiedererwecken zu können. Erst die selbständige, ursprüngliche Begeisterung eines Zeitalters für das, was es als das Höchste, als das Göttliche erkannt hat, die Hingebung an ein Streben für ein Edleres und Höheres, als das

eigennützige Wirken des Tages, dies erst ist der belebende Odem, der über den Gräbern der Zeit weht. Weil die Kreuzzüge nicht das Heergebot eines Eroberers waren, weil sie einer Idee galten, die mehr als ein Traum war —: denn nichts verdient so zu heißen, wofür große Männer lebten und starben —: dadurch verbreitete sich ihre geistige Einwirkung bis in die untersten Schichten des Volkes. Tausende von Heerschaaren traten aus dem Einerlei der engumgrenzten Heimath; der Orient eröffnete eine ungekannte Welt der Wunder, und das Neue wirkte auf die schon durch Ahnung erregte Phantasie mit aller Stärke des ersten frischen Eindruckes. Was in Sagen und Geschichten aus ferner Vergangenheit nachklang, sah man hier zu wahrhafter Erscheinung werden. Die Grenze zwischen dem Natürlichen und Wunderbaren war gehoben, der Himmel schien auf die Erde niederzusteigen, seine Heerschaar sich in die Reihen der Kämpfer zu stellen und den frommen Beter zu umschweben, der mit beneidenswerther Inbrunst am heiligen Grabe niedersank. Wer nicht mitgezogen war, hing doch an den Erzählungen der Heimgekehrten und richtete mit seinen Gebeten seine Sehnsucht nach der heiligen Stätte und jener Welt der Thaten, welche sie glänzend umgab. Standen gleich die Deutschen an ritterlich romantischer Erregbarkeit ihren westlichen Nachbarn nach, so hatten sie dagegen das erhebende Bewußtsein, dem ersten Reiche der Christenheit anzugehören, die weltgebietende Nation zu sein. Und nicht bloß nach außen war das Reich mächtig und geehrt: auch im Innern bestand eine wohlgegliederte Einheit. Städte blühten auf, in denen ein thatkräftiger, gewerbfleißiger Bürgerstand emporstrebte; die Aristokratie des Ritterstandes und der Geistlichkeit war noch zugleich eine Aristokratie des Geistes, sie widerstrebten nicht den Ideen der Zeit, sondern waren ihre Vertreter und Förderer. Auch die Geist-

lichen haben an der neuen Literaturepoche großen Antheil; sie bereiten sie vor und leiten sie ein. Noch bis um die Mitte der Regierungszeit Friedrichs I. haben die uns überlieferten Gedichte Geistliche zu Verfassern. Da gleichzeitig die Volkspoesie mit dem neuerwachten Volksleben neuen Aufschwung nahm und die »fahrenden Sänger« die alten Sagen wieder lebendig werden ließen, so trat wiederum die wohlthätige Berührung zwischen Volkspoesie und geistlicher Dichtung ein. Die Geistlichen lernten von der Erzählungskunst der fahrenden Volkssänger; statt biblischer Erzählungen und erbaulicher Betrachtungen brachten sie einen Vorrath von Legenden und belehrenden Erzählungen, größtentheils nach lateinischen Unterhaltungsbüchern, an denen Italien damals Überfluß hatte. Bald nach 1270 erfolgt eine totale Umgestaltung in Folge des Eindringens der französischen Rittergedichte, an denen einige deutsche Fürsten und Ritter anfingen, Gefallen zu finden. Anfangs waren es auch hier die Geistlichen, welche sich als Übersetzer und Bearbeiter den Fürsten gefällig erwiesen. Als Heinrich der Löwe 1173 von seiner Kreuzfahrt heimgekehrt war, bearbeitete der Pfaff Konrad ihm zu Liebe das Rolandslied nach einem französischen Originale, die Erzählung von dem Zuge Karls gegen die Ungläubigen und dem Heldentode Rolands im Paß bei Ronceval. Als aber **Heinrich von Veldeke** 1190 seine Äneide vollendet und dadurch den Anstoß zur deutschen ritterlichen Poesie gegeben hatte, so sahen die Geistlichen sich von den Laien überflügelt und wagten auf diesem Gebiet nicht länger den Wettkampf. Heinrich von Veldeke ist somit der Verkündiger einer neuen Literaturperiode. »er impfte, sagt Gottfried von Straßburg, das erste Reis in deutscher Zungen:« dermaßen, daß alles Frühere über ihm vergessen ward. Seine Äneide hatte mithin für ihre Zeit dieselbe Bedeutung für die Literatur, wie vor fast hundert Jahren das Erscheinen der ersten Gesänge

von Klopstocks Messiade; sie war gleichfalls die Morgenröthe eines neuen Tages. Ist auch der poetische Werth seines Gedichtes im Vergleich zu den Leistungen seiner größeren Nachfolger, Hartmanns von der Aue, Gottfrieds von Straßburg, Wolframs von Eschenbach, nicht hoch anzuschlagen, so hat es doch schon alle Grundzüge, welche man später als das Wesen der ritterlichen Dichtung festhielt, Rittersitte und ritterliche »Minne,« welche hier Held Äneas mit aller Etikette eines wohlerzogenen Ritters der Lavinia darbringt. Er beginnt somit die Reihe der eigentlichen »höfischen« Dichter, welche von jetzt an die höchste Stelle unter den Dichtern in Anspruch nehmen. Doch blieben auch dem Volke seine Dichter, wenn auch jene vornehm auf sie herabsahen; ja gerade diese Volksdichter haben ein Verdienst voraus, das Festhalten an Deutscher Heldensage, während die höfischen Dichter den aus Frankreich herübergekommenen Rittersagen huldigten. Die höfische Poesie zieht übrigens insoweit die Volkspoesie nach sich, daß die Besseren unter den Volkssängern sich die gebildetere Dichtersprache der Dichter der Höfe zu eigen machten; aus den Händen solcher Sänger erhielten wir z. B. das Nibelungenlied, das an Reinheit der Sprache keinem der Rittergedichte nachsteht. Auf diesem Wege bildete sich um 1200 eine Allen gemeinsame Dichtersprache — das Mittelhochdeutsche — aus den süddeutschen Mundarten Schwabens, Baierns und Östreichs, derjenigen Landschaften, in welchen Rittersitte und Rittergesang auf lange eine Stätte fand. Daß in dieser Ritterdichtung das lyrische Element überwiegend war, erklärt sich aus dem Gefühls- und Phantasieleben jener Zeiten, welches eine reine Objectivität des Epos nicht mehr gestattete und in dem Minnegesange die Lyrik als besonderen Zweig der Dichtung neben die erzählende Poesie stellte. Wenn auch die ältere Volkspoesie schon Liebeslieder hatte, so gestaltete

sich doch etwas ganz Anderes daraus, als die Poesie der Höfe die Liebesromantik, den ritterlichen Frauendienst zum Mittelpunkt der lyrischen Empfindung machte. Die höfische Lyrik tritt uns plötzlich wie ein blühender Frühling entgegen, den Feengärten gleich, welche, nach der Erzählung romantischer Sage, auf Einen Wink entstehen. Diese Lieder sind die zarten Blüten eines geheimnißvollen Gefühlslebens: es sinnt nicht nach über die Lösung seiner Räthsel, es sucht außer sich nach einem Wiederhall, einem Abbild. In dem weiblichen Auge sieht das Gemüth des Dichters Alles wiedergespiegelt, was es Höchstes kennt und ahnt; die mit den Reizen des Frühlings geschmückte Natur giebt dem Herzen Antwort, ihre Blumen, ihre Vögelchöre deuten die Träume der Sehnsucht. Dies liebevolle Versenken, dies mystische Schmelzen in der heiteren Frühlingswelt ist vornämlich dem Minnegesang der besten Zeit eigen. Nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ist seine rege Lebensfülle bereits verschwunden; auf das Grab Ulrichs von Lichtenstein legt er seine Leier nieder. „Welt! du weinest allzusehr", so ruft Ulrich mit letztem Klagelaut aus: „Weiblichkeit, war deine Krone, da man rang nach Weibes Lohne; die hast du geworfen ab!"

Die Geschichte ist die große Wiege der Menschheit. Auf allen ihren Blättern lehrt sie uns die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit irdischer Erscheinungen. Allein wie der wunderthätige Speer, von dem die griechische Sage erzählt, heilt sie auch die Wunde, die sie schlägt; sie giebt uns zugleich die tröstende Lehre, daß, ob auch blüthenvolle und fruchtreiche Kulturperioden welken und dahinschwinden, doch der göttliche Geist, welcher die Menschheit beseelt, immer wieder zu neuen Bildungsformen fortarbeitet. Wie langsam auch und in wie unscheinbarer Stille seine Pflanzung sich zur Reife vollende: es

geht doch kein Keim verloren, der nur überhaupt Lebenskraft in sich getragen. Durch Windungen, die dem irdischen Auge oft wie Irrgänge oder gar Rückschritte erscheinen, geht der Weg aufwärts zum Ziel. Obwohl alle Perioden der Geschichte eigentlich Übergangsperioden sind, weil es in ihr keinen Stillstand giebt, so kommt diese Benennung doch vorzugsweise *den* Zeitabschnitten zu, in denen eine Kultur, welche einen bestimmten Charakter harmonisch ausgebildet und daher ein geschlossenes Ganzes dargestellt hatte, sich auflöst, und wo in Folge der hinzutretenden neuen Bildungselemente neue Richtungen und Zwecke sich geltend machen, bis endlich auf die Gährung wieder die Klarheit folgt und jene Harmonie hergestellt wird, welche dem Handeln Kraft verleiht und die großen Epochen der Völkergeschichte schafft. Eine solche Übergangsperiode sind die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters, eine Zeit der Zerrüttung der bisherigen Verhältnisse, welche von dem Glanz der vorangegangenen Periode nur einen schwachen Schimmer bewahrte, eine Zeit, die auf den ersten Blick als ein Chaos verworrener und vergeblicher Bestrebungen erscheint. In der Regel haben die, welche diese Zeit darstellten, ihr Antlitz nach der Vergangenheit gewendet und schildern sie mit der melancholischen Stimmung, welche der Anblick von Ruinen in uns erweckt. Der Geschichtschreibung jedoch geziemt es mehr, in die Zeiten vorwärts zu schauen und, von dem Reiz des Untergehenden unbestochen, die Keime einer neuen Bildungsepoche aufzusuchen und deren verborgenes Wachsen und Gedeihen zu verfolgen. Richten wir vom Ausgang des Zeitalters der Kreuzzüge den Blick *vorwärts* auf die werdende neue Zeit, so zeigt sich uns dieser Zeitabschnitt in einem minder unerfreulichen Lichte, sogar mitten in der Verwirrung der öffentlichen Zustände begrüßen wir an manchem herrlichen Vorzeichen den Flügelschlag der Freiheit einer *neuen* Zeit. Ein ruhmgekröntes

Ritterthum, eine Geist und Gemüth der Völker mächtig erregende Hierarchie gehen unter in Verderbniß und Rohheit; aber dafür auch die von ihnen bisher niedergehaltenen und bevormundeten Stände erheben sich um so freier und das strebsame Bürgerthum bildet von jetzt an des Volkes edelsten Kern. Auch in der Wissenschaft bricht sich ein freieres Streben Bahn; und endlich, als sie die alten Fesseln sprengt und dem tüchtigen Bürgersinn die Hand reicht, entsteht mit der Reformation eine Bewegung des Nationalgeistes, welche an Kraft der Begeisterung der Epoche der Kreuzzüge vergleichbar ist. Dürfen wir noch fragen, auf welcher Seite der höhere Zweck, das reichere geistige Leben war? Nur die Oberflächlichkeit hat der Reformation den Vorwurf machen können, daß sie uns um unsere romantische Poesie gebracht habe. Hierauf ließe sich erwiedern, daß die Romantik zwar herrlich und schön ist als Resultat einer enthusiastisch aufgeregten Zeit, daß sie aber unverdaulich wird, wenn sie dauernd die Gesammtbildung des Volkes beherrschen will. War die religiös-sittliche und wissenschaftliche Wiedergeburt nur mit dem Untergange der romantischen Poesie zu erkaufen, so hat Deutschland das bessere Theil erwählt. Man kann übrigens mit noch mehr Wahrheit behaupten, daß der Verfall der ritterlichen Poesie den reformatorischen Bestrebungen vorausging, und diese selbst nur die Schlingpflanzen der Romantik, abergläubische Legenden und sittenlose Romane vernichteten. Die Überreste des Meistergesangs haben längst alle nationale Bedeutung verloren, so daß kaum zu begreifen ist, wie man diese Literaturperiode die der Meistersänger hat nennen können. Es ist die Zeit der Volkspoesie, wie sie das goldene Zeitalter des deutschen Bürgerthums ist. Unmittelbar aus dem Volksleben entsprang eine frische Quelle ächter Poesie. Volkslieder, belehrende Erzählungen, Fabeln und Schwänke sind der getreue Spiegel,

beides der regen Thatkraft und der tiefen Gemüthlichkeit, welche die Mauern der deutschen Städte in sich schlossen. Der Reiz dieser Volkspoesie liegt in der Naturwahrheit, an der es der Romantik so oft gebricht. Alles steht in Beziehung zum Leben. Volkslieder begleiten uns durch alle Wechselfälle des menschlichen Daseins; Erzählungen der mannigfaltigsten Art führen uns in alle Verhältnisse der damaligen bürgerlichen Existenz ein und zeugen von dem treuen Festhalten an Recht und biederer Sitte, von einem klaren sittlichen Bewußtsein, das sich durch eine ausgebreitete Lebenserfahrung gebildet hatte. In den Schwänken und satirischen Volksdichtungen dämmert das Licht der heranziehenden helleren Zeit; sie decken die Verirrungen und Widersprüche des sittlichen Lebens mit derber Offenheit auf, und gerade die gealterte Kirche mit ihrem scheinheiligen Ceremoniendienst, ihrem sündigen Pfaffenwesen wird von ihnen am Wenigsten geschont. Theilweise sind sie daher Vorboten der sittlich religiösen Umwälzung, welche die Reformation ins Leben rief, und sie begleiten daher auch deren Kämpfe. — Die deutsche Prosa endlich, welche jenes Zeitalter erst recht geschaffen hat, ist nicht minder eine Volksliteratur. Die Scholastik verschanzte sich hinter lateinischen Formeln; ans Volk aber wandten sich die begeisterten Volksredner, welche die Religion wieder als Sache des inwendigen Menschen auffaßten und durch deutsche Predigt, deutsche Erbauungsschriften dem todten Ceremoniendienst, dem Verderbniß des kirchlichen Lebens entgegenarbeiteten.

Als nun endlich auch das wissenschaftliche Streben durch das neu belebte Studium des Alterthums mit jugendlichem Eifer beseelt ward, als die Fackel geistiger Freiheit aus den dumpfen Räumen einer abgestorbenen Gelehrsamkeit das Dunkel verscheuchte und ihr altes Rüstzeug in seiner ganzen

Armseligkeit erscheinen ließ: da gewannen die Männer des Fortschrittes einen weiten und weiteren Kreis im Volke, einen festeren Haltpunkt. Das sechzehnte Jahrhundert brach unter heitern Aussichten an. »O Jahrhundert!« rief Ulrich von Hutten entzückt aus: »die Geister erwachen! es ist eine Lust zu leben!« Dies neue Geistesleben hat die Reformation aus sich geboren; sie ist nicht die Erfindung einzelner lebhafter Köpfe, die eine neue Kirche an die Stelle der alten zu pflanzen unternommen hätten — eine höchst beschränkte Ansicht! Die Reformatoren sind nur die Träger des Geistes ihres Jahrhunderts; noch unbewußt der unermeßlichen Folgen ihrer ersten Schritte, werden sie von dem, aus diesem Geiste stammenden Drang des Innern auf die Bahn hingeführt und von einem Schritt zum andern gleichsam vorwärts geschoben. Ihr Ruhm ist, den Kampf männlich durchgekämpft und, von Eigennutz und Selbstsucht fern, als getreue Arbeiter dem großen Werk, zu dem sie berufen waren, ihr Leben, ihre Kräfte rastlos gewidmet zu haben. Luthers Verdienst ist nicht, neue Entdeckungen im Reich der Wissenschaft gemacht oder Ansichten begründet zu haben, die kein Denker vor ihm aufzustellen vermocht hätte: Aber — er ward der Mann des Volkes! Er hat das Licht, das aus der Zelle des Gelehrten sich nur noch schüchtern hervorgewagt hatte, offen durch die Welt getragen, hat seine Strahlen auch in die niedere Hütte dringen lassen und das gesammte Volk erleuchtet und erwärmt. Die Schranken mußten fallen, die noch den Gelehrten vom Volke trennten, der letzte Überrest scholastischer Geheimnißkrämerei, die ausschließliche Herrschaft lateinischer Gelehrtensprache mußte entfernt werden. Die Muttersprache ward die Vermittlerin zwischen der Gelehrsamkeit und der Volksbildung, und zwar jene völkerbewegende Gewalt der Rede, die, aus der

innersten Seele hervorbringend, alle Herzen mit sich fortreißt, der Ausdruck desjenigen, was Tausende dunkel fühlen und wollen, ohne des bezeichnenden Wortes inne geworden zu sein. Diese Gewalt der Rede besaß Luther, wie selbst seine Widersacher nicht zu bestreiten wagen. Sein Charakter, dessen Kraft aus der Wahrheit stammte und durch die Liebe erwärmt ward, beseelt seine Rede; auch in seine Bibelübersetzung ist er übergegangen, ja der ganzen Sprache hat er ein neues Leben eingehaucht. Nach diesem charaktervollen Streben ist Luther, sind die Reformatoren überhaupt zu beurtheilen. Sie waren bescheiden genug, eine Unfehlbarkeit für sich nicht in Anspruch zu nehmen und weit davon entfernt, ihren Buchstaben der Nachwelt aufdringen zu wollen. Das Recht der freien Forschung ist das Princip des Protestantismus, das, wenn auch eine Zeitlang die geistige Freiheit abhanden gekommen zu sein schien, immer von neuem das schlummernde Leben wieder erweckt hat und auch künftig wecken wird.

Ungeachtet der ersten vielversprechenden Anfänge hat uns die Reformation in ihrem ersten Stadium doch keine classische Literatur gebracht; sie hat sie uns ersetzt im verflossenen Jahrhundert, dessen Literatur lediglich eine Frucht des Protestantismus ist. Im sechzehnten Jahrhundert brachten um eine vielseitige, geistbelebte Literatur uns vornämlich die Streitigkeiten der Theologen, in denen sich die geistige Kraft aufrieb; die Ruhe, die am Ende des Jahrhunderts eintrat, war nicht die bewußte Sammlung der neugewonnenen geistigen Kraft, sondern eine geistige Ohnmacht, welche sich durch starres Anklammen an die Loosungsworte der Partei zu verbergen suchte. Mit dem Sectengeiste wich der lebendige Hauch aus der protestantischen Literatur, während über den katholischen Theil Deutschlands der Jesuitismus seine dunkle Decke breitete. Für diese Rück-

schritte ist nicht die Reformation als solche verantwortlich zu machen, sondern die ihr nicht ohne einzelne Erfolge entgegenarbeitende Reaction, deren Zweck die Sklaverei des Geistes, die Unterwerfung unter den todten Buchstaben war. Von der regen geistigen Bewegung blieben, auch bei den Protestanten, bald nur Formen übrig, aus denen der Geist ihrer Begründer gewichen war; ihre Errungenschaft ward ein von den Gelehrten bewachter todter Schatz, an dessen Besitz die Nation auf lange Zeit kaum betheiligt zu sein schien. Glück genug, daß die deutsche Bibel und das Gesangbuch, die beiden Stützen sittlich religiöser Volksbildung, dem protestantischen Theil der Nation nicht wieder entzogen werden konnten! Das Ergebniß des Reformationszeitalters macht es aufs Neue offenbar, daß es unmöglich ist, ein Reich der Ideen dauerhaft zu gründen neben politischer Zerfallenheit und Schwäche. Woher sollte noch Erhebung des Nationalgeistes kommen, seitdem die Fürsten über kleinliche Interessen haderten, seit die blühenden Handelsstädte im Norden und Süden dahinsanken und, vom Reiche schutz- und hilflos gelassen, den mit frischer Kraft emporstrebenden Seestaaten des Westens den Welthandel überlassen mußten? Wo blieb die gepriesene Kraft und Hoheit der deutschen Nation, als ein verwüstender Krieg, angeschürt und längst herbeigewünscht von Solchen, die für Deutschlands Wohl keine Liebe im Herzen trugen, sondern nur für Rom und ihres Ordens Herrschaft — als der dreißigjährige Krieg den letzten Rest deutschen Wohlstandes zertrat? als Scharen von Fremden das Land ausbeuteten und des Volkes letzte Heiligthümer, seine Sitte und seine Sprache, verunreinigten? Nur an Kirchenliedern mochte jene Drangsalszeit ergiebig sein, an Kreuz- und Trostesliedern, an Grabgesängen, in denen die lebensmüde Stimmung die Erde nur als die Heimath des Jam-

mers schildert und schon das Dasein dem Menschen als Sünde anrechnet.

Zu diesen allgemeinen Ursachen des Sinkens der Volksbildung treten noch mehre besondere hinzu, die sich auch in andern Ländern Europas mehr oder minder geltend machen. Die immer schärfer hervortretende Absonderung der Stände machte ein energisches Zusammenwirken unmöglich; selbst die Gelehrten lebten nicht mehr in und mit dem Volke, vielmehr blickten sie gern nach oben und stellten sich dem Volke, als der ungebildeten, bevormundeten Masse, gegenüber. Die Büreaukratie, seit den Zeiten Philipps von Spanien Regierungsmaxime, entzog dem Volke alle und jede Theilnahme an seinen eigenen Angelegenheiten; kein anderes Interesse an dem, was vorging, blieb ihm, als die Sorge um die Nothdurft des Lebens. Kein Wunder, daß in solch einer Existenz des Volkes kein Funke von Poesie blieb, daß solch ein Volksleben auch kein Stoff mehr für den Dichter war. In den gelehrten Kreisen und Hofcirkeln, wo man noch von Dichtkunst redete, ging es, wo möglich, noch unpoetischer zu; die Etikette maß jeden Schritt und selbst die Pulsschläge des Herzens gewöhnten sich an ein geregeltes Tempo. Auf Hochzeiten, Begräbnisse ꝛc. mochte man Lieder verfassen; was dagegen das eigene Herz bewegte, ward durch die von der Etikette aufgedrungene Uniform des gesammten Lebens eingeschnürt und verhüllt; nur ausnahmsweise wagt ein Dichter in eigener Person andere als salonfähige Gefühle auszusprechen. Die Kriegszeit ist noch die einzige Periode, wo dichterische Talente, wenn auch vielfach beengt und mißleitet, zum Vorschein kommen; die hundert Jahre nach dem westphälischen Frieden aber sind die jammervollste Periode unserer Poesie.

Als die Poesie aus dem Leben verschwunden war, blieb die der Bücher übrig; nicht das Bedürfniß des Herzens er-

zeugt sie: sie wird Sache der gelehrten Studien, der aus Büchern erlernten Regeln und der technischen Fertigkeit. Auf diesem Wege war die Gelehrtenpoesie bereits seit längerer Zeit, wiewohl so lange eine lebendige Volkspoesie noch bestand, nur als lateinische Dichtung. Erst als jene ausstarb und fast funfzig Jahre hindurch, außer Kirchenliedern, kaum ein nennenswerthes Gedicht in deutscher Sprache verfaßt war, that man den Schritt von der lateinischen zur deutschen Gelehrtenpoesie, so daß man diese neue Poesie als auf dem Stamm der neulateinischen Dichtung gewachsen anzusehen hat. Diese lateinische Dichtung war jedoch in Wahrheit nur eine, wenn auch mitunter mit großer Geschicklichkeit gehandhabte Phrasenpoesie; sie steckte mit ihrem rhetorischen Pomp die gesammte Literatur des westlichen Europas an. Italiener, Franzosen, Holländer waren darin den Deutschen bereits vorangegangen. Die Deutschen wählten sich hier ihre Muster und stellten unsere Literatur unter die Herrschaft des Auslands. Das entwürdigende Anschließen an die mit den Lobeserhebungen einer Sklavennatur gepriesenen Dichter der Fremde hält gleichen Schritt mit dem Verfall unserer politischen Selbständigkeit, mit der Einführung fremder Sitte und Mode, welche, von den Höfen und dem entnationalisirten Adel ausgehend, bald alle Stände sich unterwürfig macht und das Nationalgefühl vollends erstickte. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß man ein Jahrhundert hindurch in der Poesie nur eine Redeübung sah, welche sicher zum Ziele führe, wenn man nur die Regeln sich einpräge und nach den gefeierten Mustern sich schule. Da also zu solcher poetischen Meisterschaft so wenig erfordert ward, so war man mit gegenseitiger Lobpreisung nicht sparsam und bestärkte sich dadurch in der Selbstzufriedenheit und dem behaglichen Bewußtsein, daß kaum die Zukunft Herrlicheres werde hervorbringen können. Bis auf Gottscheds Zeit bilden die

Lobeserhebungen des Anhangs, der Dichterschule, eine sichere Mauer, an der der Pfeil des Tadels, wenn er ja geregt wird, wirkungslos abprallt. Ein solches Cliquenwesen ist stets der Literatur verderblich gewesen; es schützt auch die verkehrtesten Richtungen, ist tolerant auch gegen das Mittelmäßige und Schlechte, wenn es nur auf der beliebten Bahn einhergeht. Toleranz aber gegen das Schlechte gehört zu den schlimmsten Feinden des Guten, in der Kunst so gut wie in der Sittlichkeit.

Indeß — was uns streng macht gegen das Jahrhundert, macht uns mild gegen den Einzelnen, der ein Kind seines Jahrhunderts bleibt, wie reich auch die Gaben seines Geistes sein mögen. Die Luft der Zeit, in der wir leben, ist der Athem des Geistes; er haucht sie aus, aber er zieht sie auch ein; niemand kann geistig gesund sein in einer krankhaften Zeit. Wenn wir auch zu dem Geständniß genöthigt sind, daß bei den deutschen Dichtern des siebenzehnten Jahrhunderts keine Poesie im edelsten Sinne des Worts zu finden ist, so anerkennen wir doch ihr Verdienst um Sprache und Versbau, das um so größer ist, je schwerer es war, sich dem in die Prosa und die Conversation eindringenden Sprachverderbniß entgegenzustellen. Dies Verdienst ist es einzig, wodurch Martin Opitz, so wenig er ein Dichter im wahren Sinne des Wortes ist, in der Geschichte unserer Literatur Epoche macht. Wir werden auch die Lyrik Einzelner, namentlich eines Paul Flemming und eines Paul Gerhard, in Ehren halten und das tiefpoetische Innere des Andreas Gryphius zu würdigen wissen, wenn er gleich, um Vollendetes zu schaffen, zu wenig Herrschaft über die poetischen Mittel besaß; er ist uns ein Zeugniß, daß der Trieb der gesammten neueren Literatur zum Drama auch von den deutschen Dichtern mitempfunden ward. Allein es blieb bei einzelnen Ansätzen und Versuchen, weil

das Drama ohne einen Hintergrund im Nationalleben, ohne ein im Bewußtsein des Dichters lebendiges Gefühl nationaler Kraft und Einheit bei keiner Nation jemals Gedeihen gefunden hat.

Was in den nächsten funfzig Jahren nach Gryphius in deutscher Poesie versucht ward, ist oft durch ausgezogene Proben lächerlich gemacht worden. Doch darf man dieser Geschmacksverirrungen nicht bloß zu diesem Zweck gedenken, so wenig wir sie sonst in Schutz zu nehmen gesonnen sein können. Auch sie gingen aus einem dunkeln, doch richtigen Gefühl hervor, daß die Poesie der Opitzischen Schule ohne Phantasie, daß ihre Sprache trocken und unmusikalisch sei. Nun strebte man darüber hinaus: aber bei gelähmter, schwungloser Phantasie konnte man es nur bis zu allegorischen Einkleidungen bringen, und zum Musikalischen war die Sprache vollends verdorben. So blieb nur der rhetorische Pomp übrig, um Effect zu machen: mit diesem malte Hoffmannswaldau die »erlauchten Flammen« und setzte in seinen Heldenbriefen der sittlichen Versunkenheit der Höfe und des Adels ein Denkmal, von dem die keusche Muse der deutschen Poesie sich erröthend wegwendet — lieferte Lohenstein, den rhetorischen Bombast auf die Höhe schraubend, in den Gemälden der Greuel- und Blutscenen des römischen und türkischen Hofes effectvolle Reizmittel für die abgestumpften Nerven der herzlosen Zeit, in der er dichtete.

Von der französischen Literatur des Zeitalters Ludwigs XIV. ging die heilsame Reaction gegen dies aufgedunsene Pathos aus; gegen 1700 begann sie in Deutschland dieselbe Wirkung zu äußern, welche sie auf die Literaturen fast des ganzen Europas ausübte. Der Gegensatz war auch in Frankreich ein ähnlicher; auch dort kämpfte die neuentstehende Literatur gegen den unnatürlichen Schwulst der älteren Schule.

An den französisch gebildeten Höfen zu Berlin und Dresden fand dieser neue Geschmack am frühesten Eingang. Indeß vergingen Jahrzehnte, ehe die deutsche Poesie auf diesem Wege wirkliche Erfolge errang, ja bis auf Hagedorn blieb sie nur eine wässerige Prosa in Reimen. Es war die Zeit der Dictatur Gottscheds, das von ihm gepriesene goldene Zeitalter unserer Poesie. Endlich erschien die langzögernde Morgenröthe des neuen Tages: das Jahr 1740 ist mit unvergänglichen Zügen auf die Tafel unserer Literaturgeschichte eingegraben.

Nach zwei entgegengesetzten Grenzpunkten des deutschen Landes wird unser Blick hingezogen, Hamburg und der Schweiz. — In Hamburg war ein reges geistiges Leben, die Frucht des Weltverkehrs und des freien Bürgersinnes, der verschiedene Richtungen neben einander aufkommen ließ. Eine servile Hofpoesie konnte hier keine Stätte finden; vielmehr ward Hamburg die Vermittlerin zwischen der vielseitig anregenden englischen Poesie. Brockes führte die Naturmalerei der Engländer bei uns ein; Hagedorn ward der Dichter des Frohsinns in Liedern und heitern Erzählungen, der Vater der Fabeln und Liederpoesie, welche den Anfang machte, das Volk wieder zur Theilnahme an der Literatur heranzuziehen.

Die Schweiz hatte sich lange Zeit von dem Mitwirken an deutscher Literatur ausgeschlossen. Von der republikanischen Freiheit hatten die aristokratische Willkürherrschaft, so wie kirchliche Engherzigkeit und Obscurantismus nur noch den Namen übrig gelassen. Doch es umweht die Höhen der Alpen eine Fülle der Poesie, daß sie nicht aufhören kann an die Herzen derer zu klopfen, die zu ihnen hinaufschauen, und sie aus trägem Schlummer zu wecken. Aus dieser hehren Umgebung haben die Naturgemälde von Drollinger und Haller, eingekleidet in das Gewand religiös-sittlicher Betrachtung, das Leben

und die Wärme empfangen, wodurch die Lehrdichtung der wahren Poesie genähert wurde. Wie in Basel und Bern, regte sich auch in Zürich ein höheres geistiges Streben. Bodmer und Breitinger traten zu einem erfolgreichen literarischen Wirken zusammen, welches, Anfangs in bescheidener Stille, seit 1740 seinen Einfluß über ganz Deutschland erstreckte. Sie hatten von vornherein vor Gottsched das voraus, daß sie nicht frühzeitig mit sich abschlossen, sondern Allem, was neues Leben versprach, ihre Theilnahme widmeten und ihren Blick stets auf die Zukunft der Literatur gerichtet hatten. Das junge, noch schüchterne Talent ward von ihnen ermuntert und ermuthigt; Klopstock und Wieland fanden hier offene Arme, ehe die Nation sie ihnen öffnete. Weil sie ihre Hand am Pulse der Zeit hatten, so endete die berühmte Fehde, die sich zwischen ihnen und Gottsched entspann, mit dessen völliger Niederlage. Doch ist nicht bloß die geistige Beschränktheit Gottscheds Schuld, daß er seine Stellung zur Literatur nicht behaupten konnte; es ist eben so sehr seine moralische Schwäche, die ihn um sein kunstrichterliches Ansehen brachte und der Nachwelt selbst die Anerkennung seines *wirklichen* Verdienstes erschwert. Dadurch, daß er die studirende Jugend, die sonst in lateinischer Phraseologie und scholastischem Formwesen verkam, für deutsche Dichtkunst gewann, hat auch er Antheil an der neuen Literaturepoche; denn nur jugendliche Kraft und Frische vermögen einer gealterten Literatur zu verjüngen. Freilich entsprach ein *solcher* Erfolg seinen Hoffnungen nicht. — Auch für *Preußen* brach ein neuer Tag an mit der Thronbesteigung Friedrichs des Großen; sein Geist wehte wie Frühlingsodem über sein in geistlosem Zwange erstarrtes Land. Halle, Halberstadt, Berlin wurden Mittelpunkte literarischer Kreise; die Wirksamkeit eines Gleim und Ramler dürfen wir nicht

nach ihren Poesien, über die das Urtheil der Nachwelt nicht mehr schwankend sein kann, berechnen. — Ich nannte die Stufen, auf denen Klopstock und Lessing, die beiden Regeneratoren unserer Literatur, emporstiegen.

Dieser Umschwung der Poesie ward indeß nicht von innen heraus, bloß durch sich selbst, hervorgebracht. Die Umgestaltung deutscher Wissenschaft wirkte mächtig auf sie zurück. — Während des siebenzehnten Jahrhunderts war die Wissenschaft nicht minder gesunken, als die Poesie. Das geistige Leben war erstarrt in den Fesseln einer Scholastik, welche der des Mittelalters dem Wesen nach verwandt war; nur selten in dies Gedächtnißwerk, in welchem man sich phlegmatisch fortbewegte, leuchtete das Licht des freien, selbständigen Gedankens herein. In ihren fertigen Systemen, welche die lateinische Sprache mit einer Schutzwehr gegen die Zudringlichkeit der nicht zünftigen Masse umgab, befanden sich die Gelehrten wie in einer unbezwinglichen Burg.

Frankreich und England fingen zuerst an, der Muttersprache ihr Recht zu wissenschaftlichen Darstellungen zurückzugeben und die Gebildeten außerhalb der Gelehrtenzunft an den Problemen der Wissenschaft mitzubetheiligen. In Frankreich sah sich die Wissenschaft in die Nähe des glanzvollen Hofes versetzt und konnte sich solcher Ehre nur durch elegantere Formen würdig machen. In England athmete nach der Vertreibung der Stuarts auch die Wissenschaft die Luft der Freiheit. Johann Locke machte die Rechte der Vernunft gegen die hergebrachte Scholastik, die sich für Philosophie ausgab, geltend, und Newton forschte nach den ewigen Gesetzen der Natur.

Auch in Deutschland fanden sich gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts Männer, welche den Kampf gegen Schulgelehrsamkeit und Geistesträgheit unternahmen: Männer von verschiedenen Richtungen, die zuletzt doch zu Einem Ziele

zusammenwirkten. Zunächst muß in diesem Kampfe für Befreiung des Geistes der Pietismus genannt werden. Die Theologie, welche damals auf Kanzeln und Kathedern herrschte und für rechtgläubig galt, war nicht geeignet, die Herzen mit christlicher Liebe und Frömmigkeit zu erwärmen; es war eine Dogmatik ohne herzerhebende Überzeugung des lebendigen Glaubens. Spener war es, der diese Gebrechen der Kirche zuerst aufdeckte und das vergessene Wort wieder aussprach, daß die Religion Sache des Herzens sei und sich in Thaten christlicher Liebe zu bewähren habe. Seine schüchterne Sprache lieh Dem Worte, was Tausende in sich fühlten. Durch die Anregungen, welche er und seine nächsten Anhänger gaben, ward die Orthodoxie durchbrochen; eine tiefe Innerlichkeit trat an die Stelle des geisttödtenden Mechanismus. Auch als der Pietismus aufhörte, den Weg des Fortschrittes zu gehen, setzte sich die Bewegung dennoch fort. Die Männer der Aufklärung hatte er gleich Anfangs auf seine Seite gezogen. Christian Thomasius führte, mit den Pietisten verbündet, den Kampf gegen veraltete Formen. Aufgemuntert durch das Beispiel französischer Schriftsteller, empfahl er die Muttersprache für wissenschaftliche Vorträge und hielt selbst Vorlesungen in deutscher Sprache. Seine Verweisung aus Leipzig gab die erste Anregung zur Stiftung der Universität zu Halle, welche, wie junge Universitäten pflegen, ihre erste Stärke durch Beschützung der neuen wissenschaftlichen Richtungen gewann. Hier fuhr er fort, mit einer Freimüthigkeit, der sich seit Wittenbergs Glanzperiode die Universitäten entwöhnt hatten, Mißbräuche in Theorie und Praxis zu bekämpfen, und die deutsche Wissenschaft aus der gelehrten Clausur in das Leben des Volkes hinüberzuführen. Gleich ihm wirkte sein großer Zeitgenosse Leibnitz für die Befreiung der Wissenschaft aus scholastischen Formen, wenn auch

die Früchte seines Wirkens dem Volke nur mittelbar zu Gute kamen. Was er bereits geäußert hatte, daß die deutsche Sprache sich mehr als irgend eine andere der neueren Sprachen für den Vortrag der Philosophie eigne, bewies Christian von Wolff durch die That, indem er die philosophischen Wissenschaften nach ihrem Gesammtumfange in deutschen Schriften darstellte. Hiermit that unsere Prosa den bedeutendsten Schritt zu ihrer Selbstständigkeit. Wolffs Schriften waren eine Encyclopädie des damaligen philosophischen Wissens; die leichtfaßliche Darstellung forderte die Klarheit des Denkens und setzte auch außerhalb der gelehrten Kreise eine Masse von Kenntnissen in Umlauf. Dieser Anregung des philosophischen Denkens verdanken wir zunächst die Kritik auf dem Gebiete der schönen Literatur, das erste Forschen nach den Grundsätzen des Schönen in Poesie und Kunst; selbst die poetische Literatur ist zum Theil ein Nachhall dieser Philosophie, welche damals in unser gesammtes geistiges Leben eben so tief eingriff, wie an der Grenze des Jahrhunderts die kritische Philosophie Kants. Seit Leibnitz und Wolff hat unsere Poesie sich den wissenschaftlichen Richtungen dermaßen angeschlossen, daß die auf ihrem Gebiete hervortretenden Bewegungen und Gegensätze größtentheils in ihnen ihre Erklärung finden. Die Gegensätze zwischen Spener und Wolff wiederholen sich auf einer höheren Stufe in Klopstock und Lessing. Das Jahr, in welchem wir leben, mag uns wohl mahnen, den Blick ein Jahrhundert zurückzuwenden und an die Wiege unserer seitdem zu herrlicher Schönheitfülle erblühten Poesie, deren Besitz uns jetzt stolz sein läßt, zu treten: im Jahre 1746 trafen die Jünglinge Klopstock und Lessing auf der Universität Leipzig zusammen und waren in bescheidener Verborgenheit, jener mit den ersten Hexametern der Messiasdichtung, dieser mit seinen ersten dramatischen Versuchen, beschäf-

tigt. Klopstock ward der Schöpfer einer beseelteren Dichtersprache, der lyrische Genius (denn auch die Messiade ist ein Erzeugniß lyrischer Begeisterung), welcher der deutschen Poesie die Welt des Gefühls zurückgab. Lessing bahnte dem freien Gedanken neue Wege und schuf durch diesen das deutsche Drama. Wieland sammelte die errungenen Schätze der europäischen Literatur als ihr gewandter, der Zeitläufe kundiger Verwalter, setzte sie in raschen Umlauf und machte sie dadurch allgemeiner nutzbar, daß er sie in kleinere Münzen umprägte. Aus den Anregungen, die diese Männer gegeben hatten (auch Wielands Shakspeare sei unvergessen), ging eine neue Lyrik, ein neues Drama und die Literaturkritik Herders hervor, die prophetische Stimme für eine drangvolle Jugend. Die Poesie versuchte, ins Leben zu treten, es zu beherrschen; die Ideen strebten sich zu gestalten in der Welt der Erscheinungen. Äußerlich ist es so still in der langen Friedenszeit, welche dem siebenjährigen Kriege folgte: aber auf den verborgenen Gebieten des Geistes verkündigte sich das Herannahen der Zeit der Völkerstürme, welche die alten Formen erschüttern und zum großen Theil zertrümmern sollten. Lange schon war an den alten Stützen gerüttelt, lange schon hatte die Literatur mit dem Bestehenden gebrochen; man hatte angefangen, die Einfalt der Natur den verweichlichten und verschrobenen Sitten, die Rechte des Menschen den Standesvorrechten und der Machtwillkür, die Berechtigung der Individualität der Beschränkung der Verhältnisse entgegenzuhalten. Der Trieb nach Umgestaltung zuckte durch ganz Europa, der Ruf nach Reformen ward die Loosung, und die Fürsten stimmten vom Throne herab ein. Da öffnete sich weiter und weiter die Kluft zwischen den Forderungen der Idee und den Zuständen der Gegenwart. Die fieberhafte und excentrische »Starkgeisterei« und die sehnsuchtkranke Sentimentalität sind

ot

Pflanzen desselben Bodens. Der shakspearische Hamlet, der es erkennt, daß die Welt aus den Fugen sei und sich doch unfähig fühlt, sie wieder einzurichten, ist zugleich der Typus und das Ideal der thatendurstigen und doch träumerisch zurücksinkenden Jugend. Neben den Götz, der die auseinanderfallenden alten Verhältnisse auf eigene Hand wieder einrichten und die Schaden des Gemeinwesens mit kräftiger Faust heilen möchte, tritt in der Seele des nämlichen Dichters der Werther mit dem zerrissenen Herzen, welcher aus der Welt scheidet, weil zwischen ihm und der Wirklichkeit keine Harmonie herzustellen ist. Manches Dichterleben jener Zeit ist solch ein schwerer Kampf mit der Welt und dem eigenen phantastischen Drange, manches dichterische Talent ist darin untergegangen: Lenz, der Jugendfreund Goethe's, endete im Wahnsinn, von allen Gaben der Poesie blieb ihm nichts als der Stolz in Armuth und Elend. Bürger ging denselben Weg, wenn auch nicht zum Wahnsinn, doch zum bittern Elend. Trotzdem war es für die Literatur kein vergeblicher Kampf. Ihre größten Genien gewannen aus der Gährung jener Jahre Kraft und Fülle des Geistes auch für ihre späteren Lebensepochen. Herders Jugendfeuer ward zur mildleuchtenden Flamme auf dem Altare der Menschheit. Bei Goethe entwickelte sich aus dem Drange des Realen die ideale Klarheit und die plastische Ruhe, die Frucht der Durchbildung der geistigen Individualität. Schiller, der letzte Epigone der „Sturm- und Drangperiode,“ trat mit ungeschwächter geistiger Elasticität in die Epoche der philosophischen und politischen Umwälzung; die philosophische Idee führte ihn auf die Höhe seiner Poesie und wies ihm die Zielpunkte seines Sehnens und Strebens, welches begeisterungsvoll in die Zukunft der Menschheit griff.

Leicht täuschen wir uns über die Geisteskultur des

achtzehnten Jahrhunderts, weil wir sie nach den einzelnen großen Genien beurtheilen, die aus ihm hervorgegangen sind; wir halten uns wohl gar zu dem Schlusse berechtigt, daß unsere Bildung Rückschritte gemacht habe, weil uns Namen fehlen, wie diejenigen durch welche das vergangene Jahrhundert glänzt. Allein auf welcher Kulturstufe die große Masse des lesenden und genießenden Publicums stand, davon zeugen nicht Lessing, nicht Goethe oder Schiller: die Werke eines Gellert, Wieland, Kotzebue sind weit genauere Barometer, selbst für den damals gebildetsten Theil der Nation. Es steht vielmehr unsere gesammte Volksbildung, auch die ästhetische, hoch über der des vorigen Jahrhunderts. Lessing, Goethe und Schiller gingen zwar aus diesem hervor, aber das Beste, was sie geschaffen haben, gehört unserm Jahrhundert an: erst dieses hat sich zu ihnen herangebildet, erst für dieses sind sie Nationaldichter geworden. Die jüngste Literatur hat es wieder als ihre Aufgabe erkannt, das Werk dieser Männer durch gleiches Streben fortzusetzen, statt es zu bemäkeln und zu verkleinern.

Die Zeit der romantischen Schule war nur ein Seitenweg, keine neue Literaturepoche. Man wollte neben dem Leben eine Welt der Poesie künstlich erschaffen, und es schien gar lockend, mit dem Feuer zu spielen, ohne selbst in Gluth zu gerathen. Die letzten Decennien haben dieses Blendwerk, wie so manches andere, zerstört. Wir haben erkannt, daß auch in Poesie und Kunst die Wahrheit höchste Gesetzgeberin und Richterin ist und ohne sie so wenig Schönheit wie Sittlichkeit bestehen kann; das nie erschöpfte Buch der Geschichte und des Lebens ist auch der Poesie wieder geöffnet. Noch stehen wir erst auf den Stufen, die uns zu dem Tempel einer neuen Poesie emportragen werden. Wann wir ihn betreten werden, wer vermag es zu sagen? Aber kommen wird die

Zeit gewiß, wo die Strömungen geistigen Lebens, die uns jetzt umrauschen, sich wieder zu einem klaren, stolz einherwogenden Strome der Poesie vereinigen werden. Scheint uns manchmal der Bildungsgang der Nation zu langsam vorwärts zu schreiten, so mögen wir auch uns jenes erhabene Wort Lessings zurufen: »Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an Dir nicht verzweifeln! Laß mich an Dir nicht verzweifeln, wenn selbst Deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen! Du hast auf Deinem Wege so viel mitzunehmen! so viel Seitenschritte zu thun!« —

Die
politischen Gedichte
der
provencalischen Troubadours.

Von

Eduard Brinckmeier.

Niemand, sagt das Sprichwort, darf ungestraft unter Palmen wandeln; auch die Palme der politischen Dichtung wird von einzelnen Dichtern so wenig, wie von ganzen Literaturen ungestraft errungen. Vielmehr ist es eine, durch die Geschichte beinahe aller Literaturen bestätigte Erfahrung, daß überall, wo eine besondere politische Poesie auftaucht, die Poesie im Allgemeinen ihrem Untergange nahe ist. Das praktische Leben, scheint es, macht in derartigen Epochen seine Ansprüche zu fühlbar geltend, die allgemeine Gedrücktheit der Gemüther ist zu empfindlich zum Bewußtsein gekommen, die Verstimmung zu tief, zu allgemein, als daß für die poetische Begeisterung in ihrer Reinheit, ohne äußern Zweck, noch länger Raum wäre; die Muse, zu stolz, fremden Absichten dienstbar zu sein, zieht sich zurück und überläßt die Welt andern, mächtigern Gewalten.

Nirgend findet diese Wahrnehmung eine glänzendere Bestätigung, als in der Geschichte der provencalischen Troubadours, indem hier die Entwicklung der politischen und der Untergang der Dichtung überhaupt sogar thatsächlich zusammenfallen. Zwar ringt sich nachher bisweilen noch eine Art künstlicher Poesie hervor, welche ihr Ziel theils in den dunkeln Ausdruck, die sogenannte schwere Manier, setzte, theils das Mittel zur Wiederherstellung der Poesie in der Didaktik suchte. Allein gerade das Gemachte dieser Versuche, dieses Vorwalten des reflectirenden Verstandes be-

weist mehr als alles Andere, daß die wahre Dichtkunst damals bereits in Verfall gerathen war, indem sie aufgehört hatte, das allgemeine und eigentliche Merkmal aller Kunst zu theilen, das heißt, sich Selbstzweck zu sein. Der erstgenannten, der schweren Gattung huldigte schon Marcabrun, einer der ältesten und merkwürdigsten Troubadours, der bis nach dem Jahre 1185 blühte und eine Menge Nachahmer fand; er setzte das Wesen der Poesie in die schwere, gekünstelte Form und den dunkeln Ausdruck, ohne zu beachten, daß die meisten seiner Gedichte dadurch geradezu unverständlich wurden. Der zweitgenannten Richtung dagegen widmete sich Guiraut Riquier, der von 1250 bis 1294 dichtete, der Letzte in der Reihe der eigentlichen Troubadours. In ihm zeigt sich ein vollkommen bewußtes Kunststreben; nicht selten spricht er selbst die Ansicht aus, daß er berufen sei, durch seine Bemühungen die sinkende Kunst wieder aufzurichten. Das einzige Mittel dazu aber fand er, nach seiner eigenen Erklärung, in der didaktischen Poesie, weshalb er sich nicht nur selbst den Doctor nannte, sondern auch in einer Zuschrift an Alphons X. diesen Fürsten ersuchte, er möge den Dichtern einen besondern Titel, z. B. den Doctortitel, verleihen: Beweis genug, wie sehr er die Dichtkunst bereits als etwas Lehr- und Lernbares, eine bloße Kenntniß, eine Fertigkeit, wie jede andere, betrachtete.

Sehr nahe liegt es, zwischen den politischen Gedichten der Troubadours und denen unsrer jetzigen Dichter einen Vergleich zu ziehen. Und da stellen sich denn sogleich folgende Unterschiede heraus: — einmal, daß, während die heutigen Dichter sich mehr leidend verhalten, mehr allgemeine politische Übelstände, eine fühlbare sociale Gedrücktheit und Unbehaglichkeit beklagen, jene, die provencalischen Dichter, sich fast durchgängig auf specielle Fälle bezogen und in den Lauf der

Verhältnisse unmittelbar einzugreifen suchten: so daß sie theilweise demselben Zwecke dienten, welcher die Aufgabe der heutigen raisonnirenden Zeitungen bildet. Das politische Lied eines Troubadours war häufig nichts Anderes, als was heutzutage der leading article einer politischen Zeitung ist. Ein zweiter Unterschied liegt darin, daß die heutigen politischen Gedichte unendlich viel mehr eigentliche Poesie, mehr Schwung und Enthusiasmus enthalten, als selbst die besten aus jener Zeit. In der That ist die Mehrzahl der letzteren nichts anders, als Prosa in Versen; ich führe als Beleg einen Sirventes des schon genannten Marcabrun an, wie bereits erwähnt, eines der ältesten und berühmtesten provencalischen Troubadours. Dieses Gedicht, des metrischen und Reimschmuckes entkleidet und getreulich in deutsche Prosa übersetzt, lautet folgendermaßen: — »Kaiser, ich weiß von mir selbst, wie sehr eure Vorzüge zunehmen. Ich habe nicht gesäumt zu kommen: denn Wonne nährt und Ruhm hebt euch, Anmuth hält euch frisch und froh, und versüßt eure Verdienste. — Da der Sohn Gottes euch auffordert, ihn an Pharao's Stamme zu rächen, so müßt ihr euch dessen freuen. Die Barone sündigen gegen uns, sie verweigern ihre Hilfe und ihr Geld; doch Gott lasse sie es nicht genießen. — Die jenseits aber haben nachgelassen, Spanien und dem heiligen Grabe zu dienen. So müßt ihr denn die Arbeit übernehmen und die Sarazenen zurückschlagen, ihr müßt ihnen den Hochmuth austreiben und Gott wird euch beistehen. — Die Almoraviden werden durch den Herrscher jenseits des Passes (d'outra 'l port, nämlich jenseits der Pyrenäen) ermuthigt; diese arbeiten an einem Gewebe von Trug und Unrecht, und Jeder von ihnen denkt in der Todesstunde seinen Antheil daran wieder abzustreifen. — Aber Schande trifft die Großen dort, welche die Ruhe und Sicherheit, das weiche Lager und

den sanften Schlaf lieben. Wir aber werden, wie der Aufruf verheißt, mit Gottes Segen Ehre, Gut und Verdienst gewinnen. Zu sehr gelüstet es jenen Unverschämten nach fremdem Gute und sie meinen sich durch Vorwände zu decken; ich aber sage ihnen, einst müssen sie, den Kopf hinten und die Füße voran, aus ihren Palästen wandern. — Fast springt Marcabrun vor Freude, wenn der Habsüchtige, der sich um der Güter willen versündigt hat, nun in den letzten Zügen liegt und tausend Mark ihm keinen Pfennig helfen, sobald der Tod ihn modern läßt. — Mit Hilfe Portugals und des Königs von Navarra, sofern nur Barcelona sich zu dem kaiserlichen Toledo wendet, können wir sicher das Feldgeschrei erschallen lassen und das Heidenvolk vernichten. — Wären die Ströme nicht so groß, so sollte es den Almoraviden schlimm gehen, das könnten wir ihnen versprechen. Wollen sie aber unsere Verstärkung und Kastiliens Herrscher erwarten, so werden wir den von Cordova mager machen. — Aber Frankreich, Poitou und Berry neigen sich vor einem einzigen Gebieter. Er mache sich auf und thue Gott Lehndienste. — Ich weiß nicht, wozu ein Fürst lebt, wenn er Gott nicht Lehndienste thut.«

Zum historischen Verständniß dieses Gedichtes wird Folgendes genügen. Da es den Feldzug eines spanischen Kaisers gegen die Almoraviden betrifft, so muß es vor dem Jahre 1149 entstanden sein, wo diese Dynastie der Sarazenen von der der Almohaden gestürzt ward. Und da Alphons VIII., König von Kastilien und Leon, der sich 1135 zum Kaiser von Spanien aufgeworfen hatte, sich durch mehre Feldzüge gegen die Mauren auszeichnete, so kann kein Andrer als dieser gemeint sein. Den wichtigsten Zug unternahm er im Jahre 1147 mit Hilfe des Königs von Navarra und des Grafen von Barcelona: und dieser Zug ist es, welchen unser

Troubadour, der an Alphons' Hofe lebte, meint. Aber von dieser Bedeutung eines historischen Documentes abgesehen: läßt sich ein Gedicht denken, dessen Inhalt prosaischer, dessen Ausdruck trivialer wäre? und würde das ganze Stück nicht viel besser in eine Sammlung politischer Memoires passen, als in die Gedichtsammlung eines Troubadours? —

Der Form nach gehören die politischen Gedichte der Troubadours zu den Sirventes, einer Art satirischer, in Strophen abgetheilter und zum Singen bestimmter Gedichte. Als solche gehörten sie im weiteren Sinne zu den Chansos, Canzonen, Liedern, und wurden bisweilen auch so genannt, z. B. von Uc von St. Cyr, der seinen Sirvente gegen den Grafen von Verona »eine leicht zu verstehende und angenehm zu singende Canzone« nennt. Indeß wurden die Sirventes nicht immer neu componirt, sondern bisweilen nach schon vorhandenen Melodien gedichtet. Darauf wenigstens muß man aus dem Umstande schließen, daß von Raynold von Apt in den Handschriften ausdrücklich hervorgehoben wird, er habe zu allen seinen Sirventes neue Melodien gemacht, sowie auch aus zweien Versen des Guillem Figueiras, wo es heißt, er wolle einen Sirvente machen in der Melodie, welche ihm gefalle. Überhaupt aber leidet es keinen Zweifel, und wird selbst durch die einigen Handschriften beigefügten Musiknoten bestätigt, daß die Sirventes zum Singen bestimmt waren.

Wahrscheinlich war diese Dichtungsart anfänglich für die Troubadours ein Mittel, sich gegen diejenigen zu äußern, die ihren Haß oder ihren Neid auf sich gezogen; in allen diesen Fällen also war sie nur wenig Anderes, als ein Ausdruck unmittelbarster, persönlicher Gehässigkeit, kurzum — was wir heutzutage mit dem verächtlichen Namen eines Pasquills belegen. Diesen Charakter zeigt z. B. gleich ein Gedicht des Peire von Auvergne auf die Troubadours seiner

Zeit; es wäre schwer, einen andern Namen als den eines gewöhnlichsten Pasquills dafür zu finden. »Singen (so lautet es) will ich von jenen Troubadours, die in verschiedenen Manieren singen. Der schlechteste wähnt schön zu reden, aber alle sollten ihren Gesang anderswo anstimmen; denn ich höre wohl hundert Hirten sich damit befassen, von denen keiner weiß, was hoch oder tief ist. — Dieser Vorwurf trifft Peire Rogier, weshalb ich ihn zuerst tadle. Er singt ganz offen von Liebe und es stände ihm besser, wenn er den Psalter in der Kirche führte oder die Leuchter mit den großen brennenden Kerzen trüge. — Der zweite ist Guiraut von Borneil; er gleicht einem von der Sonne verbrannten Tuch mit seinem magern, trübseligen Gesang, der für eine alte Wasserträgerin gut wäre. Sähe er sich im Spiegel, er würde nicht eine Hagebutte für sich geben. — Der dritte ist Bernart von Ventadour, der noch um einen Daumen kleiner ist, als Borneil; aber an seinem Vater hatte er einen Knecht, der wacker mit dem Holzbogen schoß; seine Mutter heizte den Ofen und sammelte Reiser u. s. w. —

Noch heftiger ist ein Sirvente, in welchem Lanfranc Cigala den Markgrafen Bonifaz III. von Montferrat straft, der, sonst ein Anhänger Friedrichs II., sich von Mailand und andern Städten im Jahre 1242 hatte erkaufen lassen. »Ich will euch von einem Thoren erzählen, sagt er, der den Adel umbringt, das Verdienst begräbt und die Höflichkeit vernichtet. Man sagt, er sei von dem Stamme von Montferrat; nach seinen Werken scheint dies anders. Ich glaube, er ist der Sohn oder Bruder des Windes: so leicht wendet sich sein Herz und seine Neigung; mit Unrecht heißt er Bonifaz, denn sein Lebtag hat er nichts Gutes gethan. — Seinen Eid hat er, wie ich wohl weiß, den Mailändern und ihren Genossen verpfändet, er hat Geld genommen und so seinen

Stand beschimpft, er hat ihnen eine Treue verkauft, die er nicht besaß. Doch ich tadle ihn nicht wegen seiner Ketzertreue; einen Eid schwören und ihn brechen, ist ihm ein Leichtes; wollte er das Geld zurückzahlen, so, glaube ich, würde man ihn von seinem Eide entbinden. — Wäre ich ein großer Herr, so sollte er mir die Huldigung nicht in herkömmlicher Weise leisten: denn ich wüßte, daß er nicht Wort hielte; er sollte mir nicht mehr den Mund küssen: denn einmal küßte er mir ihn zu Pavia und dann küßte er ihn dem Papst gleichfalls. Da er also sein Wort so sehr verleugnet, so würde ich ihm, wenn er Frieden und Verträge mit mir schlösse, nicht glauben, falls er mir nicht den Hintern küßte. — Ehrloser Markgraf, ich übergebe euch dem Teufel: — solch ein Vasall paßt zu solch einem Herrn.«

Bald jedoch erhielten die Sirventes auch eine edlere Bestimmung, indem man, mit Beseitigung des unmittelbaren persönlichen Angriffes, sich dieser Form bediente, um die Immoralität in den verschiedenen Klassen der Gesellschaft zu geißeln. Diese Gedichte gehören der Mehrzahl nach zu den besseren, die in dieser Art überhaupt erhalten sind; so namentlich das folgende ernste, sehr würdevoll gehaltene und offenbar aus moralischer Entrüstung hervorgegangene Rügelied des Peire Cardinal, welches folgendermaßen beginnt:

»Ich dicht' ein Rügelied, statt einen Fluch,
Und sing' in meinem Unmuth, meinem Grimme,
Wie Bösewichter sich erhöhn durch Trug,
Und Herzesgüt' und Tugend gehn in's Schlimme;
Denn Räuber seh' ich Redlichen vergeben,
Verbrecher Die verdammen, die fromm leben,
Und Sünder predigen mit lauter Stimme.

*

Betrogen ist in seinem tollen Wahn
Der Thor, der meint, daß List und sündlich Streben

Dem, der sie treibt, je Schaden angethan,
Da sie vielmehr ihn stärken und erheben.
Mich wundert, daß nicht Alle ganz verderben,
Da man durch Schlechtthun nur kann Glück erwerben,
Und Redlichkeit für Trug wird ausgegeben.

*

Ein gier'ger Herrscher Seinesgleichen haßt,
Und voll von gleicher Habsucht sind die Pfaffen,
Sie möchten Alles, was die Welt nur faßt,
Mit Ausschluß jedes Andern an sich raffen.
Um Land zu rauben geben sie Gesetze,
Und spannen aus nach Beute ihre Netze,
Um immer mehr Gewalt sich zu verschaffen.

*

Mit allen Händen sieht man sie bemüht,
Die Welt zu fah'n, die sie auch ohne Zweifel,
Erlangen, sei's gewaltsam, sei's in Güt',
Sei es mit Heucheln, oder sei's mit Schmeicheln,
Sei es mit Ablaß, Trinken oder Essen,
Mit Bannstrahl schleudern, Predigten und Messen,
Sei es mit Gott, sei es auch mit dem Teufel.« u. s. w.

Wie in diesem Gedichte von dem Allgemeinen ausgegangen und mit einer bestimmten Nutzanwendung geschlossen wird, so giebt es wiederum andere, in denen der Dichter umgekehrt von dem Speciellen auf das Allgemeine kommt. So z. B. das folgende Gedicht Peire Cardinals hebt mit einer Rüge des Herrenstandes an, um alsdann zu einer allgemeinen Würdigung des Zeitalters überzugehen.

»Der Große trägt so viel Erbarmen hier
Mit Dürftigen, wie Kain mit Abel trug;
Er übertrifft den Wolf an Raubbegier
Und feile Dirnen noch an Lug und Trug.
Bohrt ihn getrost an zwei, drei Stellen an,
Kein wahres Wort entquillt ihm, glaubt daran,
Nein, Lügen nur, wovon das Herz ihm schwillt
Und gleich der Fluth des Bergstroms überquillt.

*

Gar manche Freiherrn kenn' ich auf der Welt,
Die falsch sind, wie im Ring' ein falscher Stein,
Und wer sie noch für zuverlässig hält,
Der kauft den Wolf für's Schaf geduldig ein.
Ihr Werth und Inhalt kommt nicht in Betracht,
Da sie wie falsche Münzen sind gemacht,
Wo man das Kreuz und rings die Lilien sieht,
Doch, schmilzt man sie, daraus kein Silber zieht.

*

Vom Aufgang bis zum Niedergange, wißt,
Wär' mir ein Handel recht, der seltsam klingt:
Ein Goldstück geb' ich dem, der ehrlich ist,
Wenn mir der Schelm nur einen Nagel bringt;
Dem Gut'gen geb' ich eine Mark in Gold,
Wenn mir der Unhold einen Kreuzer zollt,
Und einen Goldberg dem, der Wahrheit liebt,
Wenn mir ein Ei nur jeder Lügner giebt.

*

Auf eines Lederschnitzchens engen Raum
Schreib' ich der meisten Menschen Redlichkeit,
Ich brauchte nur des Handschuhs halben Daum;
Mit einem Törtchen speist' ich weit und breit
Die Guten ab, der Aufwand wär' gering.
Doch mit den Bösen wär's ein ander Ding;
Da könnte man, ohn' umzublicken, schrein: —
Kommt her und eßt, ihr Edlen groß und klein.«

Aber nicht bloß gegen allgemein herrschende Gebrechen sind die Rügelieder dieser Dichter gerichtet, sondern dieselben treten auch als unerbittliche Richter der verletzten öffentlichen Moral in solchen Fällen auf, wo irgend ein Verbrecher, sei es durch welche Mittel es wolle, sich der Ahndung der Gesetze zu entziehen weiß, so daß, mögen Ansehn und Rang den Verbrecher vor der richterlichen Strafe bewahren, ihn nichts jedoch vor der öffentlichen Brandmarkung schützen kann, womit der Troubadour durch seine Sirventes ihn belegt. Eine

Probe dieser Art findet sich bei Peire Cardinal. Ein Edelmann, Esteve von Belmont, war von seinem Pathen zum Besuche eingeladen worden. Er findet sich mit seinem Gefolge ein; in dem Augenblicke aber, als die Mahlzeit beginnen soll, wirft er sich auf seinen Wirth, tödtet ihn nebst einem Kinde, das ihm zur Seite sitzt, und mehren Dienern, läßt hierauf seine eignen Mitschuldigen ins Gefängniß werfen und bereichert sich mit ihrer Aller Gütern. Den Verbrecher schützte sein Ansehn vor der richterlichen Strafe; aber der Verfolgung des Dichters konnte er sich nicht entziehen. »Wenn Cain, ruft ihm dieser zu, Nachkommen hinterließ, so ist Esteve aus ihrem Blute entsprossen; denn zu Aenac beging er dreifachen Verrath, desgleichen weder Judas noch Gavelon begangen haben würden. Sie verriethen durch Verkauf: der eine verkaufte Christus, der andere die Kämpen, sie waren fühllose Verkäufer. Aber Esteve verrieth durch Mord, selbst sein Pathe und ein Knäbchen fanden kein Erbarmen bei ihm; beide erschlug der Ungläubige bei der Mahlzeit! — Falscher Esteve, wenn Du zur Beichte gehst, so sage dem Caplan geduldig ein oder zwei Sirventes her, die ich auf Dich gemacht habe, dadurch könntest Du Deine Verräthereien am Besten abbüßen.« Ein anderes Lied gegen denselben ist noch weit heftiger; der Dichter erklärt darin, er habe die Absicht eine Salbe zu machen, um die Verräther damit zu reiben, und wolle den Erzverräther Esteve in Stücke schneiden, um diese Salbe aus ihm zu bereiten. Zum Schluß wünscht er ihn unverhohlen an den Galgen und den Geiern zum Fraß.

Gedichte dieser letztern Art kommen jedoch ziemlich selten vor. Vielmehr die meisten der moralisch-politischen Sirventes sind gegen Stände und ganze Klassen der Gesellschaft gerichtet, wobei sie nicht selten der persönlichen Satire sich wiederum annähern. Freilich darf man dieselben nicht nach dem unbedeutenden Ge-

dichte beurtheilen, in welchem Pons von la Garda den Juristen vorwirft, sie wären sämmtlich Betrüger und Gauner und würden in die Hölle fahren. Sehr gut dagegen und dabei merkwürdig für die Denkart jener Zeit sind einige Sirventes von Marcabrun über den Verfall der Liebe. Er wirft darin unter Anderm den Ehemännern vor, daß sie von den glatten Zungen der Troubadours ihre eigne Schande ruhig anhörten; der ächte Frauendienst sei gänzlich verfallen und die Buhlerei komme zu Ehren. Hieran schließen sich die allerdings minder werthvollen und (wie die eben genannten) von den freiesten Ausdrücken strotzenden Schmählieder desselben Dichters gegen die Frauen. Auch Peire von Auvergon greift die Ehemänner an, welche die Frauen Anderer verführen und dabei die eignen streng bewachen, mißbilligt dagegen die Satiren des Marcabrun auf das Entschiedenste. — Bertran's von Born heftiger Sirvente gegen die Bauern zeigt einen aristokratischen Übermuth, der schroff und ohne alle Bemäntelung hervortritt; er betrifft die Anmaßung des Bauernstandes, für dessen Angehörige die provenzalische und französische Sprache einen Namen gebrauchten (prov. vilan, fr. vilain und villain), der, obwohl von villanus entstanden, und ursprünglich nur einen Landbewohner bedeutend, doch zugleich den Nebenbegriff einer sittlichen Verworfenheit verband. Das Lied athmet eine grausame Leidenschaftlichkeit: oder wie anders soll man es nennen, wenn der Dichter sagt, das solle seine Freude sein, wenn er täglich ihrer zwanzig bis dreißig vernichten, wenn er sie nackt und bloß ihr Brot betteln sehen könnte?! Der Bauer folge der Art und Weise des Schweines, ein sittiges Leben sei ihm zuwider; sobald er sich zu Reichthümern erhöbe, so verliere er den Verstand und würde dann übermüthig gegen den Adel; darum müsse man ihm den Brotkorb hoch hängen rc. —

Eben so wenig aber wurden andrerseits die Großen ge-

schont; wie Bertran in der eben mitgetheilten Stelle gegen die Bauern auftritt, so an andern Orten züchtigt er auch die Großen, wie er denn überhaupt einer der entschlossensten, kräftigsten und gesinnungsvollsten Dichter jener Zeit ist. Ohne Rückhalt wirft er ihnen ihre Mängel vor: das wäre ja Feigheit, sagt er, wenn er ihre Fehler bemänteln wolle, weil sie Herzoge, Grafen oder Könige wären. Wir werden im Folgenden auf die politischen Poesien dieses Dichters noch besonders zurückkommen. — Auch die andern Troubadours geißelten nicht minder streng. So z. B. Peire Cardinal, der einen sonst trefflichen Sirvente an den Adel damit beginnt, daß er sagt, der raubsüchtige Große sei schlimmer, als jeder andere Dieb, begehe eine ärgere Teufelei, als der Räuber, und bessere sich nur spät. Was auf solchen Anfang folgt, läßt sich leicht denken: der Zorn überbietet sich selbst und verliert, ausschweifend in gröbsten Worten und Bildern, jede künstlerische, ja überhaupt jede Haltung. Ein anderer Sirvente desselben Dichters ist gegen das unzüchtige Leben der Großen gerichtet, ein dritter gegen den Übermuth und die Selbstsucht der Reichen: ein Thema, welches auch Sordel und Andere behandeln. Die Art und Weise, wie die Troubadours solche Lieder einkleideten, ist sehr verschieden. Schon oben sahen wir, daß sie ihr Thema gewöhnlich gradezu begannen, indem sie theils vom Allgemeinen auf Specielleres, theils umgekehrt von engern zu weitern Gesichtspunkten übergingen. Bisweilen beginnen sie auch mit Lobeserhebungen, wie es scheint, gegen eine vornehme Person: in der That aber bedienen sie sich dieses Eingangs nur, um bei dieser Gelegenheit andere Große desto bequemer angreifen und schmähen zu können. Sordel z. B. stimmt eine Klage über den Tod seines als Krieger, wie als Dichter berühmten Gönners, Freundes und Kunstgenossen Blacatz an, nennt seinen Verlust uner-

setzlich und schlägt eine Theilung seines Herzens unter die feig und schändlich lebenden Barone und Fürsten vor, gegen die er alsdann auf die bitterste Weise zu Felde zieht. Und zwar sind die Getroffenen nicht etwa unbedeutende Edelleute, sondern die bedeutendsten Fürsten der Zeit: Kaiser Friedrich II., Ludwig IX. von Frankreich, Heinrich III. von England, Ferdinand III. von Castilien, Jaime I. von Aragon, Thibaut Graf von Champagne und König von Navarra, Graf Raimund VII. von Toulouse, und Raimon Berenguier V., der letzte Graf von Provence aus dem Hause Barcelona. Das Lied selbst lautet: »Klagen will ich um Herrn Blacatz in dieser leichten Weise mit betrübtem und schwerem Herzen. Und wohl habe ich Ursache: denn in ihm verlor ich einen guten Gönner und Freund, und alle herrlichen Gaben sind mit seinem Tode untergegangen. So tödtlich ist der Verlust, daß ich an jedem Ersatz verzweifle, sofern es nicht auf die Weise geschieht, daß man das Herz ihm aus der Brust nimmt und die unbeherzten Großen davon essen läßt, damit sie wieder Herz bekommen. — Zuerst, denn sehr noth thut es ihm, muß der römische Kaiser davon essen, wenn er die Mailänder bezwingen will: sie haben ihn unterdrückt und ihn trotz seiner Deutschen des Landes beraubt. Alsdann esse der französische König davon: dann wird er Castilien erobern, das er durch seine Thorheit einbüßt. Mißfällt es aber seiner Mutter, so esse er nicht: denn wohl erkennt man an seinem Ruhme, daß er nichts thut, was sie mißbilligt. — Dem englischen Könige, der wenig beherzt ist, rathe ich, viel von dem Herzen zu essen: so nur wird er gut und tüchtig werden und das Land wiedererobern, um dessenwillen er des Ruhmes beraubt ist, jenes, das ihm der König von Frankreich, der seine Feigheit kennt, entrissen hat. Der castilianische König muß für zwei essen: er besitzt zwei Königreiche und ist nicht für eines gut;

will er aber davon essen, so thue er es im Geheimen, denn wenn seine Mutter es erführe, so schlüge sie ihn mit der Ruthe. — Auch der König von Aragon soll mit von dem Herzen essen: das wird ihn von dem Schimpf befreien, den er zu Marseille und Milhaud erfuhr; auf keine andere Weise, was er auch thun oder sagen könnte, vermöchte er wieder zu Ehren zu kommen. Nach ihm gebe man dem Könige von Navarra von dem Herzen, der, wie man hört, als Graf besser war, denn als König. Unrecht ist es, wenn Gott einen Mann zu großer Macht erhebt, daß der Mangel an Herz ihn wieder erniedrigt. — Der Graf von Toulouse hat Ursache, tüchtig davon zu essen, wenn er sich erinnert, was er sonst besaß und was er jetzt besitzt. Wenn er mit einem fremden Herzen seinen Verlust nicht ersetzt, so glaube ich nicht, daß er ihn mit dem eignen ersetzen wird. Auch der provencalische Graf muß davon essen, wenn er bedenkt, daß ein Mann, dem man das Seine genommen, nichts werth ist, und wiewohl er sich kräftig vertheidigt und hält, so hat er doch Ursache, vom Herzen zu essen, um seine große Bürde tragen zu können. — Die Herren werden mir übel wollen, weil ich ihnen wohlmeinend rathe; doch sie mögen wissen, daß ich sie so wenig achte, wie sie mich.«

Ohne Zweifel machte dieser kühne Sirvente großes Aufsehn, da die Idee desselben bald noch von zwei anderen Dichtern ebenfalls behandelt ward. Zuerst von Bertran von Allamanon. Dieser, der Sache eine mehr spielende Wendung zu geben, erklärt die von Sordel vorgeschlagene Theilung für vergeblich: nicht fünfhundert Herzen, wie des Blacatz, seien genügend Muth zu verleihen an alle diejenigen Fürsten, welche desselben entbehrten. Darum solle man das Herz des Edlen lieber unter die verdientesten Frauen theilen. Diese Theilung nun nimmt der Dichter vor; er bezeichnet als die verdienst=

vollsten Damen der Zeit die Gräfin von Provence, die Gräfin von Béarn, die Gräfin von Vianes, die Schöne von la Chambre, die Gräfin von Rhodez, die Dame Reimbaude von Baux, die Dame von Lunel, die Schöne von Pinos, und schließt dann mit den Worten: »Möge der glorreiche Gott die Seele des Blacatz aufnehmen; sein Herz ist bei den Damen, denen zu gefallen sein Ehrgeiz war.« — Der andere durch das Sordel'sche Gedicht hervorgerufene Sirvente ist von Pierre Bremon von Ricas Novas. Da Sordel und Bertran, sagt er, das Herz des Blacatz getheilt hätten, so wolle er nun den Leib desselben theilen. Er betrachtet nun den Leib als eine Reliquie und theilt ihn in vier Stücken dergestalt unter verschiedene Völker, daß in jeder Zutheilung eine Verspottung liegt. Das Haupt z. B. will er an den Sultan von Cairo nach Jerusalem senden, falls dieser bereit sei, sich taufen zu lassen u. s. w. —

Ein sehr beliebtes Ziel sodann für die satirische Laune der Troubadours, ihren brennenden Spott, ihren strafenden Unwillen bildeten die Mißbräuche der Kirche, insbesondere die politischen Anmaßungen der Hierarchie, so wie die Heuchelei und das anstößige Leben der Geistlichen. Die hieher gehörigen Gedichte sprechen es nur zu deutlich aus, wie groß, wie gefährlich und schamlos die gerügten Mißbräuche und Schändlichkeiten sein mußten, da sie im Stande waren, selbst in den bigottesten Gemüthern, in einer Zeit des Aberglaubens und religiöser Verdumpfung, einen so allgemeinen Unwillen zu erregen, daß fast alle öffentlichen Stimmen dagegen auftraten. Die Kirche, sagt Pons von la Garda, betrüge trotz der heiligsten Gesetze und gebe Ablaß für alle Verbrechen zum niedrigsten Preise; die Priester predigten ohne Unterlaß gegen das Streben nach irdischen Gütern, sie selbst aber kehrten sich nicht daran, indem sie Raub und Gotteslästerung vertheidig-

ten und alle verbotensten Sünden selbst begingen. Nicht milder geht Peire Cardinal mit ihnen um. Diese Geistlichen, sagt er, suchen mit allen Händen zu nehmen, gleichviel was für Unglück auch daraus entstehn mag; sie machen sich zum Herrn des Universums; hier nehmen sie ihre Zuflucht zum Gebete, dort verfolgen sie mit meuchlerischem Dolche; die Einen verführen sie mit Gott, die Andern mit dem Teufel. An einer andern Stelle sagt er, die Geistlichen nennten sich zwar Hirten, in Wahrheit aber wären sie Todtschläger, und wendet die Fabel vom Wolf und dem Schafskleide auf sie an: sie übten die Herrschaft aus mit Raub, Verrath und Heuchelei, und seien um so schlechter, je höher sie ständen. Am Heftigsten geißelt sie ein Rügelied Sordels; selbst Aasvögel und Geier witterten ihren Fraß nicht so leicht, als Geistliche und Prediger Geld und Schätze witterten. Zuweilen läßt Sordel sich auch auf die Vergehungen einzelner Mönchsorden ein; so beschuldigt er die Jacobiner, daß sie nach dem Essen, statt zu beten, über die Güte des Weines disputirten, Jeden der ihnen in den Weg trete, ohne Weiteres für einen Waldenser erklärten &c. — Guillem von Montageagout verklagt die Geistlichen, daß sie die Vormundschaft über die Gewissen, welche sie sich angemaßt, mißbrauchten. Mit Unrecht zögen sie gegen die schönen Kleider der Frauen zu Felde; wer Gott diene, gefalle ihm, auch wenn er kostbare Kleider trüge; ja wenn Priester und Mönche kein anderes Verdienst hätten, als ihre schwarze oder weiße Tracht, so würden sie von Gott schwerlich Gnade erlangen. Das Gedicht schließt mit einer Zueignung an den Grafen von Toulouse: es solle ihn an das erinnern, was die Geistlichkeit ihm gethan, damit er sich für die Folge vor ihren Plänen hüten könne. — Einer der heftigsten Widersacher der Pfaffen war Guillem Figueira, dessen Haß vorzüglich durch den Kreuzzug gegen die Albigenser und den Grafen von

Toulouse erregt zu sein scheint, obwohl er selbst schwerlich zu einer der südfranzösischen Secten gehörte. Ein fulminantes Rügelied der Art gegen Rom, in dreiundzwanzig elfzeiligen Strophen, von denen die meisten mit der Anrede »Roma« beginnen, habe ich in meinen »Rügeliedern der Troubadours gegen Rom« (Halle, 1846) in einer metrischen Übersetzung wiedergegeben. Merkwürdig ist, daß dieses Gedicht nur von einer Dame, Germonde von Montpellier, beantwortet wurde. Doch führt sie die Sache Roms ziemlich schlecht; zum Schlusse bittet sie den Erlöser, jenen Rasenden, welcher so falsche Reden ausstreue, den Tod des Ketzers sterben zu lassen: eine Bitte, die ihr jedenfalls eher und sicherer erfüllt sein würde, hätte sie dieselbe nicht an den Erlöser, sondern an die nicht lange vorher in Toulouse eingeführte Inquisition eingereicht. In einem andern Sirventes vergleicht Guillem Figueiras die Priester mit räuberischen Wölfen und tadelt ihr zuchtloses Leben; erhöbe man aber die Stimme dagegen, so würde man excommunicirt. Das Gedicht schließt mit den Worten:

Lied, geh' deinem Wege nach,
Und den falschen Pfaffen sag: —
Der sei schon todt, der ihnen sich ergebe,
Wie zu Toulouse man es jetzt erlebe,

wodurch die Meinung, als sei des Dichters Haß durch die Angriffe des Clerus gegen Toulouse hervorgerufen, noch mehr bestätigt wird. — Bertran Carbonel nennt die Geistlichen

— Falsche Priester, Lügner, Hochverräther,
Meineid'ge, Diebe, Buhler, Missethäter,
Die täglich so viel Übles Ihr vollbracht,
Daß nun die Welt liegt in des Irrthums Nacht ꝛc.

und knüpft daran eine Aufforderung zum Kreuzzuge.

Aber nicht bloß die Geistlichen, auch der Papst selbst war nicht selten den heftigsten Angriffen ausgesetzt. So rügt

Bertran von Alamanon die Anmaßung Innocenz IV., daß er, um das Gold der Fürsten länger zu beziehen, keinem von ihnen die deutsche Krone zuerkenne. Er fordert sie daher auf, ihre Ansprüche mit den Waffen zu unterstützen: denn den Sieger würden die Priester schon krönen; es sei ihr Brauch, dem Gewaltigen zu gehorchen und dem Gefallenen zu schaden u. dgl. m.

Hinsichtlich der eigentlich politischen und historischen Gedichte der Troubadours ist zu bemerken, daß sie die Personen von denen sie reden, oft sehr unbestimmt, nur mit einem Beinamen oder irgend einer andern leichten Andeutung bezeichnen. Oft würde es geradezu unmöglich sein, solche willkürliche Beinamen zu enträthseln, wenn nicht die handschriftlichen provencalischen Lebensnachrichten hie und da einiges Licht gäben. Wer z. B. würde vermuthen können, daß Bertran von Born unter dem Namen Marinier (Seemann) den jungen König Heinrich, den er auch häufig den Jove Rei (jungen König) nennt, unter Rassa (einem Ausdrucke, den ich nicht zu übersetzen weiß) Gottfried von Bretagne, und unter Oc e No (Ja und Nein) Richard Löwenherz, alle Drei Söhne Heinrichs II. von England, versteht? Die Beziehungen dieser Namen möchten schwerlich jemals entdeckt werden: und obwohl die Genannten gewöhnlich unter dieser Bezeichnung erscheinen, so würden wir, trotz der vielfachen sonstigen historischen Beziehungen in den betreffenden Gedichten de Borns, doch über die darunter verstandenen Personen in völligem Dunkel bleiben, wenn die Handschriften uns nicht mit ihrer directen Erklärung zu Hilfe kämen. Vielleicht rührte dieser Gebrauch theils aus einer gewissen Vertraulichkeit zwischen dem Troubadour und dem Angeredeten, theils aber auch davon her, daß die Troubadours den Damen, welchen sie in ihren Liedern den Hof machten, gewöhnlich erdichtete Namen zu geben pfleg=

ten; vermuthlich aus dem Grunde, um dieselben durch Nennung des wirklichen Namens nicht zu compromittiren. So nannte Raimbaut von Vaqueiras die Beatrix von Carret »schöner Ritter«, Guiraut von Borneil seine Dame »Über Alles« und »Schöner Herr«, Arnaut von Mareuil die Adalasia, Gemahlin des Vizgrafen von Beziers, »Hold-Errungen«, Rambaut von Orange eine seiner Geliebten »mein Teufel«, Peire Rogier die Ermengarde von Narbonne. »Ihr habt Unrecht«, Bernard von Ventadour eine seiner Freundinnen »mein Trost«, Bertran von Born die Dame von Montignac »Magnet«, und die Gemahlin Heinrichs des Löwen, Mathilde, Richard Löwenherzens Schwester und Mutter des Kaisers Otto, die er wahrscheinlich gegen Ende 1183 kennen lernte, als sie sich mit ihrem verbannten Gemahle bei ihrem Schwager in der Normandie befand, »Helena«: vielleicht weil das Mittelalter in der Helena den Inbegriff und die Blüthe der Schönheit fand. — Indeß kommen in den politischen Gedichten solche an sich völlig unverständliche Namen verhältnißmäßig seltener vor, am Häufigsten dagegen umschreibende Angaben, wie: der König von Spanien, der kleine Kaiser, der edle Graf, und ähnliche. Hier hat man allerdings schon einen gewissen Anhalt, doch finden sich für die genaue Bestimmung selbst bei diesen deutlichern Bezeichnungen immer noch ansehnliche historische Schwierigkeiten. Sie können oft nur durch eine auch auf das Kleinste eingehende Kenntniß der Zeitgeschichte, vorzüglich der Geschichte und Genealogie französischer und italienischer Häuser entziffert werden. Vieles ergiebt sich allerdings aus der Bestimmung der Zeit, in welcher die betreffenden Dichter lebten und dichteten; aber auch diese läßt sich wiederum in den meisten Fällen nur aus den Gedichten selbst und den darin erwähnten Thatsachen entwickeln. So ergiebt sich, daß Marcabrun bis wenigstens nach 1180 lebte,

aus einem Sirvente desselben, in welchem er zürnt, daß ein Knabe um seines Reichthums willen Kaiser sei. Dieser Knabe kann nun Niemand anders sein, als Alexius II., welcher 1180 in seinem dreizehnten Jahre den byzantinischen Thron bestieg. Unter dem »Grafen Gottfried, dem Breselianda gehört«, in einem Sirvente des Bertran von Born, kann nur der schon genannte Gottfried von Bretagne verstanden werden, da Breselianda ein Wald in Bretagne ist (beiläufig gesagt derselbe Wald, in welchem Artus von seiner Freundin Viviane verzaubert wurde). Unter desselben Bertran's Liedern finden sich einige heftige Ausfälle gegen Alphons II. von Aragon, dessen persönlicher Gegner er war, und der aus folgenden Andeutungen leicht zu erkennen ist: »Ich fühle mein Herz getrieben, ein neues Rügelied zu dichten, welches die Aragoneser lehren soll, daß ihr König unter bösen Vorzeichen hieher kam; man schätzt seinen Bruder Sancho höher als ihn ꝛc. Dieser Sancho verwaltete Provence im Namen seines Bruders, und wenn Bertrand weiterhin den »König preist, welcher Castro Xeriz und den Palast zu Toledo besitzt«, so kann dieses nur Alphons III. von Castilien sein, welcher gemeinschaftlich mit dem Könige von Aragon in Navarra eingefallen war; denn Castro Xeriz (Castrum Caesaris) war ein Schloß in Altcastilien, vier Meilen von Burgos, und die Lage Toledo's ist bekannt. —

Schwieriger, ja oft unmöglich ist es, die gemeinten Personen zu entdecken, wenn die in dem Gedichte enthaltenen Andeutungen unbekannt sind, wie in folgendem Verse des Mönchs von Montaudon: »Mönch, du hast übel gethan, daß du nicht sogleich den König, dem Salaros gehört, besucht hast: er war so sehr dein Freund. Ha! wie manche gute Mark Sterling kosten ihn deine Geschenke!« Salaros ist ein durchaus zweifelhafter Ort, und wenn Rochegude, der Adolphs II.

im Auge haben mochte, in seinem Glossaire: »Saragossa« übersetzt, so irrt er; denn daß von einem englischen Könige die Rede sein muß, zeigen schon die erwähnten Sterlinge, noch mehr aber die darauf folgende Strophe: »Herr, gewiß hätte ich ihn gesehen, wäre es nicht durch deine Schuld unterblieben: denn du hast seine Haft zugelassen. Aber du bedenkst nicht, welchen Lauf das Schiff der Saracenen nimmt; wenn es in Accon landet, so sind die türkischen Schelme dort stark genug.« Hienach kann über den König, der in der vorhergehenden Strophe als Wohlthäter der Troubadours gepriesen wird, kein Zweifel obwalten: Richard Löwenherz ist gemeint, während dessen Gefangenschaft für das mühsam errungene, schwach besetzte Accon wohl Besorgnisse entstehen konnten. Wenn in einem anderen Gedichte derselbe Mönch den heiligen Julian, den Schutzpatron der Reisenden, sagen läßt: »In Perigord und Limousin bin ich gleichfalls beliebt, allein der Graf und der König richten diese Länder zu Grunde:« so sind hierunter Richard von Poitiers und sein Vater Heinrich II. zu verstehen, welche diese Provinzen im Jahre 1183 auf das Strengste züchtigten. Und wenn Elias Barjols in einer Canzone sich »den Freund des Königs von Leon, des Herrn der Castilianer« nennt, so kann er damit keinen andern meinen, als Ferdinand III, der seit 1230 Castilien mit Leon vereinigt hatte.

Eigenthümlich, wiewohl ganz in den Umständen begründet, ist die Erscheinung, daß die politischen Gedichte der Troubadours sich selten zu einer allgemeinern Auffassung der Ereignisse erheben, sondern meist bei speciellen Thatsachen stehen bleiben, ganz ähnlich wie bei unsern Zeitungen. Sie waren bestimmt, durch Lob oder Tadel, oder durch beides zugleich, denjenigen, an welchen sie gerichtet waren, zu irgend einer politischen Handlung zu bestimmen und aufzuregen. Elias

Cairel wirft dem Marquis Wilhem IV. von Montferrat, die Lauigkeit vor, mit welcher er dem Beispiele seines Vorgängers folge, dessen Recht und Erbe er aufgäbe, um unbekannt und ruhig in Montferrat zu leben, und sucht ihn zur Wiedereroberung von Thessalonich zu reizen, dessen sein jüngerer Bruder durch Theodorus Angelus, Fürsten von Epirus, im Jahre 1222 beraubt worden war. »Markgraf,« sagt er ihm unter Anderm, »die Mönche von Clugny sollten euch zu ihrem Prior machen oder Ihr solltet Abt von Citeaux werden, da Ihr ein so schwaches Herz habt, daß Euch ein Paar Ochsen und ein Pflug zu Montferrat lieber sind, als anderswo Kaiser zu sein. Wohl kann man sagen, der Sohn des Leoparden schmiegte sich nie in ein Loch wie der Fuchs.« Auch in einem frühern Sirvente fordert er Wilhelm von Montferrat auf, den Tod seines Vaters und die Vertreibung seines Bruders Demetrius zu rächen; zugleich ermahnt er die christlichen Fürsten, ihren Zwistigkeiten endlich zu entsagen und Jerusalem und Cairo zu erobern, und behauptet, die Türken und ihre Verbündeten hätten ihr Verderben aus ihren Loosen vorausgesehen und seien deshalb von Schrecken ergriffen. Gegen denselben Markgrafen existirt auch ein Rügelied von Folquet von Romaes, worin ihm namentlich Mangel an Freigebigkeit vorgeworfen wird. — Als mehre provencalische Städte dem Grafen Raimund Berenguier IV. den Gehorsam aufkündigten, indem sie nur von dem Kaiser abzuhängen erklärten, unterwarf er sie wieder mit Waffengewalt und stand eben vor Marseille, als Raimund von Toulouse auf Friedrichs II. Veranlassung erschien und ihn zu einem schleunigen Rückzuge nöthigte. Über diese Zaghaftigkeit richtet Bertran von Allamanon, der noch dazu sein Vasall war, einen heftigen Sirvente gegen Berenguier: er habe Marseille schimpflich verlassen, sei nicht mit Trompetenschall oder kämpfend abgezogen, ja er habe

nicht einmal einen Feind gesehen; Raimund von Toulouse dagegen, sagt er, habe das Unglück des von Berenguier gedemüthigten Hauses Baux durch seine Tapferkeit gerächt und durch seine Artigkeit ersetzt. Auch mit Carl von Anjou war er nicht zufrieden. Als Carl mehre abtrünnige Städte mit Schonung behandelte, wodurch der Dichter, der sich von diesen Städten eines Theiles seiner Einkünfte beraubt sah, in Schaden gerieth, so erklärt er mit nackten Worten, sein Lehnsherr habe sich seine Rechte gegen die Rebellen vergeben; jetzt habe sich zwar das Gerücht verbreitet, als ob er das Kreuz genommen und nach Syrien ziehen werde: aber das sei nur eine unkluge Art, an den Türken Ersatz zu nehmen für das, was er daheim verloren. — Ein Sirvente des Guillem von Montanhagel betrifft eine Angelegenheit seines Lehnsherrn, des Grafen Raimund VII. von Toulouse. Der Graf hatte den Entschluß gefaßt, seine an Frankreich verlorenen Besitzungen wieder zu erobern, er hatte sich zu dem Zwecke mit vielen südfranzösischen Grafen und Herren, sogar mit den Königen von Arragon und von England verbunden (1242). Nichtsdestoweniger schlug das Unternehmen gänzlich fehl. Ludwig IX. brachte dem Könige von England eine Niederlage bei und zwang einen der bedeutendsten Bundesgenossen, den Grafen von la Marche, zur Unterwerfung: in Folge dessen Raimund von dem Grafen von Foix und, wie das Gedicht sagt, auch von dem Grafen von Rhodez verlassen ward. Nun erhebt der Troubadour den Grafen von Toulouse auf den Gipfel des Ruhmes, die Herren von la Marche, Foix und Rhodez aber verklagt er im Namen der Ehre; auch König Jacob und die Engländer werden nicht geschont. Ein anderer Sirvente desselben Dichters beklagt das Schicksal der Provence, die durch Carls Vermählung mit Beatrix unter das Joch französischer Herrscher gerathen war. Der Dichter bedient

sich hier eines Wortspieles: »Über nichts thut mir das Herz so weh, als daß Proensa (Provence) ihren Namen vertauscht hat; sie hat so sehr gefehlt, daß man sie von nun an Faillensa (Fehl) nennen wird; denn sie tauschte eine redliche und liebreiche Herrschaft mit einer habsüchtigen und verliert dadurch ihren ganzen Werth.« Alsdann äußert er den Wunsch, der König von Arragon möge die Franzosen angreifen: ihm, der die Türken, die Überwinder der Franzosen, geschlagen, könne es nicht schwer fallen, auch die Besiegten zu schlagen. Letzteres ist eine Anspielung auf Ludwigs unglücklichen ersten Kreuzzug, welchem Carl von Anjou beigewohnt hatte; Jacob aber war gegen die spanischen Saracenen siegreich gewesen. — Bernart von Revenac erklärt in einem Sirvente, daß er sich durch nichts abhalten lasse, den Großen die Wahrheit zu sagen, und fährt dann fort: »Ich bitte den englischen König mich zu hören: er verdirbt seinen ohnehin kleinen Ruhm noch vollends durch seine Zaghaftigkeit, da er die Seinigen im Stich läßt, und sich so lässig und träge benimmt, daß er im Schlafe zu liegen scheint. Der französische König behält ihm ohne Umstände Tours und Anjou, Normandie und Bretagne zurück. »Der König von Arragon mag wohl den Namen Jacob führen, denn gar zu gerne liegt er ruhig (jazer, liegen, mit Jacme, Jacob in Verbindung gebracht.) Nehme ihm seine Länder, wer da will, er ist so träg und nachgiebig, daß er nicht einmal widerspricht, und den Schimpf und Schaden, den er hier bei Limoux erleidet, rächt er dort an den ruchlosen Saracenen. Ehe er nicht für seinen Vater Rache genommen, ist sein Verdienst gering. Er rechne nicht auf mein Lob, bevor er nicht Feuer und Flammen verbreitet und gewaltige Streiche austheilt. Erst dann ist er mit wahrem Ruhme geschmückt, wenn er dem französischen Könige sein Gebiet schmälert: denn Alphons möchte gern sein Lehen er-

erben. Graf von Toulouse, die Einkünfte von Beaucaire, die Ihr sonst bezogt, müssen Euch weh thun; Ihr und der König, Euer Verbündeter, sollten nicht länger säumen, sie zurückzufordern. Schmach trifft Eure Sache, wenn man nicht bald Zelte und Hütten sieht, und Mauern brechen und hohe Thürme fallen.« Die historische Auslegung dieses Liedes hat keine Schwierigkeit. Heinrich III. von England wird im Sinne der Zeit mit Recht getadelt, daß er zur Wiedereroberung der schönen Provinzen, welche schon Philipp August an sich gerissen hatte, so schlechte Anstalten traf. Jacobs Triumphe über die Mauren durfte der Dichter nicht verschweigen: allein es verdrießt ihn, daß dieser siegreiche Fürst Carcassonne und Rasez, die Ludwig VIII. schon besetzt hatte, den Franzosen überließ; er fürchtet, diese Länder möchten auf Ludwigs IX. Bruder Alphons übergehen, der seit seiner Verlobung mit Johanna von Toulouse zum Erben dieser Grafschaft bestimmt war (1229). Unter den Opfern endlich, welche Raimund VII. dem Frieden hatte bringen müssen, war Beaucaire eines der schmerzlichsten. — Peire Vidal klagt über den Zwiespalt der Könige von Spanien und bittet sie, sich zu vereinigen, um gemeinschaftlich gegen die Mauren zu ziehn. In einem andern Sirvente räth er den Freistädten Mailand und Pavia, sich zu verbünden, und der Lombardei, sich vor Freibeutern sicher zu stellen. In einem dritten Liede tadelt er den Alphons, daß er den Pfaffen vertraut und, von falschen Rathgebern bewogen, die Fahne des Kaiserthums ergriffen habe. Für die Sache des Hauses Baux und des Wilhelm IV. von Baux, Prinzen von Oranze, den er mit dem vertraulichen Namen Engles (Engländer) bezeichnet, trat Rambaut von Vaqueiras mit mehren kräftigen Liedern auf; er tadelt namentlich die Lauheit einiger mit Baux verbündeter Parteihäupter, und drückt seine Verwunderung aus, wie der König von Arragon Frieden

schließen könne, noch ehe er nur eine Burg genommen, so daß das Haupt der Baux trotz seines Bündnisses mit dem Könige nicht wieder zu seinen Besitzungen gelangt sei. Uc von St. Cyr ist ein so eingefleischter Parteimann, daß ihm Ghibellinismus und Gottlosigkeit unzertrennlich sind. In einem Sirvente beschuldigt er einen toulousischen Herrn des Unglaubens und droht dem Grafen Raimon von Toulouse mit dem eignen Verderben, wenn er dem Elenden noch länger seinen Schutz verleihe. Friedrich dem II. wird vorgeworfen, er habe den Engländern versprochen, ihnen Bretagne, Anjou, Poitou, Normandie und Guienne wieder zu verschaffen; der König von Frankreich, so wie der Papst, werden aufgefordert, einen Kreuzzug gegen ihn anzuordnen und ihm Apulien zu entreißen. Derselbe Dichter erklärt sich in einem spätern Rügeliede auch gegen Ezzelin; er frohlockt über die Abnahme seiner Macht und wundert sich über die Langsamkeit der göttlichen Rache, wodurch der Glaube sich erzeugen müsse, daß Gott an grausamen Handlungen Wohlgefallen habe.

Diese Proben werden genügen, die besondere Art und Weise zu charakterisiren, in welcher die Troubadours ihre politische Polemik zu führen pflegten. Was dagegen die allgemeinen Principien, die politischen Grundsätze selbst angeht, so läßt sich darüber kaum etwas Weiteres sagen, als daß sie sich der Regel nach zur Partei desjenigen hielten, in dessen Dienste sie standen, d. h. bei dem sie als Hofdichter und nicht selten als vertraute Freunde sich aufhielten. Sie waren also Parteimänner: und zwar oft in dem Maße, daß sie an den Helden und Häuptern ihrer Zeit, je nachdem diese zu ihrer oder zu einer feindlichen Partei gehören, nur Licht oder Schatten erblicken; sie sind von dem Parteigeiste zumeist dermaßen beherrscht, daß sie nichts anderes kennen, als entweder ausbündiges Lob oder ausbündigen Tadel. Wer

sich ihren Haß zugezogen, an dem lassen sie, wie man zu sagen pflegt, kein gutes Haar, er ist ganz schwarz, ganz verloren: während es andererseits keine löbliche Eigenschaft giebt, die sie demjenigen, dessen Ruhm sie eben aussprechen wollen, nicht beilegten. Aber so richtig es auch der Mehrzahl nach ist, daß sie »deß Lied singen, deß Brod sie essen,« so finden sich doch nicht nur bei Einzelnen häufig auch edlere Motive, Motive der Freundschaft, der Überzeugung: sondern es ist auch überall eine Seltenheit, daß ein Troubadour die von ihm einmal bevorzugte Partei verließe oder gar mit einer feindlichen vertauschte: so daß also, wenn auch nicht immer der Ursprung, so doch die Treue ihrer Überzeugung außer Zweifel ist. Eine Ausnahme hierin, wie in vielen andern Stücken, macht Bertran von Born, der merkwürdigste und wichtigste aller politischen Dichter der alten Provence, über dessen unruhiges wildbewegtes Leben seine Biographie Auskunft giebt, unter Anführung zugleich der wichtigsten darauf bezüglichen Lieder. Er war, was wohl zu berücksichtigen ist, ein mächtiger Baron, der neben seinen Liedern zugleich durch seine Macht und seinen Reichthum wirkte; sein poetischer Einfluß als Dichter ging Hand in Hand mit seinem politischen als Edelmann. Seine Lieder sind wahre Feuerbrände; überall stiften sie Zwietracht und Kampf, überall erhitzen und erbittern sie die Gemüther, ja es scheint der stürmischen Seele des Dichters nicht anders wohl zu sein, als wenn ringsum Alles in Flammen steht und Blut und Kampf den zitternden Erdball erfüllen. Es ist in ihm eine wilde, berserkerhafte Lust an Kampf und Blutvergießen, die sich hie und da mit förmlichem Jauchzen Luft macht; auf dem Schlachtfelde, unter zuckenden Leichen, unter Blut und Sterben, da erst fühlt er sich zu Hause. Um diese blutige Leidenschaft auch praktisch befriedigen zu können, suchte er Haß und Zwietracht unter

die Mächtigen zu streuen, und da er, kraft seiner politischen Stellung, weder als Gegner, noch als Freund gering zu achten war, so mußten seine Rügelieder doppelt ins Gewicht fallen. Er war, wie die Handschriften sagen, Vizgraf in Perigord, Besitzer des Schlosses Hautefort; mit den Söhnen Heinrichs II. von England stand er in dem innigsten Verkehr, ja die wechselnde Verbindung mit diesen, wie er bald mit dem Einen, bald dem Andern gegen die Übrigen Partei macht, bildet recht eigentlich den rothen Faden in seinem Leben. Auch setzt Dante ihn, weil er den Sohn gegen den Vater aufgereizt habe, in einen der tiefern Kreise der Hölle: nicht ganz mit Recht, wenigstens was das angeführte Motiv betrifft, indem Bertran nachweislich weder an der ersten, noch an der zweiten Empörung der Söhne Heinrichs II. von England gegen ihren Vater Antheil genommen: so daß Dante für seine Beschuldigung keine andere Quelle, als die noch jetzt vorhandene provencalische Lebensnachricht gehabt zu haben scheint. Dort nämlich heißt es (was Dante, Hölle, Ges. 28. fast wörtlich wiederholt), Bertran habe den Vater und den Sohn von England entzweit; sowie an einer andern Stelle, der alte Heinrich habe Bertran gehaßt, weil er gewußt, daß dieser der Freund und Rathgeber des jungen Königs, seines Sohnes, gewesen, und weil er geglaubt, Bertran habe den ganzen Krieg angestiftet. Als Krieger und politischer Sänger erscheint Letzterer zuerst in einem der Empörungskriege der aquitanischen Großen gegen Richard Löwenherz, und zwar war er namentlich in der dritten Empörung derselben eine der ersten Triebfedern. Auch hatte er in Wahrheit einen Grund mehr, als die übrigen Barone, sich an dem Grafen von Poitiers zu rächen. Er besaß das Schloß Hautefort mit seinem Bruder Constantin von Born gemeinschaftlich; allein die Brüder konnten sich nicht vertragen und einer suchte

den andern zu verdrängen, wobei der minder unternehmende Constantin zu kurz kam: so daß beide Brüder in stetem Unfrieden lebten und sich wechselsweise vertrieben. Einmal war es dem Letztern gelungen, sich des ganzen Schlosses zu bemächtigen; allein Bertran nahm es wieder ein und bestand nun auf dem Alleinbesitz. Der Vertriebene wandte sich an den Vizgrafen von Limoges; dieser war eben mit Richard im Kriege begriffen, aber beide Gegner versöhnten und verbanden sich, um den herrschsüchtigen Bertran zu demüthigen. Sie vereinigten ihre Streitkräfte, fielen in die Herrschaft Hautefort ein und verheerten sie mit Feuer und Schwert. Indessen scheint Bertran dennoch sich hinter seinen Mauern behauptet zu haben. Ein noch vorhandener Sirvente, welcher auf diesen Vorfall gedichtet ist, zeigt deutlich den kecken Muth des Sängers, der mitten in dem Rauch seiner Besitzungen der ergrimmten Feinde sowie der trägen Freunde spottet. Doch ließ er es nicht bei Worten allein bewenden, vielmehr seiner Thätigkeit vornämlich ist es zuzuschreiben, daß eine neue, und zwar unter allen die gefährlichste Empörung gegen Richard zu Stande kam. Die Verbündeten, lauter mächtige Große, schworen sich zu Limoges in der Kirche des H. Martial Treue. Die nächste Veranlassung war allerdings die Uneinigkeit der königlichen Brüder selbst, und wie gefährlich das Unwetter war, welches sich über Richards Haupte zusammenzog, erhellt aus einem Gedichte Bertrans, in welchem dieser es hauptsächlich darauf angelegt zu haben scheint, den jungen König Heinrich noch mehr gegen seinen Bruder aufzuhetzen, was ihm denn auch gelang. Der alte König Heinrich inzwischen wußte es dahin zu bringen, daß seine Söhne sich wieder vertrugen. Dadurch ward Bertran von Born so sehr in Harnisch gebracht, daß er gegen den jüngern Heinrich einen Sirvente, voll von Bitterkeit und den heftigsten Schmähungen, schleuderte. Er

habe, sagte er, seine Ansprüche gegen eine Rente aufgegeben, und da er nun kein Land mehr besitze noch regiere, so solle er der Memmenkönig heißen; denn wie eine Memme handle er, da er nun gänzlich von Lieferungen, Zahlungen und Versicherungen lebe. — Inzwischen hatte Heinrichs Abfall die Verbündeten entmuthigt und ihre Pläne zerstört, so daß Richard, ohne großen Widerstand zu finden, sie einen nach dem andern schlagen und züchtigen konnte. Darüber nun erhob Bertran seine Stimme von Neuem: einen Sirvente noch wolle er dichten von den feigen Baronen, dann sollten sie ihn niemals wieder von ihnen reden hören; denn mehr als tausend Stacheln habe er an ihnen zerbrochen und nicht Einen in Lauf oder Trab gebracht — nein, sie ließen sich ohne Widerrede berauben! Gott möge sie verfluchen! Was denn die Barone beginnen wollten? Es gäbe keinen, den man nicht wie einen frommen Bruder scheeren und schaben oder ohne Umstände an allen Vieren beschlagen könnte.

Mittlerweile bekamen die Dinge unerwartet eine ganz andere Gestalt. Heinrich II. hatte den jüngern Sohn Gottfried abgesandt, um den Frieden zwischen Richard und seinen Vasallen zu vermitteln; allein kaum der Aufsicht seines Vaters entgangen, führte dieser seinen alten Verbündeten die Mannschaft zu, welche er bei sich hatte, ein Heer von Bretonen und Brabanzonen, mit denen er in Poitou die gräulichsten Verwüstungen anrichtete und Richard bald in die Enge trieb. Nun erbot sich der junge Heinrich zum Friedensgeschäft; kaum aber, nach erhaltenem Urlaub von seinem Vater, in Limoges angekommen, warf er die Maske ab und erklärte sich ebenfalls gegen Richard. Der Vater eilte nun, seinem dem Untergange nahen Sohne Richard Hilfe zu bringen, zu welchem Ende er sich mit seinem alten Freunde Alphons II. von Arragonien verband. Allein der jüngere Heinrich bat

seinerseits Alphons' Erbfeind, den Grafen Raimund V. von Toulouse, wie auch seinen Schwager Philipp August und den Herzog Hugo von Burgund, um Hilfe, die ihm auch nicht verweigert ward. So gerade mußten die Sachen stehen, wenn sie Bertran befriedigen sollten; wie glücklich er sich fühlte inmitten dieser allgemeinen Verwirrung und Entzweiung, beweist ein Sirvente, den er auf Raimunds von Toulouse Aufforderung dichtete, und in welchem er den Kampf zwischen diesem und dem König von Arragon prophetisch voraussieht. Er schließt mit dem charakteristischen Wunsche, daß »alle diese mächtigen Barone stets auf einander erzürnt sein möchten!« — Der alte Heinrich inzwischen war selbst nach Limousin gezogen, um seine Söhne zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Allein nicht nur, daß er, namentlich bei der Belagerung des Schlosses Limoges, dem verzweifeltsten Widerstande begegnete, so mußte er noch den Kummer erleben, daß sein Sohn Heinrich in Folge eines hitzigen Fiebers plötzlich starb. Wenigen ging der Hintritt des durch manche schöne Gaben ausgezeichneten Prinzen so zu Herzen, als Bertran von Born; die beiden auf Heinrichs Tod gedichteten Klagelieder gehören zu dem Schönsten und Innigsten, was nicht nur Bertrans Muse, sogar was die ganze provencalische Poesie in dieser Gattung aufzuweisen hat. Durch Heinrichs Tod nun war das Bündniß aufgelöst und der König säumte nicht, die aufrührerischen Vasallen zu züchtigen. Auch vor Hautefort erschien das Strafgericht; eine strenge Belagerung der wiederum stark befestigten Burg begann. Zwar wehrte Bertran sich hartnäckig: aber dennoch konnte er nicht hindern, daß, wenn auch erst nach siebentägiger Belagerung, die von zwei Königen (Heinrich II. und Alphons von Arragon) und einem Herzoge (Richard) angegriffenen Feste (die bei Gottfried von Vigeris »Authefort« heißt) von Richard mit Sturm genommen ward.

Bertran wurde, den Handschriften zufolge, in Heinrichs II. Zelt geführt, der ihn, als den Anstifter der Empörung seines Sohnes sehr übel aufnahm. »Bertran, Bertran,« sagte er, »Ihr habt euch einmal gerühmt, daß Ihr nicht die Hälfte Eures Verstandes nöthig hättet; jetzt aber scheint er Euch ganz noth zu thun.« — »Herr,« erwiederte Bertran, »es ist wahr, daß ich dies gesagt habe, und ich sagte damit die Wahrheit; allein nun habe ich ihn nicht mehr.« — »Wie so?« fragte der König. — »Herr,« entgegnete Bertran, »an dem Tage, wo Euer Sohn, der treffliche junge König, starb, verlor ich Verstand und Bewußtsein.« Sofort soll nun der gerührte König dem Freunde seines Sohnes seine Freiheit und seine Besitzungen zurückgegeben und ihn obendrein noch reichlich beschenkt haben. Wenigstens, daß Bertran sich bei dieser Gelegenheit mit Richard ausgesöhnt, geht aus einem noch erhaltenen Sirvente des Dichters hervor; er sagt darin, er werde für Richard von nun an ein kräftiger Beistand sein, treu und rein, wie ächtes Silber, gehorsam und liebevoll: und ergießt dann bittern Tadel über die Grafen und Barone, welche, obwohl sie ihm einst in dem Münster des H. Martial auf ein Missalbuch geschworen, ihn zuletzt dennoch verrathen und Frieden geschlossen hätten, ohne dabei seiner zu gedenken.

Kaum indessen sah Bertran von Born sich wieder in dem Besitz seines Schlosses, als sein Bruder Constantin ihm neue Fehde erregte. Der König hatte die Feste, während ihrer Belagerung, diesem zugesagt. Allein Bertran wußte jenen sowohl, wie Richard dergestalt für sich einzunehmen, daß sie Constantins Sache nicht weiter beachteten, blieb Bertran im Besitz; erst nach seinem Tode verglichen seine Kinder sich mit ihrem Oheim. — Daß sich unter Bertrans Liedern auch heftige Angriffe gegen Alphons II. von Arragon finden müssen, ist leicht erklärlich. Allein gerade hier bestätigt sich die

oben ausgesprochene Meinung, wie leicht selbst die bessern Troubadours sich von ihrer Leidenschaft, sei es in Gutem, sei es in Bösem, zum Extrem verleiten ließen. Bertran läßt sich in diesen Gedichten zu offenbaren Verleumdungen eines Königs hinreißen, in dessen Lob alle Geschichtschreiber einstimmen. Aber freilich hatte Bertran, außer den Rücksichten seiner Partei, auch noch einen persönlichen Grund, Alphons zu hassen. Bei der Belagerung von Hautefort nämlich schickte der König von Arragon, der früher mit Bertran befreundet war, einen Boten in die Feste und ersuchte Bertran um Lebensmittel, die ihm dieser denn auch aus Gefälligkeit hinausschickte, dem Geschenk aber die geheime Bitte hinzufügte, der König möge veranlassen, daß man das Sturmgeräth von einer gewissen Stelle der Mauer entferne, welche daselbst dem Einsturz nahe sei. Allein der König verrieth die ganze Sache, man vereinigte alle Sturmwerkzeuge auf dem angegebenen Punkte, und so mußte die Burg fallen. Wie ungerecht es daher auch sein mag, wenn er den Alphons, »der ihn an demselben Tage verrieth, wo er ihm einen Freundschaftsdienst erwiesen,« meineidig, schwach, träge, üppig, feig, einen Verräther, treulos, grausam nennt (was der König Alles nicht war), so bleibt doch so viel gewiß, daß Bertrans Heftigkeit einige Entschuldigung verdient. Mit der Versicherung freilich, »daß er den König nur züchtige, um ihn zu bessern; es thue ihm leid, wenn er ihn irren sehe, und er wünsche, ihn zu belehren,« darf man es bei alledem nicht zu genau nehmen. — Von nun an sehen wir diesen Troubadour stets auf Seiten seines Landesherrn, und wenn er trotzdem den König von Frankreich auffordert, die Waffen zu ergreifen und eine ihm widerfahrene Schmach zu rächen, so geschieht dies nur aus seinem bekannten Wohlgefallen am Kriegszustande überhaupt, der ihm, außer der Lust des Schlachtgewühles, auch Beute

und eine größere Freiheit des Lebens versprach. Wie schwer, bei dieser Gemüthsart, mögen ihm die Jahre des Friedens geworden sein, vom Juli 1183, wo er sein Schloß übergab, bis Ende 1186! — Endlich, mit dem Jahre 1187, schien sich diese Lage der Dinge ändern zu wollen. Richard hatte sich mit Alix, der Schwester des Königs Philipp, verlobt, zögerte aber mit der Vermählung, obwohl er bereits einen Theil der Normandie als Heirathsgut empfangen; ja er weigerte sich endlich sogar, dem Könige von Frankreich für Poitou und Guienne zu huldigen. Beide Theile griffen zu den Waffen, und schon standen die Heere einander gegenüber, als die päpstlichen Legaten einen zweijährigen Frieden vermittelten. Ein so unerwarteter Friedensschluß, der einen noch kaum begonnenen Krieg endigte, mußte Bertrans Galle reizen. In einem bittern Rügeliede erklärte er denn auch, die Engländer und Franzosen hätten ihre Ehre gegen Schande vertauscht: ein gerüsteter König, der im Felde auf Verhandlungen eingehe, sei ein Feigling; besser hätte sich Philipp in das Gewühl gestürzt, als mit den Waffen in der Hand der Kirche zu Gefallen unterhandelt. Dem König Heinrich habe Issoudun den Eid der Treue geleistet, und er werde es nicht fahren lassen; Philipp möge seinem Gegner für die englische Münzen danken, die dieser in solcher Menge nach Frankreich geschickt habe, daß Säcke und Beutel theuer geworden: diese, nicht die Krieger von Anjou und Maine, seien die eigentlichen Sieger. Eine andere Anzahl Rügelieder dieses Dichters bezieht sich auf den im Jahre 1186 ausgebrochenen Krieg zwischen Richard und seinem alten Feinde, dem Grafen Raimund V. von Toulouse, welcher letztere, hart bedrängt, den König von Frankreich, seinen Lehnsherrn, um Schutz bat; die Lieder zielen darauf ab, Philipp zum Kampfe anzureizen, besonders durch den Vorwurf, daß Richard trotz aller Unterhandlungen

die Prinzessin Alix verschmäht und sich unterdessen mit Berengaria, der Tochter Sancho's VI. von Navarra, verlobt habe, mit welcher er sich wirklich einige Zeit darauf (1191) zu Messina vermählte. Er sagt ferner, Richard jage auf Löwen, Philipp nur auf Sperlinge und lasse sich allgemach von Richard zu Grunde richten.

Wie in allen übrigen Stücken, war Bertran auch in der Art und Weise eigenthümlich, wie er die Kreuzzüge auffaßte, nämlich nur von ihrer weltlichen Seite, als eine Probe ritterlicher Tapferkeit. Wenn daher andere Troubadours, ergriffen von der Aufopferung des Erlösers, die Befreiung seines Grabes mit glühender Beredsamkeit als eine Gewissenspflicht schilderten, so leitet Bertran sein Kreuzlied (bezüglich auf den dritten Kreuzzug und noch vor Richards Thronbesteigung entstanden) auf eine mehr als prosaische Art also ein: »Unser Herr fordert alle tapfern und muthigen Helden auf; noch nie hat ihn Krieg oder Schlachtgewühl geängstigt: doch von diesem hält er sich für hart bedrängt. Denn das wahre Kreuz ist genommen und der König und das Grab bedürfen der Hilfe. Alle glauben wir zuverlässig, daß das heilige Feuer sich dort ergießt: man sieht es, und wenn man es glaubt, thut man nicht zu viel.« Bertran selbst jedoch blieb daheim, das Erbe seiner Väter zu schützen, welches in der That seiner Obhut und Anwesenheit bedurfte. Denn kaum, daß Richard den Rücken gewendet, als seine Gegner sich aufs Neue empörten, und, auf die Nachricht von seiner Gefangenschaft, mitten in das Herz seiner Staaten eindrangen. Plötzlich jedoch erschien Richard wieder; während er sich rüstete, suchte Bertran durch Gedichte des Königs Rachegefühl noch mehr zu reizen. Auch gelang es Richard Löwenherz in kurzer Zeit, die empörten Vasallen von Neuenl zu unterwerfen. Bald nachher scheint Bertran von Born sich von dem

poetischen Tummelplatze für immer zurückgezogen zu haben. Seine Thätigkeit als Dichter füllt also, obwohl er, wie die Handschriften bemerken, ein hohes Alter erreichte, nur den kurzen Zeitraum von 1180 bis 1194. Zuletzt soll er, nach eben dieser Quelle, noch in den Cistercienserorden getreten sein, vielleicht um hier die Ruhe zu finden, welche er bis dahin, in einem abenteuerlichen, wildbewegten Leben, so beharrlich geflohen.

Kein Anderer ist so geeignet, uns den großen Einfluß zu zeigen, den die Troubadours durch ihre politischen Lieder ausübten, als eben Bertran von Born. Wir haben gesehen, daß, die politischen Verhältnisse betreffend, fast immer dasjenige geschah, was er anrieth. Außerdem, wie bei den übrigen bedeutendern Troubadours, so tritt uns auch bei ihm fast in allen diesen politischen Liedern eine sehr ehrenwerthe Seite entgegen: der heilige Ernst nämlich, die Innigkeit der Überzeugung, die Tiefe der Empfindung, welche er, bei aller Leidenschaftlichkeit, zeigte, sowie die Kühnheit, mit der er, selbst unter drohenden Gefahren, auch den angesehensten Personen gerade heraus seine Meinung sagte. Besonders rühmlich aber ist der Eifer und hochherzige Muth, womit nicht allein Bertran, sondern überhaupt die Troubadours, sich der politischen Opfer annahmen, gegen welche der Fanatismus Kreuzzüge anstellte. Dahin gehören namentlich die Gedichte zu Gunsten der verfolgten Albigenser: und zeigt es gewiß von dem im Allgemeinen höheren Standpunkte der Aufklärung, auf welchem die Troubadours sich befanden, sowie von ihrem gesunden, redlichen Sinne, daß unter allen ihren noch vorhandenen Gedichten, so viel mir bekannt, nicht ein einziges vorkommt, welches g e g e n die Albigenser gerichtet wäre: wie es denn überhaupt unsre volle Achtung verdient, daß wir die

Troubadours fast immer auf der Seite der Unterdrückten und Schwächeren sehen.

Ja dies Verhältniß ist doppelt wichtig, weil in der That sie es waren, welche durch ihre Sirventes die öffentliche Meinung bestimmten und bildeten. Wir haben gesehen, daß diese Dichtungsart für die Troubadours nicht selten ein Mittel war, sich gegen diejenigen zu äußern, auf welche sie erbittert waren, daß sie aber auch eine weit edlere Bestimmung hatte, indem man sich ihrer bediente, um die Immoralität in den verschiedenen Klassen der Gesellschaft zu geißeln, oder den Großen, selbst den regierenden Fürsten, ihr Unrecht, ihre Verirrungen vorzuwerfen. Auf diese Art wurde der Sirvente als Rügelied eine furchtbare Waffe, mit welcher die Troubadours nicht nur ihre persönlichen Feinde angriffen, sondern auch mit der achtungswerthesten Freimüthigkeit, oft ohne alle Rücksicht auf sich selbst und die Gefahr, welcher sie sich aussetzten, Könige, Adel, Klerus, Bürger und Bauern, Männer und Frauen, sogar ganze Völker und Nationen verfolgten. Erwägt man demnächst die außerordentliche Schnelligkeit, mit der diese Rügelieder sich verbreiteten, indem die Dichter von Hof zu Hof, von Schloß zu Schloß zogen und dieselben vortrugen, oder, hatten sie irgendwo eine feste Anstellung als Hofdichter, ihre oft zahlreichen Jongleurs damit beauftragten; erwägt man ferner, in welchem Ansehn und welchen freundschaftlichen Verbindungen die Hofdichter sowohl, wie die fahrenden Poeten standen, ja daß sie großentheils selbst Männer von Rang, Reichthum und Ansehn waren: so begreift man wohl, eine wie gefährliche, wie einflußreiche Waffe diese Lieder bildeten. Es ist daraus auch ferner erklärlich, daß sich der Angegriffene, wie imposant seine politische Stellung auch übrigens war, sich nicht selten dennoch durch einen antwortenden

Sirvente vertheidigte. So z. B. Robert I., Dauphin von Auvergne, der den Sirvente des Richard Löwenherz beantwortete, in welchem dieser ihn, freilich mit großem Unrecht, der Treulosigkeit angeklagt hatte u. s. w.

Allein wie groß auch die politische Bedeutung dieser Dichtungen: ihr poetischer Werth (um auf unser anfängliches Urtheil zurückzukommen) wird dadurch immerhin nicht erhöht. Vielmehr waren diese Lieder nichts, noch sollten sie mehr sein, als überhaupt nur eine öffentliche Besprechung von Zeitereignissen: wobei es uns genügen muß, daß sie der Mehrzahl nach von einem gesunden, energischen Parteigeiste dictirt sind. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, als Documente der Zeitgeschichte und der damaligen öffentlichen Stimmung, bilden sie eine höchst interessante Erscheinung, die eines gründlichen Studiums um so mehr würdig ist, als in diesen Gedichten unzählige Andeutungen enthalten sind, aus denen die Specialgeschichte Frankreichs und Italiens, und namentlich die Genealogie der kleineren französischen und italienischen Dynastenhäuser erweitert und wesentlich berichtigt werden kann — Dinge freilich, auf welche des Näheren einzugehen, hier weder Raum noch Veranlassung.

Die Alkestis des Euripides.

Von

H. Köchly.

Wie Euripides überhaupt im Laufe der Zeiten bis auf die Gegenwart herab sehr verschiedenartig beurtheilt, von den Einen eben so erhoben und bewundert, als von den Andern herabgesetzt und getadelt worden ist, so hat, aus leicht begreiflichen Gründen, dieses Schicksal vorzugsweise sein Trauerspiel *Alkestis* getroffen, dessen Kritik sogar in unserer Literaturgeschichte eine, wenn auch kleine, doch eigenthümliche Rolle gespielt hat. Darin freilich ist man nachgerade einig, daß zu gerechter und unparteiischer Würdigung *des* Tragikers, den ein Sokrates mit besonderer Vorliebe auszeichnete, der Schlüssel nur in einer gründlichen Erkenntniß seiner ganzen *Zeit* gefunden werden kann: einer Zeit, deren Eindrücke und Bewegungen er als ächtes Kind derselben in sich aufgenommen, verarbeitet und wiedergegeben hat: so daß Euripides ganz und gar *in* seiner Zeit steht, während Sophokles *über*, Äschylos in seinen letzten Werken *außer* und im Gegensatze zu derselben sich befindet. Aber außer dieser allgemeinen Quelle hat sich kürzlich eine besondere neu geöffnet, in einem Scholion nämlich, das zuerst von *Dindorf* aus einer vaticanischen Handschrift mitgetheilt ward, und das, gehörig und consequent benutzt, ein ganz neues Licht auf die Tragödie und damit auf den Dichter selbst zu werfen verspricht, zugleich aber auch den bisherigen Versuchen ihr Verdienst und Recht angedeihen läßt. Von diesen Versuchen will ich zunächst reden.

Nachdem *Wieland* im Jahre 1773 sein Singspiel

Alceste, dessen Würdigung weiter nicht hieher gehört, gedichtet hatte, so ließ er im Deutschen Merkur desselben Jahres eine Reihe von Briefen erscheinen (jetzt im Auszuge, in: Wielands sämmtlichen Werken, 1840. Bd. 35, S. 152—69), in denen er seine Abweichungen von Euripides ästhetisch zu begründen und sein Singspiel der alten Tragödie gegenüber zu rechtfertigen suchte. Natürlich betrachtete er dieselbe dabei als eine ächte, wirkliche Tragödie. Geben wir nun allerdings zu, daß Wieland nach seiner bekannten Auffassungsweise in der Berücksichtigung »rührender Situationen«, sowie in dem Bestreben, den »ungezogenen« Herkules zu »dem Ideal des wahren Helden«, der für die Tugend Alles thut, Alles wagt, »zu machen«, es theilweise versehen hat, gestehen wir ferner ein, daß er von der frischen kräftig pulsirenden Sinnlichkeit der alten Heroenwelt keine Ahnung hatte: so müssen wir ihm doch in vielen einzelnen Punkten Recht geben; nur daß wir später ganz andere Folgerungen daraus ziehen werden. So die treffende Charakteristik des Admet (S. 160): »Dieser Admet scheint mit aller seiner ehelichen Liebe zu einer Gemahlin von so außerordentlichem Werthe der Philosophie Satans im Buche Hiob zugethan gewesen zu sein, deren erster Grundsatz ist: Alles was ein Mann hat, giebt er für sein Leben. Ebenso hat er mit seiner Kritik gegen die Abschiedrede des Admet an seine Gattin, in der er geradezu »Albernheiten« findet, gegen »den komischen und unanständigen Zank zwischen Vater und Sohn«, gegen die »Conversation« zwischen Admet und Chor bei ihrer Wiederkunft vom Grabe, gegen den »abgeschmackten, ewig langen Dialog« zwischen Herkules und Admet am Ende von seinem Standpunkte aus vollkommen Recht.

Diese Punkte sind denn daher auch von Goethe in

seinem berühmten 1774 »bei einer Flasche guten Burgunders in Einer Sitzung niedergeschriebenen« (Sämmtliche Werke 1840, Bd. 22, S. 248) Schwanke: »Götter, Helden und Wieland« keineswegs widerlegt, nicht einmal eigentlich berührt worden. Ganz richtig sagt er selbst über dieses köstliche Jugendwerk: »Allein in den Briefen, die er (Wieland) über gedachte Oper in den Merkur einrückte, schien er uns diese Behandlungsart allzu parteiisch hervorzuheben und sich an den trefflichen Alten und ihrem höhern Stil unverantwortlich zu versündigen, indem er die derbe gesunde Natur, die jenen Productionen zum Grunde liegt, keineswegs anerkennen wollte.« Demgemäß ist denn die frische, kecke, wenn auch etwas chargirte Schilderung der alten Halbgötter, »die nicht auf moralischen, sondern auf verklärten physischen Eigenschaften beruhen«, eben so treffend, als, von diesem antiken Standpunkte aus, die unbarmherzige Kritik gegen die »zwei abgeschmackten gezierten hageren blassen Püppchens, die sich einander Alceste! Admet! nannten, vor einander sterben wollten, ein Gekingel mit ihren Stimmen machten, als die Vögel, und zuletzt mit einem traurigen Gekrächz verschwanden.« Bei alledem, die Tragödie des Euripides, wie sie wirklich vorliegt, hat Goethe nicht gerechtfertigt. Hören wir nur, was diesem selbst in den Mund gelegt wird: »Sieh her, das sind meine Fehler. Ein junger blühender König, ersterbend mitten im Genuß aller Glückseligkeit. Sein Haus, sein Volk in Verzweiflung, den Guten, Trefflichen zu verlieren, und über den Jammer Apoll bewegt, den Parcen einen Wechseltod abdringend. Und nun — Alles verstummt und Vater und Mutter und Freunde und Volk — Alles — und er lechzend am Rande des Todes, umherschauend nach einem willigen Auge und überall Schweigen — bis sie auftritt, die Einzige, ihre Schönheit und Kraft aufzuopfern dem Gatten,

hinunterzusteigen zu den hoffnungslosen Todten.« Eine herrliche, ganz im Geiste des Alterthums gedachte Situation: wenn nur im Euripides ein Wort davon stände! Und eben so wenig rechtfertigt Goethe im Folgenden, wo er den Charakter des Admet entwickelt, diesen und die Tragödie, die Euripides wirklich geschrieben hat, sondern eine Tragödie, wie er sie etwa selbst damals gedichtet hätte, wie sie ein Dichter des Alterthums hätte dichten können. Nur die Möglichkeit, aus der Mythe von Admet und Alceste eine ächte Tragödie zu bilden, hat Goethe gezeigt, nicht bewiesen, daß die vorliegende des alten Dichters eine solche ist.

Mit Recht hat daher Gottfried Hermann in der Vorrede zu seiner Ausgabe (1824) anerkannt, daß eigentlich nur der Charakter des Herkules von Goethe gerechtfertigt worden, obgleich ich nicht einmal zugeben möchte, daß dies für eine der handelnden Hauptpersonen in einer ächten Tragödie genügend geschehen ist oder genügend geschehen kann. Sonst ist Hermann, obgleich er Einiges zu entschuldigen sucht, ziemlich auf dem Wielandschen Standpunkte stehen geblieben. Herkules sei unumgänglich nöthig gewesen: ihn wegstreichen, heiße zugleich alle Kraft, alle Mannheit aus dem Stücke streichen, das auf diese Art nur ein weinerliches Ding, mehr Elegie als Tragödie, geworden wäre. Denn der Streit zwischen Pheres und Admet habe mit der Tragödie nun vollends nichts zu thun, er sei ein bloßes Hors d'oeuvre, dem athenischen Publicum zu Liebe, das bekanntlich an Processen u. dgl. ein besonderes Behagen gehabt. Auch gebe der ganze Streit zu keinem Zuge des Edelmuths und würdiger Gesinnung Raum, vielmehr mit Recht könne Einer den Andern der Herzlosigkeit anklagen: so daß außer allein der

Alkestis in dem ganzen Stücke kein Charakter sei, wie ihn die Tragödie eigentlich erfordere.

Mit diesem letztern Urtheil sind wir ganz einverstanden: aber freilich, was wird da aus unserer Tragödie? Auch ihre weiteren Fehler sind Hermann nicht verborgen geblieben, wie er denn z. B. die Versicherung des Admet, ein Bild seiner verstorbenen Frau zu sich ins Bett legen zu wollen, geradezu höchst abgeschmackt (p. XI) nennt, gleich darauf aber durch die Betrachtung erklärt, Euripides habe dergleichen Ziererereien geliebt, und die Menschen lieber gezeichnet wie sie wirklich sind, als wie sie sein sollten. Ebenso wird auch die letzte Scene zwischen Herkules und Admet von Hermann nur entschuldigt, und zwar besonders durch die Vermuthung, Euripides habe eben die Sache anders machen wollen, als seine Vorgänger, namentlich Phrynichos, und dieses Streben nach Neuheit überhaupt habe wohl oft Veranlassung zu ungeschickten Erfindungen gegeben (p. XII.).

Und weiter in der That konnte vor Entdeckung jenes Scholions (dessen für uns wichtigste Stelle wir unter dem Texte mittheilen) kaum gegangen werden *). Wir erfahren aus demselben erstlich, daß die Alkestis als viertes Stück einer

---

*) Ἐδιδάχθη ἐπὶ Γλαυκίνου ἄρχοντος τὸ λ': πρῶτος ἦν Σοφοκλῆς, δεύτερος Εὐριπίδης Κρήσσαις, Ἀλκμαίωνι τῷ διὰ Ψωφῖδος, Τηλέφῳ, Ἀλκήστιδι· τὸ δὲ δρᾶμα κωμικωτέραν ἔχει τὴν κατασκευήν (d. h. die ganze Composition ist etwas komisch). Ferner: τὸ δὲ δρᾶμά ἐστι σατυρικώτερον, ὅτι εἰς χαρὰν καὶ ἡδονὴν καταστρέφει· παρὰ τοῖς τραγικοῖς (wohl κριτικοῖς?) ἐκβάλλεται ὡς ἀνοίκεια τῆς τραγικῆς ποιήσεως ὅ τε Ὀρέστης καὶ ἡ Ἄλκηστις, ὡς ἐκ συμφορᾶς μὲν ἀρχόμενα, εἰς εὐδαιμονίαν δὲ καὶ χαρὰν καταλήξαντα· ἔστι δὲ μᾶλλον κωμῳδίας ἐχόμενα.

den Mythen nach nicht zusammenhängenden Tetralogie im Jahre 440 v. Ch. aufgeführt worden ist, ferner, daß es, weil die Stelle eines Satyrspieles vertretend, auch seiner Anlage, seinem Gange und Ende nach mehr den Charakter eben eines solchen oder gar einer Komödie tragen mußte. Darauf fußend hat Glum in einer 1843 erschienenen lateinischen Abhandlung das Stück beurtheilt, und namentlich über die Personen des Admetos und des Herkules richtig und treffend sich ausgesprochen. Ich bedaure sehr, daß ich diese Abhandlung nur aus der Vorrede meines Freundes Witzschel zu seiner Ausgabe kenne, wie es mir denn auch noch nicht möglich gewesen, den Euripides restitutus von Hartung zu erhalten. Indessen auch so glaube ich durch diese Abhandlung nichts ganz Überflüssiges zu liefern, da ich, nach eben jenen Mittheilungen Witzschels aus der Abhandlung Glums schließen zu dürfen glaube, daß dieser zwar vieles Einzelne sehr richtig erkannt, aber doch noch nicht zu dem Satze durchgedrungen ist, daß Euripides in seiner Alkestis mit Bewußtsein und Schöpferkraft eine wirklich neue Kunstgattung des Drama ins Leben gerufen hat. Dies zu erweisen ist der Zweck dieser Abhandlung. Um nicht den Schein zu haben, als wollte ich erst in das Stück hineinlegen, was doch mit Nothwendigkeit aus demselben hervorgeht, schicke ich eine genaue Analyse desselben voraus.

Apollon hält den Prolog. Wegen des Cyklopenmordes von Zeus zur Dienstbarkeit bei einem Sterblichen verbannt, ist er Hirt bei dem Admetos gewesen, und »da er, der Heilige, hier einen heiligen Mann gefunden hat« (V. 10), so hat er das Haus beschützt, und durch List von den Mören erlangt, daß Admetos dem schon jetzt bestimmten Tode entgehen kann, wenn er einen Andern für sich stellt. Hier ist gleich zweierlei bezeichnend. Dem Apollon

ist Admetos ein heiliger Mann, er ist also mit dessen Denk- und Handlungsweise durchaus einverstanden; und das Höchste, was er diesem, sogar durch Betrug der Schicksalsgöttinnen, zu gewähren sucht, es ist — das Leben: ganz im Gegensatz etwa zur Here, welche, von ihrer Priesterin angefleht, den frommen Söhnen das Beste zu gewähren, was ein Sterblicher erlangen könne, ihnen einen sanften schnellen Tod sendet. — Wie jenes Geschenk von dem Gotte gegeben, so wird es von dem Menschen angenommen: Admetos fragt bei Allen, Ältern und Freunden, herum (V. 15), ob wer für ihn sterben will. Die Gattin allein ist bereit dazu; sie liegt im Sterben: Apollon verläßt das Haus, um nicht durch die Nähe der Leiche befleckt zu werden.

Es folgt das Zwiegespräch zwischen ihm und dem in vollem Kostüme auftretenden Tode, der sich bitter beklagt, daß ihm Apollon durch List seine Ehren schmälere, und sogar Anfangs offenen Angriff von dem bogenbewehrten Gotte fürchtet. Apollon beruhigt ihn darüber, und versucht dann sogar, der Alkestis ein längeres Leben zu retten; sie werde ja dann eben so reich bestattet werden, meint er (V. 56). Aber Thanatos weist diesen rein materiellen Grund mit der so richtigen wie materiellen Folgerung ab, das Gesetz würde dann bloß den Reichen zu Gute kommen; sie würden sich stets ein hohes Alter erkaufen. Darauf weiß Apollon weiter Nichts zu antworten, und als Thanatos es ihm auch als Gefälligkeit abgeschlagen, die Alkestis länger leben zu lassen, bricht er in die Prophezeiung aus, daß ein gewaltiger Fremdling ihm mit Gewalt und ohne daß er Dank davon habe, die Frau entreißen werde. Dem Thanatos ist das keine Drohung; er geht ins Haus, sein grausames Amt zu vollziehen, worauf auch Apollon sich entfernt.

Der Chor erscheint, von Alkestis, des besten Weibes,

Aufopferung unterrichtet, ängstlich forschend, ob sie bereits verschieden. Denn sterben muß sie: es ist der bestimmte Tag (κύριον ἦμαρ, V. 103), und für den Tod kein Kraut gewachsen ist. Nur wenn Asklepios noch lebte, der die Todten zurückführte, wäre noch Hoffnung. Jetzt ist keine: Alles hat das Königspaar versucht, aller Götter Altäre mit Opfern gefüllt: aber es ist keine Rettung mehr.

Eine Dienerin tritt aus dem Hause und berichtet in der pointirten Weise des Euripides (»man kann sie ebenso gut lebend als todt nennen«), daß Alkestis im Sterben liege. Auffallend ist ihre Äußerung, »der Herr wisse jetzt noch gar nicht, wie groß sein Verlust sei« (142 und 43); daß dies nicht aus Übermaß betäubenden Schmerzes geschehe, kann man vorläufig aus der Bemerkung schließen, daß »der Schmuck in Bereitschaft sei, mit welchem der Gatte sie begraben werde« (V. 147). Daran hat er also doch in seinem Kummer denken können. Es folgt dann die ergreifende, ächt tragische Schilderung, wie Alkestis, zugleich todesmuthig und lebenssehnsüchtig, zugleich tief erschüttert und entschlossen, mit Waschung, Schmuck und Gebet ihre Vorbereitungen zum Tode getroffen, wie sie dann von dem ehelichen Lager, von den Kindern, von den Sclaven, die sie verehrten, Abschied genommen habe, und wie im Hause des Admetos Alles in Trauer sei. Die Berichterstatterin schließt daher von ihrem Standpunkte mit der Äußerung, wenn Admetos todt wäre, wäre es nun vorbei: so aber hätte er nun ein unvergänglich Leid zu tragen (V. 195 f.). — So zwar die Dienerin: daß es ihm selbst aber gar wenig so zu Muthe, können wir bereits aus dieser Schilderung schließen, welche überhaupt für die Charakteristik des altgriechischen Weibes bedeutsam ist. Alkestis ist ganz Gattin: darum hat sie mit Bewußtsein und ohne Reue sich für den Mann geopfert, dem sie einst den jungfräulichen

Gürtel gelöst (V. 175—79): aber von einer individuellen Liebe zu ihm, wie sie bei der modernen Gattin hervorträte, von einer Aufopferung für den Admet, weil er Admet und kein Anderer ist, davon keine Spur. Ja sie hält es für nichts weniger als undenkbar, daß ihr Gatte sich einer andern vermählen wird, indem sie zum Thalamos spricht: »Dich wird ein andres Weib erwerben, nicht treuer zwar, doch glücklicher« (V. 179 f.). Und auch der umgekehrte Fall wäre nicht gegen die antike Anschauung gewesen: die Mythe vermählt trotz Hektors Abschied Andromachen dem Neoptolemos und Helenos nach einander. Aber Alkestis ist auch ganz Mutter, und um die Wünsche, welche sie jetzt für der Kinder Zukunft thut, zur Erfüllung zu bringen, werden wir sie nachher, jener Vermuthung entgegen, vom Gatten das Versprechen der ferneren Ehelosigkeit verlangen sehen. — Doch weiter. Der Chor fragt nach dem Admetos, da dessen in dem ganzen Bericht nicht gedacht worden, nicht einmal an ihn ausdrücklich Alkestis sich gewendet zu haben scheint. »Er weint, lautet die Antwort, die Gattin im Arm, und fleht, sie solle ihn nicht verlassen. — Unmögliches Verlangen!« Wer aber weiß besser, daß es unmöglich, als Admetos selbst, der es ja selbst so gewollt hat?! Die Dienerin kündigt dann noch an, Alkestis werde herauskommen, um noch einmal das Licht der Sonne zu sehen. Dann geht sie ins Haus zurück.

Der Chor, obwohl von der Nutzlosigkeit überzeugt, ruft noch einmal die Götter an: »denn ihre Macht ist die größte« (V. 229): namentlich den Apollon, der noch einmal helfen soll. Dann wendet er sich an den Admetos und meint, sein traurig Loos sei hinlänglicher Grund zum Selbstmord, ja noch schlimmer als dieser (V. 229—31). Wird Admet auch der Meinung sein? Wir werden gleich sehen; denn eben tritt die Dulderin heraus, gestützt auf den trauern-

den Gatten. Doch scheint der Chor bereits vorauszusehen, daß er, »der besten Frau beraubt, das freudlose Leben doch leben wird.«

Es folgt das Zwiegespräch zwischen den Gatten, welches mit dem Tode der Alkestis schließt. Da ist nun zunächst sehr bezeichnend, daß, während sie in bewegten Metren Sonne und Himmel, Erde und Haus anruft, während sie schon den Charon mit seinem Nachen und die Schreckensgestalt eines Führers in die Unterwelt zu erblicken glaubt, — er in ruhigen Trimetern das trivialste Zeug von der Welt antwortet: »die Sonne sieht uns beide, die wir ohne Schuld unglücklich sind,« und »erhebe Dich,« (wenn sie nur könnte!); »verlaß mich nicht« (als ob er nicht selbst erst sie dazu veranlaßt hätte!); »flehe die Götter um Mitleid an« (das ist längst geschehen!), und noch besser: »traurig ist für mich die Fahrt, welche Du erwähnst;« endlich: »Du gehst einen Weg, der für die Freunde und am Meisten für mich und die Kinder traurig ist.« Endlich, da sie sterbend zusammensinkt und es ihr vor dem Auge dunkelt, da muß er doch pflichtschuldigst etwas bekümmerter werden: er bricht also in Anapästen aus: »dies Wort zu hören ist mir schlimmer als der Tod!« (Nun, warum ist er denn nicht gestorben?) »Verlaß mich nicht! Ohne Dich bin ich nichts mehr; in Dir lebe und sterbe ich!« Es steht ihm ja aber frei, mit ihr zu sterben, wenn er sein Verlangen und dessen Resultat bereut. Allein davon nirgend eine Spur, nirgend, weder hier noch später, der an sich so natürliche Wunsch, er möge die Gattin nicht zu dem Tausche gebracht haben; nirgend wird das hervorgehoben, was doch eigentlich die Hauptsache sein sollte, daß Alkestis für ihn stirbt: nein, der Tod der Alkestis ist ihm eine Nothwendigkeit, ein von den Göttern verhängtes Unglück. Den Schlüssel zu alle Dem giebt uns die lange Rede

der Alkestis, in welcher sie ihn zu dem Schwure drängt, sich nicht wieder zu verheirathen. Sie kennt die Größe ihres Opfers: sie hätte leben, einen andern Mann heirathen, glücklich und mächtig sein können; sie hat es nicht gewollt: sie hat für ihn gethan, was eigentlich die Ältern, die doch keinen andern Sohn bekommen würden (V. 301: die bekannte Pointe aus der Antigone!), für ihn hätten thun sollen —; darum fordert sie von ihm eine Gunst, die freilich dem Opfer nicht entspricht, denn »das Leben ist der Güter höchstes doch (ψυχῆς γάρ οὐδέν ἐστι τιμιώτερον, V. 308). Mit diesem bestimmten Worte, auf welches Apollon, wie wir sehen, schon zu Anfang hingedeutet, auf welches die ganze bisherige Entwicklung hingearbeitet hat, spricht Alkestis den Grundsatz aus, von welchem alle Personen des Stückes, sie allein ausgenommen, bewegt und geleitet werden, wenn auch auf verschiedene Weise: die Selbstsucht, und zwar gerade in der Art, wie das auch im gewöhnlichen Leben von den Alltagsmenschen geschieht, daß nämlich jene Selbstsucht eben nur in dem Besitz äußerer realer Güter Befriedigung findet, also Egoismus und Materialismus. Alkestis, obwohl selbst davon frei, und darum die einzige wirklich tragische Figur, ist sich doch dieses Standpunktes vollkommen bewußt: darum verlangt sie gleichsam in Folge eines Tauschcontractes vom Gatten, er möge sich nicht wieder vermählen. Warum dies? Nur um der Kinder und um deren materieller Wohlfahrt willen, daß sie nicht von einer Stiefmutter, »die nicht sanfter ist, als eine Otter« (V. 317), gemißhandelt werden. Ächt weiblich spricht sie dann diese Besorgniß besonders in Bezug auf die Tochter aus, der bei der Hochzeit und bei dem Wochenbette nicht beistehn zu können, sie besonders bedauert. Der Abschied schließt dann mit einem Selbstlobe, »der Gatte

könne rühmen, die beste Gattin, die Kinder, die beste Mutter gehabt zu haben:« eine Äußerung, welche, zwar nach antiker Sitte ganz natürlich und am Orte, doch fein andeutet, daß auch Alkestis insofern nicht ganz frei von (allerdings ganz edlem) Egoismus bei ihrer Handlung gewesen, indem ihr dabei, wenn auch nur vorübergehend, der Gedanke an Nachruhm vorgeschwebt hat. Daß dies so sei, zeigt auch die öfter wiederkehrende Pointe, sie sei das beste Weib, und der spätere Chorgesang (V. 442 ff.), welcher ihre Verherrlichung durch Gesang verkündigt.

Wovon Alkestis kein Wort gesprochen, um den Entschluß des Gatten zu bestimmen, treue Liebe bis über das Grab, das hebt Admetos fast in moderner Weise, aber in pretiösen, gespreizten Ausdrücken und in gesuchten Wiederholungen hervor (V. 335—42). Sehr natürlich! Er will Alles thun, damit sie beruhigt stirbt und nicht etwa das Opfer zurücknimmt. Ganz in derselben untragischen, von dem Standpunkte aus aber, den wir nun zur Beurtheilung des Stückes zu gewinnen anfangen, köstlich naiven Weise, in welcher er immer mehr seine ganz gewöhnliche Gesinnung enthüllt, versichert er weiter, um in jeder Art die Sterbende zu beruhigen, er werde sie ewig betrauern und, gleichsam als Revanche, Vater und Mutter hassen: für ihn sei Spiel und Tanz vorbei, und darum werde er keiner Lebensfreude sich mehr hingeben; dafür werde er von geschickter Hand sich ein Bild von ihr machen lassen, dieses in sein Bett legen, und als seine Frau anreden, umhalsen, umarmen — zwar ein frostiges Vergnügen, aber sie werde ihn ja wohl auch einmal im Traum erfreuen. Admet wird je komischer, je mehr er seiner gemeinen Natur den Zügel schießen läßt. »Wenn ich Orpheus' Stimme hätte,« sagt er, »um dich« — natürlich mit gehöriger Sicherheit — »aus der Unterwelt zu holen,

da würde ich hinuntergehen, und weder der Höllenhund noch Charon sollten mich schrecken. So aber, nun da warte unten, bis ich komme, und bestelle unterdessen Quartier. Ich werde mich einst in dasselbe Grab legen lassen: denn,« so schließt er, »nicht einmal im Tode möchte ich je von Dir getrennt sein.« Nun, könnte man ihm sagen, so trenne Dich doch auch im Leben nicht! so tödte Dich doch mit ihr! Alkestis aber hat von alle dem nichts gehört oder beachtet, als den Schwur, daß er nicht wieder heirathen will; das schärft sie ihm nochmals ein und übergiebt ihm dann die Kinder. Der Tod naht. Als Admet ausruft: »was soll ich thun von Dir getrennt?« versichert sie ihm, die Zeit werde ihn schon trösten, und während er in schon gewohnter Weise sie bittet, ihn mit herabzunehmen, er sei verloren, wenn sie ihn verlasse, sie solle ihre Kinder nicht verlassen, wird sie immer schwächer und verscheidet endlich.

Ehe wir weiter gehen, blicken wir einen Augenblick zurück. Von allen jenen Motiven, wie sie Göthe angenommen hat, die den Admetos bewegen konnten, die Aufopferung der Alkestis nicht sowohl zu dulden, als hervorzurufen, z. B. Sorge für Reich und Volk, Beschützung der alten Ältern, der unmündigen Kinder, die etwa eher die Mutter als den Vater entbehren könnten, Sehnsucht nach Heldenthaten und Großthaten u. s. w., von alle dem findet sich bei Euripides kein Wort; nirgend tritt etwas Anderes hervor, als daß Admetos es als ein Axiom annimmt, um jeden Preis sein Leben zu erhalten, eben nur — um zu leben; daß er daher den nothwendigen Tod der Gattin zwar als Unglück beweint, aber zugleich als ein fait accompli betrachtet, mit dem nicht weiter zu markten.

So erscheint er denn nun auch in den folgenden Scenen,

wo sich sein kalter Egoismus immer offener darstellt. Indem er dieß aber ganz naiv thut, ohne sich dabei etwas Böses zu denken, sondern gleichsam in der Voraussetzung, es sei ie ganz in der Ordnung, ist er ein ächter Lustspielcharakter: wie denn gegen das Ende das Komische immer überwiegender wird und zuletzt den Sieg gewinnt.

Zunächst folgt das letzte eigentlich tragische Stück, die Klage des kleinen Eumelos um die Mutter, welche in ihrer einfachen Natürlichkeit mehr rührt, als manches ähnliche Melos im Euripides. Aber auch dies unterbricht Admetos mit zwei Trimetern, die nicht trivialer sein könnten: »sie hört nicht, sie sieht nicht: ich und sie, wir sind beide von schwerem Unglück betroffen. (V. 411 f.)«

Sobald das Kind seine Klage geendet, tröstet der Chor mit Gemeinplätzen, wie: er müsse sein Unglück tragen, er sei nicht der Erste noch Letzte, der eine brave Frau verliere, alle Menschen müßten sterben rc. Der trostlose Gatte antwortet darauf ganz ruhig: »ich weiß das, und nicht unvermuthet ist das Unglück gekommen, und weil ich es längst wußte, betrübte ich mich darüber.« Dann ordnet er sofort das Begräbniß, sagt allgemeine Landestrauer an, die sich sogar bis auf die Pferde erstrecken soll, denen die Mähnen zu scheeren sind, und verbietet auf ein Jahr jedes Volksvergnügen. »Denn«, schließt er ganz naiv, »ich werde nie einen theurern und um mich verdientern Todten begraben; und sie verdient, daß ich sie ehre, denn — sie allein ist für mich gestorben.«

Während Admetos ins Haus mit dem Leichnam der Alkestis zurückgeht, die nöthigen Anstalten zu treffen, singt der Chor das Lob derselben, die er gern zurückrufen möchte, und verspricht ihr Nachruhm. Aber auch hier mischt sich zweierlei ein, was für den Charakter des Stückes bedeutsam ist,

einmal der Gedanke an die Möglichkeit, daß Admetos trotz seines feierlichen Schwures eine zweite Frau nehmen wird (εἰ δέ τι καινὸν ἕλοιτο πόσις λέχος u. s. w. V. 472 ff.); sodann der zwar ganz natürliche, aber doch auf die eigene Person bezügliche Wunsch, auch eine solche Frau zu haben.

Es erscheint nun der Retter in der Person des Herakles, der ebenfalls auf eigenthümliche, dem Charakter des Stückes angemessene Weise gefärbt ist. Zunächst wird ihm im Zwiegespräch mit dem Chor bei der Erkundigung nach den Rossen des Diomedes Gelegenheit gegeben, ganz unbewußt und ohne Prahlerei seinen unerschrockenen Muth, den keine Todesgefahr erschreckt, seine schon vielfach geprüfte und siegreich bestandene Heldenkraft auszusprechen: »Niemand wird jemals Alkmenens Sohn vor der Hand der Feinde zittern sehn.« (V. 516 f.)

Mit diesen glückverheißenden Worten schließt er: da tritt eben Admetos im Trauerkostüm heraus. Nach den ersten Begrüßungen fragt der unerwartet eingetroffene Herakles nach dem Grund der Trauer. Admetos antwortet allgemein; er fragt nach den Kindern, den Ältern — beide leben; er fragt nach der Frau — Admetos dreht und wendet sich in Zweideutigkeiten, deren ein wirklich einigermaßen erschüttertes Gemüth unfähig wäre, um die Wahrheit weder zu sagen noch bestimmt zu verneinen. Endlich macht er dem Herakles weiß, er bestatte eine Fremde, die nach dem Tode ihres Vaters in seinem Hause gelebt habe. Immer weiß man noch nicht, wozu diese Heuchelei? Man sollte doch erwarten, daß Admetos sofort dem Freunde, der um die bevorstehende Aufopferung der Alkestis schon wußte, die Wahrheit sage, da ja kein Schade damit verbunden, kein Nutzen an die Lüge geknüpft zu sein schien. Aber freilich nur schien: unser Admetos ist selbst in der höchsten Trauer ein berechnender und

überlegter Mann, das zeigt sich sofort. Herakles bedauert, den Admetos so getroffen zu haben; warum? fragt Jener. Ich muß zu einem andern Gastfreund, sagt der. Da ruft der bis zum Tod betrübte Gatte: »Nicht also, Herr, nicht komme solches Unglück über mich« (V. 550). Und als Herakles noch Umstände macht, sagt er ganz ruhig: »Die Todten sind todt (τεθνᾶσιν οἱ θανόντες): geh' nur hinein.« Alle weiteren Erörterungen schneidet er dadurch ab, daß er sofort einen der Sclaven beauftragt den Herakles in das Hinterhaus zu führen, ihm gehörig (σίτων πλῆθος V. 559) vorzusetzen und ja die Mittelthür zu schließen. »Denn,« schließt der trauernde Gatte, von dem man gerade das Entgegengesetzte, Todtenklage dürfe nicht durch Gelage gestört werden, als Grund erwartet hätte: »denn es ziemt sich nicht, daß Schmausende Wehklagen hören, und daß Gastfreunde sich betrüben« (V. 561 f.). Herakles folgt ohne weitere Umstände.

Nun kennen wir doch hoffentlich unsern Mann, und was es mit seiner Verzweiflung auf sich hat? Doch nein, es wäre noch ein Ausweg möglich, ihn wegen dieser Heuchelei zu rechtfertigen, die vielleicht seinem Herzen sehr schwer ward: das Gastrecht, das von den Göttern geschützte und geehrte, war es, was den »heiligen« Admetos bewog, seinen Schmerz zurückzudrängen und sich selbst zu bezwingen, um dem Göttergebot zu folgen! Aber auch diese Vertheidigung hat der Dichter selbst abgeschnitten. Der Chor entsetzt sich über die That des Herrn: »bei solchem Unglück wagst Du Fremde aufzunehmen? Bist Du von Sinnen?« Der antwortet aber, indem er sich auf seine Schlauheit ordentlich etwas zu Gute thut: »Würdest Du mich mehr loben, wenn ich ihn weggewiesen hätte? Mein Unglück würde dadurch nicht geringer werden, und ich würde zu anderem Unglück auch noch das erleben, daß mein Haus in den Ruf der Ungastlichkeit käme. Und wenn

ich selbst einmal nach Argos komme, so finde ich an diesem den besten Gastfreund.« Nun, das ist doch deutlich, dächten wir. Gleichwohl fragt der Chor in seiner Einfalt weiter, warum er dem Freunde sein Schicksal verhehlt habe. »Er hätte ja sonst nicht in mein Haus treten wollen, wenn er etwas von meinem Unglück gemerkt hätte,« klärt ihn der König auf, der damit schließt, daß, wie man ihn auch tadeln möge, er doch nie einen Fremden von der Thür weisen werde. Damit geht er ins Haus zurück.

Trefflich schließt sich daran der Chorgesang, in welchem die Gastlichkeit des Admetos gepriesen wird, die sogar den Gott Apollon bei ihm Hirtendienste zu thun eingeladen habe, die aber auch Ursache seines Reichthums und seiner weit ausgedehnten Macht sei (*τοιγὰρ πολυμηλοτάταν ἑστίαν οἰκεῖς* u. s. w. V. 599 ff.). Also auch hier der materielle Standpunkt! Darum bescheidet sich denn der Chor in seinem beschränkten Unterthanenverstande gern, daß Jener auch bei der Aufnahme des Herakles recht gehandelt habe: »edles Blut wird zum Rechtthun fortgerissen, den Hochgestellten wohnt jegliche Weisheit bei; und ich hege im Herzen die Überzeugung, daß der gottesfürchtige Mann Glück haben werde« (V. 611 ff.).

Jetzt tritt Admetos mit dem Grabgeleite heraus und fordert ruhig den Chor auf, wie es Sitte ist (*ὡς νομίζεται* V. 620), die Todte auf ihrem letzten Wege anzureden. Dies zu thun, wird er durch das plötzliche Erscheinen von Admets Vater Pheres unterbrochen, welcher Grabgeschenke bringt und, Nichts ahnend von dem bevorstehenden Unwetter, den Sohn ermahnt, das zwar Traurige, aber Unvermeidliche zu tragen. Auch er will beitragen, die Verstorbene zu ehren, die seinen Sohn errettet hat; noch im Grabe begrüßt er sie, aber fügt auch hinzu: »solche Heirathen müssen den Menschen nützen,

oder es ist nicht der Mühe werth zu heirathen« (V. 638 f.). Man sieht, daß im Admet der Apfel nicht weit vom Stamme gefallen ist: gleichwohl nimmt dieser dasselbe, was er selbst in so hohem Grade übt, dem Vater sehr übel, und enthüllt in der langen Schmährede auf das Ergötzlichste seine extremen Anforderungen für sein eigenes Ich. Bitter weist er den Vater zurück: er habe ihn nicht gerufen und Alkestis brauche seine Gaben nicht; damals hätte er trauern, damals für ihn sterben sollen. Aber nein, er sei gar nicht sein wirklicher Vater, sonst wäre er nicht so erzfeig gewesen, (πάντων διαπρέπεις ἀψυχίᾳ, V. 653), und hätte in seinem hohen Alter, am Ziele des Lebens, Lust und Muth gehabt für ihn zu sterben. Dagegen wird Alkestis erhoben, welche er, mit lustiger Parodie auf Andromache's Worte im Homer, allein als Vater und Mutter ansieht. Und welche Ehre hätte es dem Alten gebracht, sein bischen noch übriges Leben für den Sohn aufzuopfern, der dann mit der Gattin noch lange glücklich gelebt hätte? Was wolle der Vater denn noch? Er habe sein Gutes genossen, sei mächtig gewesen und hinterlasse einen Sohn als Erben. Schon aus Dankbarkeit hätte er für diesen sterben sollen, da er stets gegen ihn ein guter Sohn gewesen. Nun aber werde er sich nicht weiter um den Vater kümmern, ihn auch nicht bestatten. Sonst wollten doch die Greise immer gern sterben, käme aber dann der Tod, so hätte keiner mehr Lust dazu. — So gereizt bezahlt der Alte mit gleicher Münze. Sehr ergötzlich fragt er gleich zu Anfang, ob er einen Lydischen oder Phrygischen Sclaven vor sich zu haben glaube, und pocht auf seine edle Geburt; dann zählt er auf, wie er den Sohn erzeugt und erzogen habe; daß aber der Vater auch noch für den Sohn sterben solle, das sei eine ganz neue Mode: »für Dich selbst bist Du glücklich oder unglücklich: ich habe das Meinige gethan« (V. 696 f.). Er

verlange das eben so wenig von dem Sohne; habe dieser das Leben lieb, so habe er es auch lieb, wenn auch nicht viel mehr übrig sei. Und der seine Gattin gemordet, um zu leben, werfe ihm Feigheit vor? Das sei ganz bequem, wenn er immer seine gegenwärtige Frau überreden könne für ihn zu sterben. — Admetos läugnet den Vorwurf auch gar nicht, bleibt aber in der darauf folgenden Altercation dabei stehen, daß es besser, ein Greis sterbe, als ein Jüngling; er macht es dem Vater zum Vorwurf, daß er den kurzen Lebensrest nicht hingegeben und dadurch Alkesten gerettet habe, nennt es feig, schimpflich, unverschämt: und da der Alte ihm Antwort in demselben Stile nicht schuldig bleibt, so heißt er ihn endlich gehen. Er thut es: aber erst nachdem er mit der Rache des Akastos, des Bruders der Alkestis, gedroht hat. Admetos ruft ihm nach, daß er sich um Vater und Mutter nicht ferner bekümmern und, wofern es von Nöthen, ihnen feierlich allen Verkehr aufkündigen werde. Dann fordert er auf, den Zug fortzusetzen, dem sich der Chor unter einem kurzen Gebet für die edle und beste Frau anschließt. —

Ist es nöthig, nach dieser Scene, die gewiß ganz und gar dem Euripides allein angehört, nochmals darauf hinzuweisen, wie sein Admetos von keinem andern Motive, als einzig und allein von der nackten Liebe zum Leben, das auch Pheres als höchstes Gut preist, zu seinem Handeln bestimmt wird? Ich glaube es nicht; daher nur noch die Bemerkung, wie Pheres, der wenigstens dem Sohne gegenüber keine Forderungen macht, die er selbst verweigern würde, dem Admetos die Maske vollends abreißt, indem er offen und mit dürren Worten ihm die Wahrheit sagt, ohne daß dieser sie widerlegen kann.

In der nächsten Scene tritt die Peripetie, und zwar

ganz der Anlage gemäß, ein. Der Diener, welcher den Herakles hereingeführt hat, tritt heraus und beklagt sich über diesen. So einen Gast habe er noch nie bedient! Unbesorgt um die Trauer sei er eingetreten, habe gethan wie zu Hause, unmäßig gegessen und getrunken, dazu sich bekränzt und gräßlich gesungen (*ἄμουσ' ὑλακτῶν*, V. 772), während sie die Herrin beweint hätten, ohne dem Gast das thränende Auge zeigen zu dürfen. Denn so habe es Admet ausdrücklich befohlen (im geraden Gegensatze zur officiellen Landestrauer). Es sei ihm höchst schmerzlich, einen solchen Dieb und Räuber (*πανοῦργον κλῶπα καὶ λῃστήν*, V. 778) bedienen und darüber die Pflicht versäumen zu müssen, die er der todten Herrin schuldig. Indem tritt der Geschilderte, offenbar etwas angetrunken, heraus: und da er den Sclaven traurig dastehn sieht, so ruft er ihn zu sich, um ihm seine Lebensweisheit, die einfachste und materiellste von der Welt, beizubringen: Sterben müssen wir Alle; wann, weiß Niemand; die Zukunft ist ungewiß: darum der Gegenwart muß man sich freuen, trinken und lieben, und sich um nichts weiter kümmern! In seiner Bonhommie, die nicht zufrieden ist, allein lustig zu sein, fordert er dann den Sclaven auf, mit ihm zu trinken und sich die Grillen zu vertreiben. Die Moral ist: »Sterbliche müssen auch denken wie Sterbliche; denn allen den ernsthaften und verdrießlichen Leuten ist nach meiner Meinung das Leben nicht wirklich ein Leben, sondern eine Plage« (V. 810—14). Hiemit wird also jeder tiefern Auffassung des Lebens, überhaupt dem Idealismus der Krieg erklärt, dem Charakter unsers Herakles und des Stückes gemäß. Jenen kann man nun keineswegs mit allgemeiner Hinweisung auf die derbkräftige Natur und frische Sinnlichkeit der Alten als einen tragischen Helden in Anspruch nehmen. Wir wollen nicht etwa den süß-

lichen sentimentalen Tugendhelden Wielands: aber das Bewußtsein, vermittelst seiner, durch der Here List auferlegten Arbeiten ewigem Ruhme und der Unsterblichkeit (Ἡρακλῆς) entgegenzustreben, mußte sich doch irgendwie kund geben. Dagegen ein trefflicher Held für ein Satyrspiel und für eins, das dessen Stelle einnimmt! In seinem unverhüllten Materialismus spricht er das offen und ganz aus, was Admetos und Pheres heuchlerisch und halb unbewußt verfolgen. Und ferner ist bei ihm die Lust am Leben unmittelbar in dessen Richtachtung und Todesverachtung umgeschlagen; es jeden Augenblick noch in die Schanze zu schlagen, ist für ihn auch ein Genuß desselben. — Hieraus geht denn auch, wie wir gleich sehen werden, der schnelle Entschluß zur Rettung hervor. Der Diener läßt ahnen, daß ein schweres Unglück das Haus betroffen habe: und als Herakles, der nur in der Voraussetzung, ein fremdes Weib werde bestattet, sich es so wohl hat sein lassen, immer mehr in ihn dringt, da endlich entdeckt er die Wahrheit. Herakles, wie plötzlich nüchtern geworden, fragt fast entsetzt: »Was sagst Du? und da nahmt Ihr mich gastlich auf?« Jetzt erinnert er sich an Admets Trauer, jetzt ergreift ihn Reue, daß er im Trauerhause getrunken und gelärmt! Doch schnell wirft er dies von sich ab: »die Schuld ist Dein, warum hast Du es mir nicht gesagt?« Und sofort schon seines Entschlusses gewiß, erkundigt er sich nach Alkestens Grabstätte. Er spricht ihn mit einer kurzen kräftigen Anrede an sein Herz aus: er will die eben Verstorbene dem Admetos zurückholen, indem er den Tod selbst überfällt: den wird er ja wohl bei dem Opferblute trinkend antreffen (*πίνοντα τύμβου πλησίον προσφαγμάτων*, V. 857) — eine köstliche Vermuthung für einen Trinker von Profession! — und im Ringkampf überwältigen. Wo nicht, so geht's in den Hades: denn dem Ad-

met muß er sein Übermaß von Gastfreundschaft vergelten daß er in solcher Trauer ihn doch aufgenommen; er soll nicht sagen, daß er einem schlechten Manne Gutes erwiesen. So geht er auf und davon.

Jetzt kehrt Admetos mit den Leidtragenden zurück. Seine Klagen können nach dem Vorhergehenden und nach dem tiefen Blick, den wir in seine Seele gethan, nur komisch wirken, z. B.: »Wie kann ich wohl sterben? Ich beneide die Todten, ich möchte ihre Häuser bewohnen; es freut mich nicht mehr die Sonne zu schauen, die Erde zu betreten.« Sich den Tod zu geben, wenn es ihm damit Ernst wäre, ist ihm ja noch jetzt unverwehrt. Darum tröstet auch der Chor, den er immer durch sein Jammergestöhne unterbricht, mit den trivialsten Gemeinplätzen: »Du hast Schmerzliches erduldet; Du hilfst der Verschiedenen nicht;« u. s. w. Ebenso lustig ist es, und wird es noch mehr durch sein Benehmen in der folgenden Scene, wenn er jetzt sich ein ehe- und kinderloses Leben wünscht, wobei wieder sein Egoismus ergötzlich durchschlägt: *μία γὰρ ψυχὴ τῆσδ' ὑπεραλγεῖν μέτριον ἄχθος* (V. 900 f.) Dann neue Klaglaute von seiner, neue Trostgründe derselben Art von des Chores Seite. Am Besten ist es aber weiterhin, wenn er dem Chore zuruft: »warum hast Du mich gehindert, mich ins Grab zu stürzen, um mit ihr, der Besten, entseelt dazuliegen, daß der Hades zugleich zwei treue Seelen erbeutet hätte?!« (V. 917 ff.) Alles das kann er noch thun. Der Chor erwiedert auch darauf nichts, sondern beruft sich nur auf das Beispiel eines Mannes, der seines Sohnes Tod mit Gleichmuth ertragen. (Man hat nicht ohne Wahrscheinlichkeit darin eine Anspielung auf den Anaxagoras finden wollen). Aber der Schmerz des Admet selbst ist keineswegs erlogen: er hat Alkestien geliebt, so sehr er nämlich in seinem Egoismus dessen fähig ist, daher jetzt

die wirklich rührende Erinnerung an seinen einstmaligen Einzug bei der Hochzeit, und seine Vergleichung mit der Heimkehr von der Bestattung; worauf denn der Chor, der immer mehr von Egoismus angesteckt zu werden scheint, ihm sagt, das Unglück sei ihm zwar etwas Neues, aber er habe doch Leben und Seele gerettet; schon Viele hätten ihre Frau durch den Tod verloren. Jetzt erst, post festum, wo Alles zu spät ist, setzt Admetos auseinander, wie traurig sein Leben sein werde; als ächtem Egoisten fällt es ihm jetzt noch nachträglich ein, welche Unbequemlichkeiten doch die Aufopferung seiner Frau für ihn haben wird. Daß er aber jetzt erst darauf kommt, wo es zu spät ist, während früher dergleichen Reflexionen ihm nicht eingefallen sind, zeigt eben, daß früher die nackte Sorge für sein Leben alle andern Gedanken in den Hintergrund gedrängt hat. Er beginnt, und zwar jetzt, wo die Gefahr vorbei ist, alles Ernstes damit, daß das Loos seiner Gattin glücklicher sei als das seine. Dies wird denn nun im Folgenden ganz charakteristisch geschildert: daheim erinnre ihn Alles, Haus, Kinder, Sclaven, an die Geschiedene; auswärts werde er den Anblick glücklicher Ehen und junger Frauen nicht ertragen können (dies eine feine unbewußte Andeutung seiner Schwäche in diesem Punkte) und seine Feinde (natürlich nur diese, da er den Vorwurf selbst nicht anerkennt) werden ihn wegen Feigheit tadeln. und so schließt er denn mit dem Ausrufe, der früher, wo er seine Gattin noch nicht zur Aufopferung bewogen hatte, allerdings am Ort gewesen wäre: »Was ist mir in Schande und Elend das Leben noch angenehm?«

Der folgende Chorgesang fällt, wie so häufig bei Euripides, ziemlich auseinander. Zuerst wird die Allmacht der Nothwendigkeit geschildert, welche auch den Admetos erfaßt und unwiderruflich der Gattin beraubt habe, deren Tugend

und Nachruhm sodann gepriesen wird. Der Chorgesang, zu welchem sich nicht wenige Pendants finden, ist doch hier am Ort: unmittelbar vor der Rückkunft der Alkestis ist es um so bedeutsamer, wenn nochmals versichert wird, daß sie der unüberwindlichen Nothwendigkeit zum Opfer gefallen.

Es folgt die Schlußscene. Herakles mit der verschleierten Alkestis auftretend macht zunächst dem Freunde Vorwürfe, daß er ihn aufgenommen und durch sein Schweigen zu ungebührlichem Betragen im Trauerhause verlockt habe; darauf bittet er ihn, die Frau, welche er bei sich führe, und die er als den höchsten Siegespreis in einem Kampfspiel gewonnen habe, ihm bis zu seiner Heimkehr aus Thrakien aufzubewahren, im Falle seines Todes aber für sich zu behalten. Dieses Vorgeben, sowie die ganze darauf folgende Scene, die man vom Standpunkt der ächten Tragödie aus nicht rechtfertigen kann, daher auch fast einstimmig verworfen oder höchstens als ein Mittel des Bühneneffectes entschuldigt hat, setzt dem Stücke, wie es nach unserer Darstellung aufzufassen ist, die Krone auf und ist voll des keckſten, frischesten Humors. Auch ist sie ganz natürlich eingeleitet. Herakles, dem Admetos weiß gemacht, nicht seine Gattin, sondern eine Fremde werde hinaus getragen, will diesem als Revanche einen gleichen Schabernack spielen und seine Frau als Fremde wieder hineinschmuggeln. Auf diese Weise giebt er aber dem Admetos Gelegenheit, seine Gesinnung und namentlich was wir von ihm in der Zukunft zu erwarten hätten, naiv und unbefangen zu entwickeln. Zunächst entschuldigt er sich, daß er den Herakles unter falschem Vorgeben aufgenommen: es würde ihm Leid zu Leid gekommen sein, wenn in Folge dessen Herakles nicht bei ihm eingekehrt wäre (V. 1060 f.). Denn die Rücksicht auf die Gegenbewirthung in Argos bleibt hier natürlich weg. Dann schlägt er es aus, jenes Weib in sein

Haus aufzunehmen, aber aus was für Gründen? Ihr Anblick würde ihn zu sehr rühren, und dann, wo solle er mit der jungen Frau hin? »Denn jung ist sie, nach Kleidung und Schmuck zu schließen (V. 1071).« Davon also hat er sich doch trotz seines Schmerzes zu vergewissern nicht vergessen. Und nun schließt sich ganz natürlich das Bedenken an, wie er ein so verführerisches Gut wahren soll. »Denn nicht leicht ist's, das junge Blut im Zaum zu halten (V. 1074 f.).« Er müßte sie denn in seinen Thalamos aufnehmen, und da würde ihn sogleich der Vorwurf treffen, daß er seine Wohlthäterin verrathen und das Bett einer andern bestiegen habe (V. 1080). Und auf die Verstorbene müsse er doch gebührende Rücksicht nehmen. — Daß allen diesen Ausflüchten das stille Bewußtsein zu Grunde liege, wie er viel zu schwach sei, um solcher Versuchung zu widerstehen, liegt auf der Hand und wird zum Überflusse noch durch das Folgende bestätigt, wo er die Frau, in der er, immer schärfer hinsehend, eine Ähnlichkeit über die andere mit der Verstorbenen entdeckt, dringend bittet ihm aus den Augen zu gehen, damit sie ihn nicht fange (*μή μ' ἕλῃς ᾑρημένον*, V. 1086). Herakles macht sich nun das Vergnügen ihn zu trösten, und obgleich Admetos davon nichts hören will und immer nur thut, als sollten seine Klagen ewig dauern — er hat nun einmal Lust daran (*ἔρως τις μ' ἐξάγει*, V. 1101) —, so werden doch seine Antworten unsicher, als Herakles von einer zweiten Heirath anfängt, die werde ihn trösten. »Schweig, was sagtest Du! Ich würde es nicht glauben (V. 1108).« Hier zeigt er sich schon ziemlich schwankend und er wiederholt zwar dann noch ein paar mal, daß er der Verstorbenen ewig treu bleiben werde, aber als Motiv giebt er auf Herakles Einwurf, der Verstorbenen helfe das ja doch nichts, die frostige Antwort: »Ich muß sie ehren, wo sie auch sein mag (V.

1113).« Es ist daher hohe Zeit, daß Herakles dieses gefährliche Capitel aufgiebt, und von Neuem ihn zu nöthigen beginnt, das Weib bei sich aufzunehmen. Endlich giebt er nach, »damit Herakles nicht böse wird (V. 1728)«: und gebietet den Dienern sie hereinzuführen. Da verlangt Herakles, er selbst solle sie hereinführen; neue Weigerung des Admetos. Doch endlich sagt er, pretiös und geziert: »Wohlan, ich reiche ihr die Hand, wie dem Gorgohaupt (V. 1140):« also mit abgewendetem Gesicht. Da sagt Herakles, die Farçe lustig zu schließen: »Hast Du sie?«. Admetos: »ja, ich habe sie.« Herakles: »nun da behalte sie!« Und damit enthüllt er sie und gebietet dann dem Admetos, sie anzusehen, was sich der nicht zweimal heißen läßt. Er erkennt sie, und nach der nöthigsten Verständigung, bei der wir doch erfahren, daß Herakles seiner Berechnung zufolge richtig den Meister Tod beim Grabe, also doch wohl beim Trunke, gefaßt hat, preist er sein Glück und dankt unter Glückwünschen dem Herakles: von Dank gegen die Gattin und eigentlicher Rührung keine Spur. Herakles giebt ihm noch die Auskunft, daß seine Gattin drei Tage lang nicht reden dürfe, und schließt mit der Ermahnung, er solle auch in Zukunft gerecht und gegen die Fremden zuvorkommend sein (*καὶ δίκαιος ὢν τὸ λοιπὸν — εὐσέβει περὶ ξένους*, V. 1170). So wird auf die Eingangsrede des Apollon zurückgewiesen, wo Admet »ein heiliger Mann« heißt. Herakles empfiehl sich, wiewohl zum Bleiben und wenigstens zum Wiederkommen genöthigt nicht verfehlt: worauf Admet selbst, wie oben Landestrauer, so jetzt Volksvergnügen bestellt, und ganz in seiner Art mit den Worten schließt: »denn jetzt habe ich ein besser Leben gegen das frühere eingetauscht; denn ich will nicht längnen, daß ich glücklich bin.« Die bekannten, öfter am Schlusse wiederholten

Chorverse: πολλαὶ μορφαὶ u. s. w. haben keine besondre Bedeutung.

Nach dieser auf alles Einzelne eingehenden Analyse sei es mir nun erlaubt, in wenigen Worten die Analogie dieser Tragödie zu einem Satyrspiel, sowie überhaupt das Charakteristische dieser neuen von Euripides erfundenen Gattung aufzuzeigen. Das Eigenthümliche des Satyrspiels, so weit wir dasselbe nach einzelnen Andeutungen und nach dem einzigen noch vorhandenen des Euripides kennen, besteht bekanntlich darin, daß die Personen der Tragödie, und zwar in ihrem vollständigen Charakter, in Berührung mit den Satyrn und Silenen, den lustigen Begleitern des Bacchus, kommen, dadurch in Situationen und Abenteuer gerathen, zu Zwiegesprächen genöthigt werden, die ihrem ernsten Pathos, das sie doch beizubehalten suchen, keineswegs angemessen sind. In dem Conflicte dieser tragischen Würde, die bei den griechischen Zuschauern gewiß regelmäßig durch die frische Reminiscenz an die vorhergegebenen Tragödien erhöht wurde, mit den naiven Schwänken und Possen jener Waldteufel, denen natürlich dergleichen nicht im Geringsten imponirt, liegt eben die komische Gewalt des Satyrspiels. Da aber die Scenen ihrer Natur nach beschränkt waren, in welchen Satyrn aufgeführt werden konnten, so mußten die spätern Tragiker oft gerade mit der Erfindung ihrer Satyrspiele in Verlegenheit kommen. Auch mag das Interesse an ihnen immer mehr gesunken sein, je mehr die Tragödie ihren streng religiösen Charakter als reines Festspiel des Gottes verlor und nach und nach, mit der gebotenen Beibehaltung der alten Heroen- und Götterpersonen, sowie ihrer Schicksale, dennoch zur Darstellung wirklicher Charaktere und Situationen der Gegenwart überging: eine Wendung, welche gewiß auch durch

die steigende Bedeutung der Komödie, als des ächten, nur subjectiv poetisch gefärbten Lebensspiegels, befördert, namentlich aber von Euripides mit Bewußtsein und Consequenz verfolgt worden ist. So mochte zu derselben Zeit das Interesse des Volks an den Satyrspielen und die Erfindungsgabe der Dichter in ihnen sich erschöpft haben. Da that Euripides, fußend auf der oben angedeuteten Wandlung der tragischen Charaktere, geleitet von der Komödie, einen neuen Griff: an die Stelle der Satyrn und Silene setzte er »aus dem eigenen Kreise des gewöhnlichen Alltagslebens »die fadesten Personen,« mit denen er einen tragischen Charakter umgab, in Berührung und Wechselwirkung brachte. Das Wesentliche dieser neuen Gattung nun wurde der Conflict eines tragischen Charakters mit der Philisterwelt der Gegenwart; der Gegensatz einer idealen Weltanschauung zu der kahlen nüchternen Prosa des wirklichen Lebens. So in der Alkestis. Sie selbst in ihrer Ganzheit, namentlich auch in ihrem Mangel an individueller Liebe und ihrem stolzen Selbstbewußtsein, eine des Sophokleischen Kothurns würdige Heroinengestalt: als Gattin opfert sie dem Gatten, als Mutter für den Vater ihrer Kinder ihr Leben auf. In ihrem Idealismus hat sie gar keine Ahnung, weil kein Erkenntnißvermögen, für den sie umgebenden Egoismus und Materialismus. Denn daß dieser, nur verschieden nüancirt, von Admetos, Pheres, Herakles entschieden vertreten, auch in einzelnen Andeutungen vom Chor ausgesprochen wird, ja sogar dem Apollon und Thanatos nicht fremd ist, zeigte die Analyse. Nun aber ist der Humor des Stücks, daß keineswegs der Idealismus siegt und etwa den Materialismus beschämt, sondern umgekehrt, daß der Materialismus Recht behält und nicht nur sich selbst,

sondern sogar den Idealismus herausreißt und rettet. Ein Blick auf das Stück wird dies bestätigen. Admet, dessen Grundsatz es ist: leben und leben lassen, um eben sein Leben am Sichersten zu stellen, hat den Apollon gut aufgenommen. Zum Dank erwirkt ihm der, daß er noch länger leben darf, wenn Jemand für ihn stirbt. Wäre Admet Idealist, so nähme er das nicht an und stürbe. Aber er bittet so lange, bis seine Gattin, welcher allein das Leben nicht das Höchste ist, sich bereitwillig findet. Sie stirbt und soll begraben werden. Alles, so scheint es, ist verloren. Da kommt Herakles ganz unerwartet. Wäre Admet nun nicht ein ganz krasser Egoist, wäre er nur ein wenig Idealist, er würde entweder den Herakles nicht aufnehmen, oder ihm wenigstens den Tod der Gattin mittheilen. Geschähe Eins von beiden, so würde die gute Alkestis ruhig in der Unterwelt bleiben. Denn wodurch wird Herakles bewogen, sie heraufzuholen? Dadurch, daß er seinem derbsinnlichen Materialismus im Trauerhause freien Lauf gelassen, getrunken und gelärmt hat, und sich nachher dieser Debauche schämt. So faßt er demnach ziemlich im Rausche den Entschluß, dem Tode an Alkestis' Grabe sie abzujagen; und der Tod wird richtig noch von ihm erwischt, weil er, selbst materiellem Genuß ergeben, sich zu lange beim Trinken des Opferblutes aufgehalten hat. So wird also durch den Egoismus des Admetos nicht bloß er selbst, sondern, indem ihm Herakles' Materialismus secundirt, auch Alkestis gerettet, nachdem alle Opfer, Gebete und Gelübde an die Götter vergebens gewesen sind.

Ich glaube bewiesen zu haben, was ich wollte, daß Euripides in seiner Alkestis mit Bewußtsein ein wirklich neues dramatisches Genre geschaffen hat. Die Ausführung, wie gerade dies den Übergang bil-

det von der alten Tragödie zur neuen Komödie müssen wir, vom Raum beschränkt, für spätere Gelegenheit versparen. Überhaupt, falls dieser Versuch bei denen Beifall oder wenigstens Theilnahme finden sollte, die für dergleichen Untersuchungen sich zu interessiren im Stande sind, so würde ich einige ähnliche folgen lassen, zunächst über die Hekabe, von der ich gleichfalls nachzuweisen hoffe, daß sie, mit allen ihren Fehlern, keineswegs eine so ganz schlechte Tragödie, wenigstens daß ihre Handlung in der That nur Eine ist.

C. F. D. Schubart.

Vom

Herausgeber.

[illegible]

[illegible]

Es hält schwer heutzutage, und fast unmöglich, ein deutsches Zeitungsblatt in die Hand zu nehmen, ohne darin Nachrichten zu begegnen, wie hier ein Schriftsteller in Anklagestand versetzt, dort ein Dichter auf die Festung geschickt, hier ein anderer aus dem Gefängniß entlassen worden, um mit Nächstem dahin zurückgeschickt zu werden. Der Parnaß, ein so heiliger, sollte man meinen, so friedlicher Bezirk, scheint vielmehr, vor unsern Blicken, in eine allgemeine Wahlstatt erbitterter Kämpfe, rastloser Verfolgungen verwandelt; ja tagtäglich, vor unsern Augen, wird Orpheus wiederum zerrissen: aber nicht in poetischem Wahnsinn, von trunkenen Mänaden, sondern im Gegentheil, auf Grund sehr prosaischer Polizeiinstructionen, von höchst nüchternen, höchst dienstbeflissenen Gensd'armen.

Und das mit vollem Recht, entgegnet man uns. Die deutsche Nation — wer wüßte es nicht?! — hat von jeher eine mehr literarische, als eigentlich historische Entwicklung gehabt; ihre Geschichte ist zumeist Literaturgeschichte, ihre Berühmtheiten sind nicht sowohl Männer der That, als Männer der Feder; Philosophen, Poeten, Kritiker: siehe da die geistigen Puissancen, die wir den großen Feldherrn, den großen Staatsmännern — Gedichte, Systeme, Kunstbetrachtungen: siehe da die Erwerbungen, die wir den eroberten Provinzen, den wimmelnden Häfen anderer Nationen entgegensetzen! — Zugestanden, daß sich dies in neuester Zeit ein wenig geändert hat oder doch mindestens, daß man selbst anfängt, zu versichern, es solle und werde und müsse sich ändern und das mit Nächstem; zugestanden, daß die Nation der bloßen lite-

rarischen Verdienste, des bloßen poetischen Lorbeers ein wenig überdrüssig geworden, ja, daß sie Willens zu sein scheint, durch verdoppelte, mitunter sogar übereilte Anstrengungen das Versäumte nachzuholen und zu dem luftigen Gebiet der Theorie, diesem wahren Besitzthum in partibus, das wir seit Langem so glorreich wie nutzlos beherrschen, endlich auch einige kühne Streifzüge zu thun auf den Boden der Wirklichkeit, in das Reich der concreten, praktischen Interessen: so dennoch, was ist natürlicher, was näher liegend, als daß diejenigen, welche bis dahin in allen Angelegenheiten, von denen die öffentliche Aufmerksamkeit zeither in Anspruch genommen ward, in den Angelegenheiten also der Wissenschaft, der Kunst, die Stimmführer des Volks gewesen, dasselbe nun auch auf diesem neuen Wege nicht bloß begleiten, nein: leiten? nicht bloß verfechten, nein: sogar vertreten? — Wir haben zu lange in der Theorie gesteckt, als daß nicht jetzt auch die Praxis, zu der wir uns in die Höhe zu schrauben suchen, noch ein ziemlich bleiches, ziemlich nüchternes — ja, daß wir den Widerspruch des Ausdrucks nicht scheuen: ziemlich theoretisches Ansehn haben sollte. Wir haben uns zusammengenommen, wir wollen Thaten thun, ja: und unsre ersten Thaten sind auch jetzt wieder Bücher, in denen wir die künftigen ankündigen und zum Voraus kritisiren; wir haben die Literatur satt, wir wollen Politik treiben, nichts als Politik: und unser erstes politisches Debüt ist die — politische Poesie; wir schreien nach großen Männern, nach gewaltigen reformatorischen Genien, welche mit unerschrockner Hand, der gährenden, formlosen Masse den Stempel ihres Geistes aufdrücken: und schicken dabei in die Schanze — wen? Nun versteht sich, die Schriftsteller, die Poeten, die Zeitungsschreiber. Man spricht hin und wieder von einer Verstimmung, einem Zwiespalt, einem Kampf zwischen den bestehenden Gewalten und dem Volke: aber wo kämpft das Volk? wo tritt es überhaupt nur auf die Bühne? Nicht zwischen dem Volk und den Regierungen wird der Kampf geführt, sondern allein zwischen der Polizei und den Schriftstellern; dies bis zur Stunde ist das Äußerste, wohin deutscher Liberalismus es

treibt, dies das Größte, wohin deutsche Freisinnigkeit und deutscher Muth es bringen, einen mißliebigen Zeitungsartikel, eine anstößige Brochüre, ein verbotenes Buch zu schreiben. Wohlan denn: wer die Ehre hat, was in der Welt könnte billiger, was gerechter sein, als daß der auch die Gefahr trägt? Wer den Heiligenschein trägt, der trage auch das Martyrium; wer lüstern ist nach dem Ruhm, unter den Vorkämpfern der Zeit zu stehen, der nehme auch die Knüffe und Püffe mit hin, welche dabei unvermeidlich sind; wem der Gewinn zu Gute kommt, der beklage sich auch nicht, wird der Verlust gleichfalls auf sein Conto geschrieben. — —

Es sei so, wir haben nichts dagegen einzuwenden, sogar wir wollen zugeben, daß, wie die Umstände bei uns nun einmal waren und zum großen Theile noch sind, die Entwicklung gar keinen andern Gang nehmen, keine andern Organe finden konnte, als sie gethan: so wird es doch immerhin, hoffen wir, erlaubt sein, aufmerksam zu machen auf das Bedenkliche, Unzulängliche dieser Entwicklung; so werden wir doch immerhin zweifeln dürfen, ob auf diesem Wege allein das Ziel, welches man erreichen will, wirklich erreicht werden wird; so werden wir doch darauf hindeuten dürfen, wie gefährlich es ist (gefährlich darum, weil erfolglos), wenn sich, statt der Schriftsteller auf die Nation, vielmehr die Nation auf die Schriftsteller stützen will oder soll — und wie sehr daher beide im Irrthum leben, sowohl diejenigen, welche die Bewegung der Völker in der Person einiger Literaten zu unterdrücken, als die sie, gleichfalls durch einige Literaten, zum Durchbruch und zum Siege zu bringen meinen.

Vor Allem aber möchten wir die Schriftsteller selbst daran erinnern, daß dieser kleine Krieg mit der Polizei, diese Literaten auf der Festung, diese Dichter en cachot weder etwas so Neues, noch (frei herausgesagt) etwas so Wichtiges sind, als sie selbst hie und da zu glauben scheinen. Freilich, wer möchte den Verlust der Freiheit gering achten, und wär' es auch nur auf die Zeit weniger Monate, wär' es auch nur ein Arrest, nicht härter, nicht drückender, als etwa eine ernsthafte Krankheit oder ähnliche Zufälligkeiten ihn uns wohl

öfters, auch ohne richterlichen Ausspruch, auferlegen? Wer möchte den sittlichen Muth, die Erhabenheit der Gesinnung verkennen, welche darin liegt, Angesichts bekannter und angedrohter Strafen dennoch dem Genuß, seine Überzeugung rein und frei und unbemäntelt auszusprechen, alle anderen Rücksichten, Rücksichten der Sicherheit, der Bequemlichkeit, des äußerlichen Fortkommens, willig zum Opfer zu bringen? Wer vor Allem möchte nicht den Staat, die Gesellschaft beklagen, welche, ihre Existenz zu sichern, keine andern Mittel und Wege weiß, als diese?! Nur vor der Überschätzung möchten wir warnen, wir möchten verhindern, daß diesen Opfern, wie ehrenhaft auf der einen, wie nothwendig auf der andern Seite, ein Werth, vor Allem eine Wirkung beigelegt werde, die sie in der That nicht haben, noch jemals haben werden. Wir haben sie gesehen, wir kennen sie, die jungen Schriftsteller, die Kritiker, die Poeten, wie sie sich, eine junge todesmuthige Garde, der Gefahr peinlicher Anklagen nicht bloß tapfer entgegenstürzten, nein, sich drängten um sie, sie herausforderten, um sie buhlten, wie um eine Ehre, ein Glück, ja wie sie gern, wär es nur angegangen, und hätte sich nur ein Nero gefunden, der ihn ihnen abgenommen, ihren Kopf selbst dem freien Bekenntniß der von ihnen verfochtenen Principien dargebracht hätten — weshalb? Weil sie durch derartige Beispiele von Muth und Aufopferung die träge Masse zu ermuntern; weil sie durch ihre Unerschütterlichkeit die Verurtheilenden selbst von der Unzulänglichkeit ihrer Mittel, von der Unmöglichkeit, der Bewegung einen Damm zu setzen durch bloße äußerliche Gewalt, zu überzeugen wünschten; das, dachten sie, müsse doch endlich durchschlagen, das müsse, auf ein oder die andere Weise, zum Bessern hindurchführen.

Nun? Und was ist geschehen? welchen Erfolg hat es gehabt? — Sie haben gesessen, sie sitzen zum Theil noch, sie vertrauern hinter melancholischen Eisenstäben ihre frische, heitre Jugend — und das Volk? Das Volk ißt, trinkt, schläft gerade so ruhig und mit so gesundem Appetite, wie vorher; die Woge der Entwicklung rauscht weiter auch ohne sie, man wendet

sich andern, neuen Sternen zu — vergebliche Hoffnungen! nutzlose Martyrien!

Aber sie sind auch nicht so neu, sagten wir, wie man meint — und gingen dabei mit unsern Gedanken weder bis zu jenem Prynne zurück, dem Karl der Erste, wegen mißliebiger Pamphlete, zweimal die Ohren abschneiden ließ, nicht ahnend, daß man ihm selbst späterhin den Kopf abschneiden würde — noch auch bis zur Bastille, die bekanntlich ein volles Jahrhundert lang das ständige Quartier der französischen Dichter, Philosophen und Schöngeister war, ohne daß bei Alledem die französische Revolution auch nur um eine Sekunde verzögert oder um einen Tropfen unblutiger ward — nein! auch unsre deutsche Literatur, auch unsre vaterländische Poesie, in ihrer »klassischesten« Periode, zur Zeit ihrer größten Dichter, zur Zeit der Klopstocke, Wielande, Herder, Goethe, Schiller hat dergleichen Gefangene aufzuweisen! auch in dem Gemälde ihrer glücklichsten, glorreichsten Periode fehlt sie nicht, die kleine, dunkle Kerkerzelle, in welcher auf verfaultem Stroh, der Willkür unmenschlicher Peiniger preisgegeben, herabgewürdigt und gemartert, wie es heutigen Tages keinem Dieb und Mörder mehr geschieht, ein deutscher Dichter, ein deutscher Zeitungsschreiber lag — lag, ohne Verhör, ohne Untersuchung, ohne richterlichen Spruch — nicht Wochen, nicht Monate lang: nein, Jahre, fast zehn Jahre lang — und auch seine Freilassung endlich war nur ein Act der Willkür!!

Der Leser erräth, wen wir im Sinne haben: den Gefangene von Hohenasperg, der Journalist, der eine unschuldige Zeitungsente, einen Schlagfluß, der Marien Theresien getroffen haben sollte, und, zur Freude ihrer Unterthanen und ihrer höchsteigenen Beruhigung, nicht getroffen hatte, mit zehnjährigen Kerkerqualen büßte, der Poet, dessen strotzenden, ungestümen Geist man in der Todesangst einsamen Gefängnisses zusammenschrumpfen ließ zu blöder, kopfhängerischer Frömmelei, ja, den man nöthigte, seine winselnden Verse mit einer Lichtscheere einzukratzen in die harte Mauer seines Kerkers

und dem alsdann, als man es merkte, auch diese Lichtscheere genommen ward — wem wäre er unbekannt, wer hätte nicht von ihm gehört und von den Martern, die er auszustehen hatte: Christian Friedrich Daniel Schubart?

Sogar es ist das Einzige beinahe, was das größere Publicum überhaupt noch von ihm weiß. Seine Schriften sind vergessen und zerstreut; kaum, daß einzelne (und unter ihnen, wie es zu geschehen pflegt, nicht einmal seine gelungensten) Gedichte von ihm hie und da in Schulen zu sogenannten Declamirübungen verwendet werden: seine besten Gedanken sind verloren, sein Dichten und Streben ist untergegangen, selbst seine übrige Persönlichkeit ist längst in unscheinbares Dunkel gehüllt: nur, aus einem ganzen vielbewegten Leben, aus einer reichen, selbst überreichen Fülle von Ereignissen und Entwürfen und Bestrebungen — nur diese Eine Thatsache seiner Gefangenschaft ist übrig geblieben, nur dieser endlosen Reihe jammervollster Tage und Nächte verdankt er es, daß, wird sein Name genannt, hie und da wohl Einer aufhorcht und sagt: Ah Schubart? wie ist mir doch? war das nicht der da, Dings da, auf Hohenasperg . . . .?

Sei es denn vergönnt, das abgebleichte Bild dieses Mannes mit wenigen flüchtigen Pinselstrichen in dem Gedächtniß unsrer Leser wieder aufzufrischen. Auch uns bei dieser Wahl hat nicht sowohl das ästhetische, als vielmehr das historische, das politische Interesse geleitet und bestimmt; es soll, hoffen wir, nicht unfruchtbar noch überflüssig sein, unsern gegenwärtigen Zustand zu messen gleichsam und abzuschätzen an ähnlichen Zuständen vergangener Zeiten; sogar wir versprechen uns einigen Eindruck davon, eine Lehre vielleicht, eine Ermunterung, vielleicht auch eine Warnung, indem wir, unter die rüstigen Kämpfer der Gegenwart den bleichen Schatten dieses Unglücklichen heraufbeschwörend, ihnen sagen: Sehet da, es ist Euer Vorgänger! sehet da einen Mann, der das Martyrium, mit welchem Ihr spielt, in bitterm Ernst, in zermalmender Schwere wahrhaft erduldet hat! einen Literatenproceß, die Gefangenschaft eines deutschen Dichters vor siebzig Jahren! Was war seine Verschuldung? was seine Erfolge?

was lehrt sein Beispiel? welchen Trost, welche Erhebung könnt Ihr aus seinem Vorgang entnehmen, wenn auch Euch einmal ein ähnliches Verließ umschlösse, wie ihn?

Nehme der Leser denn die nachstehende Skizze in diesem Sinne freundlich auf. —

Christian Friedrich Daniel Schubart wurde am 26. März 1739 zu Obersontheim in der Grafschaft Limburg geboren. Sein Vater war Cantor, Schullehrer und Pfarrvicar daselbst; schon im folgenden Jahre kam er in gleicher Eigenschaft nach Aalen. Hier also, in dem waldigen Kocherthal, unter einer Bevölkerung von derber, alterthümlicher Sitte (er selbst schildert sie als »bieder, geschäftig, wild und stark wie ihre Eichen, Verächter des Auslandes, trotzige Vertheidiger ihres Kittels, ihrer Misthaufen und ihrer donnernden Mundart«: s. Leben und Gesinnungen, I, 16 *)) verlebte Schubart seine früheste Jugend; auch ist er nicht abgeneigt, dieser kernigen, aber rauhen und mitunter wohl auch rohen Umgebung jenen »derben deutschen Ton« zuzuschreiben, der ihm in der Folge eigenthümlich war und so manchen Unfall seines späteren Lebens veranlaßte.

Aber neben dieser allgemeinen Einwirkung des Ortes und der Nachbarschaft machten noch zwei andere mehr zufällige Umstände sich frühzeitig in der Entwicklung des Knaben geltend. Zuerst die musikalische Neigung seines Vaters: »sein Haus war, sonderlich in seinen jüngern Jahren, ein beständiger Concertsaal, darin Choräle, Motetten, Klaviersonaten und Volkslieder wiedertönten« (a. a. O. p. 14). In erhöhtem Maße nun war dies Talent und diese Neigung auch auf den Sohn übergegangen; nachdem er, bei unsichrer Gesundheit, längere Zeit hinter der gewöhnlichen Entwicklung der Jahre zurückgeblieben war, ja sich völlig talentlos, als ein Kind von geringsten Anlagen gezeigt hatte, war es zuerst die Musik, welche nicht allein die Rinde seines Geistes sprengte, sondern in der sich auch sogleich eine eigenthümliche Begabung ver-

*) Die Citate hier und im Folgenden beziehen sich sämmtlich auf die im Jahre 1839 zu Stuttgart erschienene Gesammtausgabe: C. F. D. Schubarts, des Patrioten, gesammelte Schriften und Schicksale, in acht Bänden.

kündigte. Schon in seinem achten Jahre, wie er selbst erzählt (p. 18), übertraf er seinen Vater im Klavier, sang mit Gefühl, spielte die Violine, unterwies seine Brüder in der Musik; im neuten und zehnten Jahre setzte er bereits Galanterie- und Kirchenstücke, ohne in allen diesen Dingen mehr als eine flüchtige Anweisung genossen zu haben.

Wir haben hier also eines jener musikalischen Wunderkinder, jener frühreifen Genies, an denen das achtzehnte Jahrhundert kaum minder reich war, als das unsrige, in welchem es bald vor lauter Frühreife keine Reife, vor lauter Kindern keine Männer mehr geben wird. Wenn die meisten davon verschollen und vergessen sind, so liegt das einfach daran, daß diese vorzeitigen Knospen meistens hohl waren, damals so gut wie jetzt, und daß auf hundert kleine, schnellfingrige Genies noch lange nicht Ein Mozart kommt — Mozart, von dem es so ziemlich auch in Vergessenheit gerathen ist, daß er gleichfalls einmal als musikalisches Wunderkind umhergeführt worden: nur daß bei ihm der Ruhm des Kindes nicht untergegangen ist in der Unbedeutendheit, vielmehr er ist überstrahlt worden durch die größere, die Glorie des Mannes. — Was speciell unsern Schubart angeht, so zählte eben damals ein Verwandter von ihm, wie er, Schubart, gewöhnlich indeß, in französischer Verstümmelung, Schobert, auch Schober geheißen, unter den berühmtesten Klaviervirtuosen der Zeit. Es läßt sich annehmen, daß dieses Vorbild nicht ohne Einfluß auf den Knaben geblieben und ihn immer mehr in seiner musikalischen Neigung bestärkt — einer Neigung, die auf sein ganzes späteres Leben und Treiben die entschiedenste Wirkung gehabt hat und deren wir daher schon hier erwähnen zu müssen glaubten.

Das Zweite sodann war die Bekanntschaft eines preußischen Werbeofficiers, eines Herrn von Maltitz, welche Schubart in seinem zwölften Jahre (1751) machte. — Aus Goethe's Jugendschilderungen in Dichtung und Wahrheit ist bekannt und seitdem vielfach zur Sprache gebracht worden, welche gewaltige Bewegung die Siege des großen Königs nicht bloß, das zunächst davon betroffen ward, in Preußen

und Norddeutschland überhaupt, sondern weit darüber hinaus in ganz Deutschland hervorgebracht ward, namentlich in den südwestlichen Landschaften, in jenem wimmelnden Labyrinth kleiner reichsunmittelbarer Herrschaften, freier Städte, geistlicher Fürstenthümer xc., das sich in dieser Ecke Deutschlands damals zusammenhäufte. Sogar man darf behaupten, daß die Wirkung hier noch nachhaltiger, die Begeisterung noch ursprünglicher, noch stürmischer sein mußte, je weniger hier auf diesem zersplitterten, armseligen Terrain, in diesem Flickwerk kleinster und allerkleinster Staaten, seit Jahrhunderten irgend eine bedeutende historische Bewegung vorgekommen, ja je weniger dergleichen, unter den damaligen Umständen, auf diesem Terrain überhaupt nur vorkommen konnte. An diesen kleinen liederlichen Reichsfürsten, deren ganzes Contingent in sechs Mann bestand und die in nichts groß waren, es sei denn in der Verschwendung, in nichts königlich, es sei denn in ihren Schulden — an diesen faulen bigotten Fürstbischöfen, deren jeder die ungewisse Dauer seiner Herrschaft um so eifriger benutzte zur Bereicherung seiner Nepoten, zur Versorgung seiner Günstlinge, das heißt also zum Ruin seines Ländchens — an diesen wohlweisen, wohlehrbaren Rathsherren, deren Gesichtskreis nirmals weiter reicht, als der Grenzpfahl ihres Stadtgebietes; die kein Recht kannten, als ihre Privilegien, kein höheres Ziel, als den Bürgermeister- oder Schöffenmantel — an diesem ganzen buntscheckigen Hanswurstkleide des ehmaligen heiligen römischen Reiches, was, in der That! gab es zu bewundern, woran hier konnte ein Geist sich aufrichten, ein Herz sich entzünden, eine Bevölkerung sich fühlen lernen als Volk? Friedrich der Große war es zuerst, der in die gedrückten, beengten Seelen dieser kleinen, zerstückelten Bevölkerungen das Bild eines großen Mannes, das Bild großer, ruhmvoller Thaten, weltbewegender Ereignisse warf; in ihm zuerst, als einem gemeinsamen Brennpunkt, lernten diese vielfach zerrissenen, eifersüchtigen Landschaften und Stämme in gleicher Begeisterung sich nachbarlich vereinigen; er zuerst, durch den Ruhmesschimmer, der von ihm aus ganz Deutschland, ja seine Feinde selbst verklärte,

ließ den engherzigen, kleinlichen Provinzialstolz, den Localpatriotismus, das Pfahlbürgerthum mit seinen selbsüchtigen, eigenwilligen Bestrebungen zerschmelzen gleichsam und sich auflösen vor der Idee, der versöhnenden, erhebenden, eines gemeinsamen deutschen Vaterlandes, gemeinsamen deutschen Ruhmes, deutscher Herrlichkeit. — Es ist dies ein Verdienst, das immer und immer wieder hervorgehoben werden muß, darum schon, weil in ihm gleichsam die Sühne, die reichliche, überschwängliche, enthalten ist, mit welcher der König im Ganzen und Großen, so zu sagen, vergütigte, was er durch seine persönliche Überschätzung französischer Bildung im Einzelnen etwa versehen mochte.

Kein Wunder demnach, daß auch der junge Schubart von der preußischen Glorie, wo sie ihm in der Gestalt eines preußischen Officiers gleichsam persönlich nahe trat, eines Officiers, der unter Friedrich gefochten und geblutet hatte! lebhaft, ja stürmisch ergriffen ward. Was aber diese Begeisterung namentlich bemerkenswerth macht, das ist die Energie, mit welcher er, in dessen Wesen Beharrlichkeit und Standhaftigkeit sonst eben nicht lag, sie durch sein ganzes Leben fest hielt, das ist der — wir möchten sagen — providentielle Einfluß, mit welchem, wie wir noch später sehen werden, diese Sympathie mehrmals, in den gefährlichsten Krisen seines an gewaltsamen Erschütterungen nur allzureichen Lebens, begütigend, tröstend, rettend eingriff. Auch gab sie ihm frühzeitig Veranlassung zu allerhand geistigen Arbeiten und Productionen. Schon auf der Schule zu Nürnberg (1757), im Angesicht der preußischen Husaren, welche die freie Reichsstadt damals neckend umschwärmten und deren flüchtige Bewegungen er von seinem Dachboden aus begierig, sehnsüchtig verfolgte — schon in Nürnberg, als Schüler, dichtete er Preußenlieder, welche, seiner Versicherung nach (a. a. O. p. 33) damals allgemein bekannt und gesungen wurden; sogar, was sich späterhin auf eine so traurige Art als sein Schicksal erwies, nämlich gemißhandelt und zum Märtyrer zu werden für seine Überzeugung, begegnete ihm schon damals, indem ein Salzburgischer Soldat, ein Mitglied also der berühmten Reichs-

armee, Roßbachischen Andenkens, und als solcher natürlich ein Feind aller Preußen und Preußenfreunde, den jungen Poeten mit der Muskete niederstieß, so daß »nur das Dazwischenspringen der berühmten Nürnberger Faustschläger, unter dem Namen der Rußigen bekannt« (p. 34), ihm das Leben rettete. Auch späterhin, als Student, setzte er Gleims Soldatenlieder, welche damals in Aller Munde waren, in Musik: und zwar, wenn die Muse der Dichtkunst sich im obigen Falle gefahrbringend und mißlich erwiesen hatte, so machte die Tonkunst gut, was jene verfehlt: seine Composition der Gleim'schen Kriegslieder singend, zog er, ein neuer Arion, bei der Rückkehr von der Universität, mitten durch einen Haufen preußischer Krieger, ohne von ihnen angefochten zu werden, im Gegentheil, seine preußische Begeisterung nahm für ihn ein und diente ihm zur Sauvegarde (p. 46). —

Bei alledem war dies nicht das Einzige, ja kaum das Wichtigere, das er der Bekanntschaft jenes Werbeofficiers verdankte: derselbe Herr von Maltiz machte ihn auch mit Klopstock bekannt, er brachte die fünf ersten Gesänge des Messias, die einzigen, welche bis dahin erschienen waren, in das Haus seines Vaters und führte ihn zuerst ein in die großartig phantastische, die übermenschliche Welt dieses »göttlichen Gedichtes.«

Ein Werbeofficier, werden unsre Leser fragen, und Klopstocks Messiade? Wie seltsam! wie ungewöhnlich! welche wunderliche Laune des Zufalls, welche diesen Sonderling eben in Schubarts Behausung führte!

Und doch vielleicht nicht so ungewöhnlich, als es scheint! nicht so sonderlingsartig, als es sich auf den ersten Blick anläßt! — Freilich sind wir gewöhnt, uns unter einem Officier des alten Fritz alles Andere eher zu denken, als einen Leser Klopstocks. Und nun gar einen Werbeofficier, einen Menschen, bestimmt, in Gutem und Bösem, durch Gewalt und List, Überredung und Verführung die Leute zum Soldatenstand zu bethören, um die Lücken auszufüllen, welche Krieg, Krankheit und — Desertion in den königlichen Armeen hervorbringen: können wir uns einen Werbeofficier jener Zeit

vorstellen, es sei denn, wie eine Art Seelenverkäufer, einen Betrüger, einen Gauner, einen Hauptmann Posert aus Iffland's Spielern oder so dergleichen?

Aber diese Annahme, wie verbreitet sie sei, so irrig ist sie; sie überträgt Reminiscenzen aus der Zeit der Potsdamer Riesengarde, Reminiscenzen von gekauften, gestohlenen, geraubten Enakssöhnen, wie Friedrich Wilhelm der Erste sie wohl zusammenschleppte, in eine völlig neue und andere Epoche. Zu geschweigen, daß Männer, wie der General von Stille in Halle, der Mittelpunkt des bekannten Halle-Laublinger Kreises, Ewald von Kleist, sowie aus späterer Zeit Knebel und der ganze jüngere Potsdam-Berliner Kreis, der sich um Ramler, den Professor an der Kriegsschule, zusammenfand, — zu geschweigen, sage ich, daß Männer, wie die eben genannten, mehr als hinreichend sind, das Vorurtheil der Roheit und Barbarei, dem die preußischen Officiere jener Zeit fast aller Orten unterliegen, zum Wenigsten zu beschränken und zu mildern: so glauben wir, was namentlich die preußischen Werbeofficiere betrifft, dieselben sogar umgekehrt als nicht unwichtige Mittelglieder in der Verbreitung literarischer Bildung, als Apostel gleichsam jener feineren ästhetischen Cultur betrachten zu dürfen, welche damals (wie wir sogleich des Näheren besprechen werden) hauptsächlich in Norddeutschland, in Sachsen und Preußen, ihren Sitz hatte — und die nun eben diese Officiere nach Süd- und Mitteldeutschland verbreiten halfen. Wir wollen uns, zum Beweise dieser (wie uns selbst keineswegs entgeht) ungewöhnlichen, sogar paradoxen Behauptung, keineswegs darauf stützen, daß das Werbegeschäft an sich gewandte Männer, von leidlicher Bildung und gutem Anstand, nöthig machte und daß dergleichen Männern denn auch wohl einige literarische Bildung, einige Kenntniß der Tagesliteratur ziemlich natürlich war, daß ferner die unvermeidliche Langeweile eines derartigen oft Monate-, oft Jahrelangen Werbeaufenthaltes die Beschäftigung mit der Literatur, als einen willkommenen Zeitvertreib, wohl gar aufnöthigte: man könnte uns entgegnen, daß dies Allgemeinheiten, Voraussetzungen und Annahmen seien, durch welche für die be-

stimmt ausgesprochene Behauptung nichts entschieden wird. Wir wollen sogar nur ein geringes Gewicht darauf legen, daß auch Kleist, den wir bereits vorhin erwähnten, der Sänger des Frühlings, sich längere Zeit als Werbeofficier in der Schweiz aufhielt: es mag ein Zufall, eine Laune des Schicksals, wenn nicht gar ein persönlicher Wunsch des Dichters gewesen sein, der dadurch Gelegenheit gewann, die Schweizer Aristarchen, die Selbstherrscher der damaligen Literatur, Bodmer und Breitinger, nicht zu sprechen von Wieland, Geßner und Anderen, persönlich kennen zu lernen. Wohl aber, was uns, in Verbindung mit Thatsachen, wie die obige aus Schubart's Leben, entscheidend zu sein dünkt und worauf wir, als auf einen vollgiltigen Beweis, uns allen Ernstes stützen, das ist der Umstand, daß in den Romanen jener Zeit den preußischen Werbeofficieren diese Rolle der Literaturfreunde, der Aufklärer, der Bildungsverbreiter in der That beigelegt wird. Statt aller weiteren Beispiele genüge Eines, entscheidend darum, weil es einem Roman entnommen ist, der, wenn auch heutzutage wohl kaum mehr von irgend Jemand gelesen, doch ehedem das Entzücken von ganz Deutschland bildete, ja der mit einem der größten Kunstwerke deutscher Zunge, mit Werthers Leiden selbst, um die Palme des Beifalls ringen durfte und dessen Name bis auf diese Stunde sprichwörtlich geblieben ist: dem Siegwart. Auch in diesem Roman sind es preußische Werbeofficiere, durch welche Klopstock, Kleist, Geßner und andere Lieblingsdichter jener Zeit in der schwäbischen Familie eingeführt werden; auch hier ist es Preußen, das als Mutterland des guten Geschmacks in der Literatur gepriesen wird. Man vergleiche (vorausgesetzt, daß unsre Leser sich nicht scheuen, die zerrissenen Bände dieses alten Romanes, der selbst nur in wenigen Leihbibliotheken noch zu finden ist, auch wirklich in die Hand zu nehmen), namentlich Stellen wie p. 102—187, 319 des ersten Bandes: ein Verzeichniß, das sich sowohl aus dem Siegwart selbst, wie aus Millers übrigen Romanen mit leichter Mühe um ein Erstaunliches vermehren ließe.

Inzwischen wie sich dies auch verhalte: Thatsache ist es

immer und wird durch Schubart's eigenes ausdrückliches Zeugniß (a. a. O. p. 21) erwiesen, daß jener Werbeofficier ihn, wie oben gesagt, zuerst mit dem Messias bekannt machte, diesem Gedichte, das eben damals die gesammte deutsche Jugend in ein schwärmendes Entzücken versetzte und einen eigenen neuen Cultus des Genies, eine besondere Gattung christlich sentimentaler Romantik — oder wie man es damals genannt haben würde: eine eigene seraphische Begeisterung ins Leben rief.

Auch der junge Schubart vermochte sich diesem bewältigenden Eindrucke nicht zu entziehen: »eine Saite seines Herzens, von keinem Finger noch berührt, tönte da zuerst und klang überlaut. Von diesem Augenblick wandelte ihn die größte Ehrfurcht an, wenn man den Namen Klopstock nannte. Er glaubte, ein Engel hätte sich auf unsre Welt verirrt und nenne sich so. Den Messias lernte er fast auswendig und weinte, zitterte, schauerte vor Freuden, wenn er Stellen daraus deklamirte.« (a. a. O. ebendas.) — Auch dieser Neigung blieb er durch sein ganzes Leben getreu, von da ab, wo er als Nürnberger Gymnasiast seinen Schulkameraden die Messiade vorlas und erklärte (p. 33), bis zu jenen öffentlichen Declamatorien der späteren Zeit, von denen wir in der Folge reden werden und die für die weitere Ausbreitung des (wir haben kein anderes Wort) Klopstockdienstes, sowie im Allgemeinen für die literarische Cultur der Gegend von Augsburg, Ulm &c. nicht ohne Bedeutung blieb.

Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit noch eine Anekdote, welche auf ergötzliche Weise an ein ähnliches Histörchen in Dichtung und Wahrheit erinnert und dem deshalb hier eine Stelle vergönnt sein mag. Es war zu Mannheim, auf einem seiner vielen Streif- und Wanderzüge . . . Doch lassen wir Schubart selber sprechen, da es allerdings erst seine Darstellung ist, welche der Geschichte Interesse verleiht. »Fast mit meinem letzten Geldvorrath,« erzählt er (p. 137), »kaufte ich mir die hallische Ausgabe des Messias, fuhr auf dem grauen Rhenus, legte ein Brett über den Kahn, Klopstocks Messias vor mir. Ich las eben den sechzehnten Gesang und lag mit

der vollen Seele auf der Stelle, wie die gerichteten Seelen auf Tabor riefen:

— Jupiter, Gott des Donners! Erbarme dich unser!
Brama! Tien! Allvater! Wir fehlten, sündigten, irrten!
Zeus Kranion! Götterbeherrscher! Erbarme dich unser!

Rasch auf stand ich in der Begeisterung und — Brett und Messias flogen in den Rheinstrom. Wie angedonnert stand ich da und sah bleich und starräugig meiner lieben Messiade nach, die wie eine geschossene Ente auf dem Wasser fluderte und untersank.« —

Diese drei Elemente also waren es, welche Schubart in frühester Kindheit empfing und die, in wachsender Ausdehnung, dereinst sein Leben, innerlich sowohl wie äußerlich, bestimmen sollten: die Musik und mit ihr der Hang zum vagabondirenden, unsteten Virtuosenthum; die Verehrung Preußens, speciell Friedrichs des Großen und mit ihr der Patriotismus, die Freisinnigkeit, die Aufklärung überhaupt; endlich die Klopstockomanie und mit ihr die Sentimentalität, die Überschwenglichkeit, die Geniesucht, wie sie, aus Klopstock'schen Anfängen sich ableitend, endlich in der bekannten Erscheinung der Stürmer und Dränger explodirte.

Mit ihnen ausgestattet, verließ er 1753 das väterliche Haus, um zuerst in Nördlingen, später (seit 1756) in Nürnberg sich auf die Universitätsstudien vorzubereiten. Besonders dieser letztere Aufenthalt wurde von Wichtigkeit für ihn, insofern damals »Nürnberg eine sehr musikalische Stadt war — Kirchen, Häuser, Gottesäcker, Gassen und Straßen, tönten vierstimmige Moteten, Arien, Fugen und Choräle wieder.« (p. 31). Natürlich, daß sein Talent in dieser Umgebung reichlichste Nahrung fand: »seine Seele klang unter diesen harmonischen Menschen;« er wurde, obschon noch Gymnasiast, Frühmesser und Organist und befreundete sich auf diese Weise ohne Zweifel immer mehr mit dem Gedanken, dereinst als Virtuose, als wandernder Künstler, sein Heil zu suchen.

1758 begab er sich auf die Universität nach Erlangen: er war ein Predigerssohn — was also konnte er studiren, als gleichfalls Theologie?! Zwar seiner Neigung sagte sie

wenig zu, am Wenigsten in der trocknen, pedantischen Form, in welcher sie dazumal in Erlangen, einem rechten Herd und Hafen dickköpfigster Strenggläubigkeit, vorgetragen ward. Weit lieber, wär' es nach ihm gegangen, hätte er Ästhetik, Literatur der Alten und dergleichen gehört. Allein dies Alles war auf dem damaligen Erlangen eine unbekannte Waare; mindestens wird es von Schubart so versichert (p. 43).

Denken wir uns nun zu dieser wissenschaftlichen Leere und Interesselosigkeit das excentrische, ausschweifende Temperament des Musikers (cantores amant humores — und Schubart hat Zeit seines Lebens dafür gesorgt, dies Wort in Kraft zu erhalten), sowie die Roheit, ja Tollheit des damaligen Studentenlebens, so dürfen wir auch von Schubart, als angehendem Studenten, einige tolle Streiche wohl erwarten.

In der That war es damals eine schlimme Zeit für die akademische Jugend. Der siebenjährige Krieg, welcher gerade damals Deutschland erschütterte und kaum einen Fleck des weiten Reiches verschont ließ (denn auch wohin die Brandfackel des Krieges selbst nicht reichte, gab es doch wenigstens Aushebungen, Durchmärsche, erhöhte Steuern — und in ihrem Geleit Verarmung, Elend und Zerrüttung), hatte auch, theils durch die Unsicherheit des akademischen Aufenthaltes selbst, indem von Königsberg bis Marburg, von Leipzig bis Göttingen, gerade eine gute Zahl Universitätsstädte unmittelbar vom Kriege berührt ward, theils und noch mehr vielleicht durch das verführerische Beispiel, daß so viel schnell gestiegene Officiere, so viel siegreiche Freischaaren, so viel glückliche Abenteurer gaben — der siebenjährige Krieg, auf diese Weise, hatte auch die Bande akademischer Zucht und Sitte gelöst und die lockeren Sitten des Feldlagers, nicht zum Vortheil der Universitäten, auf diese letzteren übertragen. Namentlich in Erlangen, welches, auf befreundetem Boden liegend und von den Unruhen des Krieges verhältnißmäßig nur wenig verschont, sich eben deshalb einer außergewöhnlichen Frequenz erfreute, floß der Auswurf der Akademieen zusammen, Studenten, welche die verderbtesten Sitten und alle Burschengräuel

dahin brachten: so daß es für einen feuerfangenden Jüngling höchst gefährlich war, daselbst zu studiren. (p. 43).

Das sollte Schubart an Niemand deutlicher erfahren, als an sich selbst. »Ich war hier,« sagt er (p. 40), »in meinem Element. Frei, ungebunden, durchstreift' ich tobender Wildfang Hörsäle, Wirthshäuser, Konzertsäle, Saufgelage — studirte, rumorte, ritt, tanzte, liebte und schlug mich herum.« Bald gerieth er in Schulden, wurde eingesperrt, fing, kaum aus der Haft erlöst, das alte Leben sofort wieder von Neuem an: bis die Ältern endlich den verlorenen Sohn nach Hause riefen. (p. 46.)

Dies hätte nun zwar an sich nichts zu sagen, wenigstens nichts Schlimmes. Oder wer in Ernst wollte so kurzsichtig, so kindisch sein, dem gereiften, fertigen Manne die Ausschweifungen und Irrthümer seiner Jugend anklagend vorzuhalten? Und wer, von der Mehrzahl unsrer vorzüglichsten Männer, wäre dann nicht zu verdammen?! Im Gegentheil, diese Stürme der Jugend, diese lockere, wüste Studentenzeit ist, bei kräftigen Naturen, vielmehr ein heilendes Bad, eine reinigende Krisis, aus deren zusammenschlagenden Wellen sie nur um so vollendeter, mit geläuterter Seele, wieder auftauchen.

Aber wohlgemerkt: nur bei kräftigen Naturen! Die Kraft wird durch den Kampf selbst gestählt, der eigene Sturz, mit elastischem Schwunge, richtet sie selbst wieder empor, während die Unkraft darin zu Grunde geht, die Schwäche ohnmächtig am Boden haften bleibt.

Dies war Schubarts Fall. Es ist ein großer Unterschied, ob Jemand einmal eine Zeit lang ein wüstes Leben geführt hat, oder ob er dasselbe fortführt, ohne Aufhören, ohne Erhebung, bis an seinen Tod. Für Schubart waren die Ausgelassenheiten und tollen Streiche seiner Studentenzeit keineswegs ein bloßer Übergang: sogar er ist über diesen Standpunkt eines liederlichen, verlumpten Studenten niemals hinausgekommen, er hat es nie, zu keiner Zeit, über sich gewinnen können, dem Thier in ihm zu gebieten und die Anforderungen seiner Sinnlichkeit mit den Geboten der Vernunft, der Sitte, der Wohlanständigkeit in Einklang zu bringen.

In jedem Becher Wein, in jedem Weiberantlitz, ja in jedem Goldstück, wie sauer erworben es ihm war, lauerte für ihn ein Dämon, eine zwingende teuflische Gewalt, der er sinnlos sich selbst, seine Ehre, seine Würde zum Opfer brachte. Für ihn keine Heiligkeit der Ehe, kein Gebot der Pflicht, sogar kein Zwang der Noth: der Becher schäumte, verbuhlte Augen lockten — und weg waren gute Vorsätze, edlere Neigungen, Gefühl des Wahren und Schönen! —

Aber, werden unsre Leser fragen, wie war dies möglich bei einem Manne, den die Kunst mit weihender Hand berührt hatte? Die Gabe der Muse hat sonst überall eine befreiende, läuternde Kraft: Schubart war Musiker, er war Poet — drang denn von all diesen Harmonien, die er erweckte, keine einzige, versöhnend, beschwichtigend, in sein eigenes Gemüth? Fand denn von all diesen Lehren der Weisheit, der Tugend, sogar der Frömmigkeit, des Glaubens, der Demuth, welche er in seinen Liedern verkündigte, kein einziges einen lebendigen Nachhall in seiner eignen Brust? Vor Allem er liebte Klopstock, er verehrte ihn, er betete ihn an, er vergoß Thränen der Bewunderung, Thränen sehnsüchtiger Schwärmerei über den Vortrag der Messiade, der Oden — Gedichte Alles voll reinster Empfindung und von einer Keuschheit, einer Würde des Ausdrucks, wie sie nicht strenger, nicht erhabener gedacht werden kann. Trug dies Alles denn für seinen innern Menschen keine Frucht? Diese majestätischen Rhythmen der Klopstockschen Dichtung, mit deren volltönendem Ausdruck er die Ohren, die Herzen seiner Hörer erfüllte — ließen sie nur sein eigenes leer und kalt und unbewegt? Seine Augen perlten von Thränen, er raste und schrie, indem er die Qualen Abbadonna's, die sanften Segnungen des göttlichen Mitlers las — und seine Seele wäre trocken geblieben und hätte nichts gefühlt?! —

Und dies ist der kranke Punkt in Schubarts ganzem Wesen, dies der Mehlthau, der so viel schöne Knospen, so viel tüchtige und ehrenwerthe Eigenschaften dennoch zu keiner Blüthe, keiner Frucht gelangen ließ: daß es ihm an Wahr-

heit des Willens, an Ernst der Sittlichkeit gebrach. Seine Talente, die wir nicht verkennen, seine liebenswürdigen persönlichen Eigenschaften, die wir nicht läugnen wollen, statt ihm dabei im Wege zu stehen, halfen vielmehr seinen sittlichen Verfall noch beschleunigen: einem kranken Körper gleich, dem, bei der allgemeinen Verdorbenheit der Säfte, sogar die gesundeste Nahrung nur zur Verbreitung seines Giftes dient. Namentlich die Sentimentalität, die Klopstock'sche Gefühlsschwärmerei, der abstracte Kunstenthusiasmus, so wie überhaupt diese ganze erhöhte Nervenstimmung, in welcher er sich befand, ist dabei ein so wichtiges, wie nachtheiliges Moment. Schubart gehört dadurch auf die äußerste Seite der Stürmer und Dränger, zu den Lenz, Hahn, Wagner u. s. w., sowie andrerseits zu den Romantikern unserer Tage, von Stolberg bis auf Gentz, Werner und Fr. Schlegel, deren gemeinsames Merkmal dieses ist, daß all ihre Bildung, all ihr Talent, all ihre Begeistrung selbst ewig nur eine abstracte, unlebendige, unfruchtbare bleibt; ihre Kenntniß wird niemals zur Erkenntniß, ihre Studien machen sie wohl klüger, aber niemals weiser, Talent und Sittlichkeit, Kunst und Leben sind bei ihnen durch eine breite Schlucht geschieden, über welche keine Brücke führt, geschweige denn, daß sie beide nur Strömungen Einer Quelle, Adern Eines Bluts sein sollten. — Zugegeben, daß Schubart hierin nicht bloß eigene persönliche Schuld, daß er darin zugleich die Verschuldung seines ganzen Zeitalters trug und daß von vielen berühmten, glänzenden Namen, auf diese Wage der Wahrhaftigkeit gelegt, nur sehr wenige in ihrem Glanze sich erhalten werden: so bleibt die Thatsache darum nicht weniger richtig, so ist diese innere Lüge nichts desto weniger der Wurm gewesen, welcher seine beste Kraft aushöhlte und verdarb, so knüpft nichtsdestoweniger hier, an dieser wunden Stelle, jenes Netz sich an, das endlich, fortgesponnen durch eigene Schuld wie durch fremde Bosheit, ihm den Untergang bereitete, ja in das er sich eben damals erst recht verstrickte, da er es endlich gelöst zu haben hoffte.

Aber noch hat er einen weiten Weg zu diesem Ziele vor sich; begleiten wir ihn denn auch fernerhin und sehen, wie er geworden, was er endlich ward. —

Nach der Rückkehr von der Universität trieb er sich zuerst, auf Theologenmode, einige Jahre als Hauslehrer umher; dann (s. p. 66) wurde er Cantor und Schulmeister in Geißlingen, einem kleinen schwäbischen Städtchen, damals unter Ulmischer Oberhoheit, in einem engen, entlegenen Thal, fern von der Welt und ihrem wechselnden Verkehr. — Allein auch davon abgesehen, war die Stelle schlecht genug und giebt uns einen üblen Begriff von dem damaligen Zustande des öffentlichen Unterrichts in Schwaben: die Schule, der er vorgesetzt ward, sah, nach seinem eignen Ausdruck (p. 68), einem Stalle ähnlicher, als einem Erziehungshause für Christenkinder; über hundert Schüler, »roh und wild wie unbändige Stiere,« wurden ihm auf die Seele gebunden — und zwar mußte er täglich neun Stunden unterrichten.

Zwar suchte Schubart einige Zeit hindurch, mit anerkennenswerther Selbstüberwindung, sich diesen kleinen drückenden Verhältnissen anzugewöhnen. Schon 1764, unmittelbar nach seiner Ankunft in Geißlingen, hatte er geheirathet, die Tochter eines Zolleinnehmers, ein einfaches, häusliches Wesen, dessen Liebe, wie es scheint, sein einziges und allerdings auch völlig ausreichendes Talent war — nur nicht ausreichend für einen Mann von so unsteten, so verzehrenden Trieben, so heftigen Leidenschaften, wie Schubart war. Auch las er viel und suchte durch verspätetes, ungeordnetes Studium die Lücken seiner academischen Zeit zu ergänzen; als seine Lieblingslectüre aus dieser Zeit führt er Klopstock, Ossian, Shakspeare, Young, Gerstenberg ꝛc. an: lauter Schriften also, welche, in der leidenschaftlichen, stürmischen Art, wie er sie las, die Überschwänglichkeit seiner Empfindungen nur steigern, das zerstörte Gleichgewicht seiner Seele nur noch mehr erschüttern mußten.

Ja auch er selbst war in dieser Zeit als Schriftsteller öffentlich aufgetreten. Schon auf der Universität hatte sich, neben dem musikalischen, ein leichtfließendes, natürliches Ta=

lent zur Dichtkunst entfaltet; er durfte sich rühmen (p. 42), Beides zu sein, der beste Musiker von Erlangen und der beste Dichter. Jetzt war er, außer einzelnen gelegentlichen Aufsätzen und Gedichten, mit denen er hie und da in schwäbischen Localblättern debütirte, mit einer Sammlung von Todtengesängen aufgetreten. — Characteristisch genug! Denn wenn er auch die nächste Veranlassung zu diesen Liedern aus seiner amtlichen Stellung (er mußte, außer der Schulmeisterei, auch die Leichen zu Grabe bringen helfen und gelegentlich dabei parentiren: p. 70) entnommen hatte, so ist es doch immer bezeichnend und spricht sich auch darin sein halber, innerlichst unwahrer Standpunkt aus, Grabgesänge schreiben, während man in Wahrheit das Leben in dulci jubilo genießt, Todtenlieder dichten, während man sich in altem und jungem Wein berauscht, mit den Bildern von Grab und Tod und Vergänglichkeit spielen, während man an aller feilsten Lust des Lebens mit gieriger Lippe hängt.

Aber immerhin so fühlte er sich nun als Schriftsteller, seine Todtengesänge hatten Beifall gefunden, sein Name wurde hin und wieder genannt und gelobt: die Stille seines kleinen Ortes, die Enge seiner amtlichen Verhältnisse wurden ihm drückender denn je, er wünschte sich heraus, er sehnte sich nach literarischem Umgang und Verkehr, die lockende Außenseite eines freien, unabhängigen Literatenlebens gesellte sich zu jenen Träumen des Virtuosenthums, die ihn von seiner Kindheit her begleiteten.

Und hier ist nun ein zweiter Punkt, welcher für die Wendung seines Schicksals von wesentlichstem Einfluß war und bei dem wir deshalb einige Augenblicke verweilen müssen. Es betrifft das Verhältniß, in welchem sich zu jener Zeit die Literatur in Schwaben, überhaupt in Süddeutschland befand, verglichen mit Norddeutschland, hauptsächlich mit Sachsen und Preußen.

Es ist bekannt, von welchen Punkten, nämlich gleichzeitig von Norden und Süden, von Sachsen und der Schweiz, die Regeneration unsrer Literatur um Mitte des vorigen Jahrhunderts ausging und welchen Antheil an diesem Werk der

Wiederherstellung und Befreiung namentlich auch dem Süden gebührt. Allein während Leipzig nur den Mittelpunkt, nur den ersten Anstoß einer Bewegung bildete, die bald, in immer weitern Kreisen, das ganze nördliche Deutschland, von Königsberg bis Hamburg, erfaßte und überall ein reichblühendes, vielgestaltiges literarisches Leben erweckte: so standen umgekehrt die kritischen Herren in Zürich ziemlich allein, sie mußten, um nur überhaupt Anknüpfung und geistigen Verkehr zu haben, ihre Hand quer über Schwaben, die Pfalz und Franken hinweg, jenen jungen vielversprechenden Genien darreichen, die sich damals in Sachsen und Preußen, in Quedlinburg und Halberstadt, in Halle und Berlin entfalteten. Ja es darf ja heutigen Tages, nachdem Süddeutschland, nachdem insbesondere Schwaben, als das Heimathland unsrer vorzüglichsten Dichter und Denker, seine geistige Ebenbürtigkeit auf eine so glorreiche, so unbezweifelbare Weise an den Tag gelegt hat — es darf, sage ich, ja wohl heutigen Tages ausgesprochen werden, was freilich damals, als Gottscheed es drucken zu lassen wagte, einen höchst feindseligen Lärm erregte: nämlich daß zu der Zeit, von der wir sprechen, in den mittleren Decennien des vorigen Jahrhunderts, Süddeutschland gegen Norddeutschland an literarischer, wie überhaupt an geistiger Kultur um ein Außerordentliches zurückstand. Es fehlten hier nicht allein die Schriftsteller, die glücklichen und fruchtbaren Talente, welche eben damals in den nördlichen Provinzen unsers Vaterlandes eine so reiche geistige Ernte in Aussicht stellten: es fehlte vor Allem auch das Publikum, das an diesen Dingen Theil genommen, es fehlte die Masse der Gebildeten, die sich dafür begeistert hätte, es fehlte an jenen vortrefflichen und wohlgeordneten Schulen, welche, namentlich in Sachsen, frühzeitig eine reiche Strömung geistiger Anregungen und Interessen um sich verbreiteten und den Boden lockerten zu jeder edlen und verheißungsvollen Saat; es fehlte jener leiblich wohlhabende, gebildete, auf etwas mehr bereits, als den bloßen täglichen Erwerb gerichtete Mittelstand, vor Allem es fehlte jener Hauch der Freiheit, jener entwölkte Himmel der Aufklärung, jene scharfe Bergluft der Kritik und des

unbefangenen, freien Urtheils, was Alles im Norden, und hier wieder vornämlich in Preußen, solche herrlichen Früchte zog und, mitten in den Sandsteppen der Mark, dies verfälschte, verflachte, frivole Berlin nichtsdestoweniger zum Brennpunkt der geistigen Bewegung, zu einem Hauptsitz unsrer literarischen Bildung erhob. Wo ja einmal in Süddeutschland ein Talent auftauchte, da eilte es, sobald wie möglich diesen schweren bäotischen Himmelsstrich zu verlassen und sich in der geistig freien Atmosphäre Norddeutschlands, am Liebsten Preußens anzusiedeln: Abbt hatte sich freiwillig expatriirt, Wieland, in einem armseligen Nest, einer Karikatur von freier Reichsstadt, die kein anderes Verdienst hatte, als ihm das Muster seiner Abderiten an die Hand gegeben zu haben, verkümmernd unter Acten und Rechnungen, sehnte mit Ungeduld die Stunde herbei, wo ein günstiges Geschick auch ihn diesem geistigen Sibirien entrücken, ihn unter Menschen und Dichter bringen würde.

Es ist nicht nöthig, die Gründe dieser Erscheinung erst mühsam aufzusuchen; sie liegen, um von Vielen nur Einiges zu erwähnen, in den vielen kleinen Regierungen, den verwahrlosten Schulanstalten, vor Allem und hauptsächlich in der Pfaffenherrschaft und dem bornirten fanatischen Katholicismus, wie er damals einen guten Theil jener Gegenden noch beherrschte, so deutlich zu Tage, daß man nur eben auf sie hinzuweisen braucht.

Dagegen ein anderer Umstand, der freilich mit all diesen Verhältnissen, als eine nothwendige Folge derselben, sehr nahe zusammenhängt, scheint uns bemerkenswerth; er betrifft das Verhältniß des damaligen süddeutschen Publikums zu den Schriftstellern. In den meisten Fällen zwar wird von einem derartigen »Verhältniß« gar nicht haben die Rede sein können: das Publikum bekümmerte sich eben nicht um die Schriftsteller. Wo dies nun aber doch einmal geschah, wo ein Dichter, ein Schriftsteller, aus dem bloßen gelehrten Nimbus heraustretend, mit dem Volke selbst bekannt, wo er, wie man es heutigen Tages nennt, populär ward, da wurde diese Popularität auch alsogleich eine falsche, eine Popularität der

Weinhäuser und Bierbänke, eine Popularität, gestützt auf die Ansicht, so ein Versmacher, das sei doch wohl nur eine andere Art von Hanswurst, ein schnakischer Kerl, der für Geld und gute Worte einem Jeden seine Faxen vormachen müsse, ein Tausendsassa, ein Schwerenöther, wie man in Berlin sagt, dem man nur erst durch einige Schoppen Wein einheizen muß, dann kriegt er's. Es ist dies eine Art von Popularität, eine Art spießbürgerlicher Bewunderung — oder besser gesagt: Verwunderung, die auch in diesen unsern vorgeschrittenen Zeiten noch nicht völlig verschwunden ist, ja der noch zur Stunde manch schönes Talent, manche hoffnungsreiche Persönlichkeit zum Opfer wird — Opfer der Gemeinheit und der eignen Haltungslosigkeit! Gewiß, wir wollen keiner falschen Vornehmheit der Schriftsteller das Wort reden, wir wollen keine geistige Aristokratie predigen, die sich für bessern Blutes achten soll, als die übrigen Menschen und sich deshalb dem offenen Verkehr eigensüchtig, in kindischem Stolz, entzieht. Aber bei alledem giebt es auch heute noch hin und wieder eine gewisse kleinstädtische Branche, ein gewisses philisterhaftes Publikum, — ein Publikum, das (man verzeihe das Bild!) jenem Esel in der Fabel gleicht, welcher seinen Herrn liebkosen will — aber vielmehr, indem er liebkosen will, tritt er mit Füßen! —

Recht eigentlich ein Publikum dieser Art bildeten jene an sich sehr wackern, sehr ehrenwerthen, aber literarisch völlig einsichtslosen, völlig unzurechnungsfähigen bürgerlichen Kreise, in denen, wie wir alsbald sehen werden, der Schriftsteller Schubart sich bewegte: ein Umstand, der die Schwierigkeit seiner Stellung noch um ein Bedeutendes erhöhte, den Erfolg und die Dauer seiner Wirksamkeit um ein Ansehnliches beeinträchtigte, indem er es in keiner Weise verstand, den Verführungen und Mißlichkeiten dieses Verhältnisses zu widerstehen. —

Einstweilen, wie wir gesehen haben, war ihm am Meisten darum zu thun, aus der Schulmeisterei in Geißlingen herauszukommen. Es war dies ein so billiger wie gerechter Wunsch, der vielleicht durch ernste Arbeit, in Folge tüchtiger, eindringlicher

Studien, zu erreichen gewesen wäre. Aber Schubart wollte die Erfüllung vom Glück in den Schooß geworfen haben: und das Glück verweigerte sie ihm.

Er knüpfte Verbindungen an mit Haug, damals in Ludwigsburg, dem Herausgeber des schwäbischen Museums, der Anthologie und anderer journalistischer Unternehmungen, deren Zweck sämmtlich dahin ging, die zerstreuten, in der Zerstreuung verkümmernden literarischen Talente Schwabens zu einem thätigen Mittelpunkte zu vereinigen (vgl. in Kürze a. a. O. p. 101). Er schrieb ferner an Wieland nach Biberach — Juni 1763: s. Bd. VII, p. 223 fgg., wo auch die Antwort Wieland's, sowie einige spätere Briefe, ingleichen ein erläuterndes, fast kann man sagen berichtigendes Schreiben Wieland's an Schubart's Sohn, den Herausgeber seiner Werke, von 1810: p. 229 in der Note) und trug ihm seine Bewunderung, seine Freundschaft an. Auch zeigte sich Wieland, leicht bewegt, ja enthusiastisch, wie er dazumal war, über die Entdeckung dieses neuen schwäbischen Talentes, das er, nach seiner Weise, mit leeren Schmeicheleien und Lobeserhebungen überschüttete, äußerst erfreut; er sprach davon, ihn zu sich nach Biberach zu ziehen und mit ihm, als einem theuren Bruder in Apoll, ein trauliches Poetenleben zu beginnen. Indessen, wer Wieland's Briefwechsel überhaupt und genauer kennt, der weiß auch, daß derartige Versprechungen und Aussichten bei ihm nicht schwer wogen; es war eine Art poetischer Zierlichkeit, weiter nichts. Ob auch in diesem Falle, können wir (doch vergleiche den bereits erwähnten Brief von 1810: a. a. O.) allerdings nicht entscheiden; der Erfolg indessen spricht jedenfalls dafür, die Sache zerschlug sich, noch ehe sie recht angefangen — und Schubart, um in Geißlingen nicht geistig zu verkümmern, griff endlich wirklich nach jenem Wanderstabe des fahrenden Musikanten, den er schon so frühzeitig in Aussicht gehabt hatte.

Der erste Anfang war glücklich genug. Er hatte, bei einer Vergnügungsreise, auch Ludwigsburg besucht, die Residenz damals Herzogs Karl von Würtemberg, und als solche der Mittelpunkt jener verschwenderischen Feste, jener asiatischen

Üppigkeit, jener öffentlichen, durch die Flittern einer falschen, trügerischen Kunst nur schlecht verhüllten Befehdung aller Sittlichkeit und alles Rechtes, darin dieser Fürst, das rechte Muster eines Herrn »von Gottes Gnaden« aus dem achtzehnten Jahrhundert, sich dazumal gefiel. Das kleine Würtemberger Land, verschuldet und ausgesogen, wie es war, hatte nichtsdestoweniger damals einen Hof zu erhalten, der seinen Ruhm und seine Größe darin setzte, zu wetteifern mit den berüchtigten Verschwendungen des Versailler Hofes zur Zeit Ludwigs XV. oder des Dresdner unter August dem Starken. Namentlich die Oper genoß eines weit verbreiteten Rufes; sie galt für die erste — nicht in Deutschland allein: das hätte wenig zu bedeuten gehabt, da der Einzige, der noch eine ansehnliche Oper hielt, Friedrich der Große, anerkanntermaßen ein viel zu guter Wirth war, um jemals die sogenannte Kunstliebe seiner Besonnenheit und — seinem Beutel über den Kopf wachsen zu lassen: nein, sie galt für die erste Oper Europa's überhaupt. Hier stand Jomelli an der Spitze des Orchesters, »des gebildetsten der Welt« (Schubart a. a. O. p. 83), hier spielte Belli, der berühmteste Violinist des Jahrhunderts, entwarf Noverre die Ballets, übertrug das berüchtigte Corps der blauen Schuhe die verrufenen Mysterien des Parc aux Cerfs schamlos, aller altwürtembergischen Zucht und Sitte Hohn sprechend, auf Gassen und Markt.

Man erwäge, wie diese Umgebung auf einen Mann wirken mußte, von so brennender Empfänglichkeit, so reizbarem Temperament, wie Schubart. Alles, was in seinem Innern wogte, seine musikalischen Talente, seine Kunstliebe, aber auch seine Sinnlichkeit, sein Hang zu Abenteuern und Liederlichkeiten fand hier eine mächtige, unwiderstehliche Anregung. Der Anblick der Oper berauschte ihn — beschlossen war es: ade Geißlingen! ade Studien! ade häusliche Beschränkung! »Liebe zur Veränderung und zum freien Genuß des Lebens« (dies seine eignen Worte, a. a. O. p. 84) zogen ihn unaufhaltsam in den Strudel dieser üppigen, glänzenden Nichtigkeit.

Durch Haug's Vermittlung erhielt er eine Stelle als Organist und Musikdirector mitten im Centrum dieses bac-

chantischen Getriebes, in Ludwigsburg selbst. Aber dieser schlammige Boden, ein Boden, wo unter den lockenden Blumen der Kunst und der höfischen Grazie, eine unendliche sittliche Verworfenheit, eine allgemeine Prostitution aller Ehre und Zucht und Sitte, ein Abgrund von Servilismus, Frivolität und Bestechlichkeit verborgen lag, war zu gefährlich für ihn: er trug ihn nicht, er verschlang ihn. Er selbst weiß für sein damaliges wüstes und verworfenes Leben, sein Schwelgen in Wein, Weibern, Spiel und Üppigkeit keinen bezeichnendern Ausdruck, als daß er sagt, er hätte damals gelebt, »wie ein Italiener, denen man hier fast Alles zu Gute hielt« (p. 105). Eine Trennung von seiner Frau und seiner Familie wurde nöthig — für ihn nur die Lösung einer Fessel, die ihn drückte, eine Veranlassung, die Zügel noch freier schießen zu lassen.

Es würde so überflüssig als widerlich sein, wollten wir Schubart in die Einzelheiten der abenteuerlichen, vielfach verschlungenen und zerrütteten Laufbahn begleiten, die sich fortan für ihn eröffnete. Er selbst, in seiner oft erwähnten Lebensgeschichte, hat dies Thema bereits auf eine Weise breit getreten und mit einer Ausführlichkeit durchsprochen, daß man öfters in Zweifel geräth, ob man diese Geständnisse als Freimuth achten, ob man sie als Schamlosigkeit verachten soll. Und was wäre hier überhaupt von diesen Verirrungen zu sagen, da Liederlichkeit überall dieselbe Physiognomie trägt, ein Säufer immer nur ein Säufer, ein Spieler ein Spieler ist — und das ist Alles!

Aber das Schlimmste war, daß dieser Rausch der Sinnlichkeit bei Schubart gar nicht einmal ein kräftiger, glühender Rausch, eine überströmende Trunkenheit war — nein, es war ein ewiger Katzenjammer, ein ewiges Schwanken und Taumeln von Ausschweifung zu Reue, von Reue zu Ausschweifung, ohne daß weder ihm die eine, er der andern jemals wahrhaft genügte. Was wir schon oben, bei Gelegenheit seines studentischen Treibens, sagten: der Himmel bewahre uns, den Sittenrichter zu spielen und Verdienst und Werth eines Schriftstellers, eines öffentlichen Charakters nach den Gläsern Weines zu bemessen, die er trinkt oder nicht trinkt. Wohl

Üppigkeit, jener öffentlichen, durch die Flittern einer falschen trügerischen Kunst nur schlecht verhüllten Befehdung aller Sittlichkeit und alles Rechtes, darin dieser Fürst, das rechte Muster eines Herrn »von Gottes Gnaden« aus dem achtzehnten Jahrhundert, sich dazumal gefiel. Das kleine Würtemberger Land, verschuldet und ausgesogen, wie es war, hatte nichtsdestoweniger damals einen Hof zu erhalten, der seinen Ruhm und seine Größe darin setzte, zu wetteifern mit den berüchtigten Verschwendungen des Versailler Hofes zur Zeit Ludwigs XV. oder des Dresdner unter August dem Starken. Namentlich die Oper genoß eines weit verbreiteten Rufes; sie galt für die erste — nicht in Deutschland allein: das hätte wenig zu bedeuten gehabt, da der Einzige, der noch eine ansehnliche Oper hielt, Friedrich der Große, anerkanntermaßen ein viel zu guter Wirth war, um jemals die sogenannte Kunstliebe seiner Besonnenheit und — seinem Beutel über den Kopf wachsen zu lassen: nein, sie galt für die erste Oper Europa's überhaupt. Hier stand Jomelli an der Spitze des Orchesters, »des gebildetsten der Welt« (Schubart a. a. O. p. 83), hier spielte Belli, der berühmteste Violinist des Jahrhunderts, entwarf Noverre die Ballets, übertrug das berüchtigte Corps der blauen Schuhe die verrufenen Mysterien des Parc aux Cerfs schamlos, aller altwürtembergischen Zucht und Sitte Hohn sprechend, auf Gassen und Markt.

Man erwäge, wie diese Umgebung auf einen Mann wirken mußte, von so brennender Empfänglichkeit, so reizbarem Temperament, wie Schubart. Alles, was in seinem Innern wogte, seine musikalischen Talente, seine Kunstliebe, aber auch seine Sinnlichkeit, sein Hang zu Abenteuern und Liederlichkeiten fand hier eine mächtige, unwiderstehliche Anregung. Der Anblick der Oper berauschte ihn — beschlossen war es: ade Geißlingen! ade Studien! ade häusliche Beschränkung! »Liebe zur Veränderung und zum freien Genuß des Lebens« (dies seine eignen Worte, a. a. O. p. 84) zogen ihn unaufhaltsam in den Strudel dieser üppigen, glänzenden Nichtigkeit.

Durch Haug's Vermittlung erhielt er eine Stelle als Organist und Musikdirector mitten im Centrum dieses bac-

chantischen Getriebes, in Ludwigsburg selbst. Aber dieser schlammige Boden, ein Boden, wo unter den lockenden Blumen der Kunst und der höfischen Grazie, eine unendliche sittliche Verworfenheit, eine allgemeine Prostitution aller Ehre und Zucht und Sitte, ein Abgrund von Servilismus, Frivolität und Bestechlichkeit verborgen lag, war zu gefährlich für ihn: er trug ihn nicht, er verschlang ihn. Er selbst weiß für sein damaliges wüstes und verworfenes Leben, sein Schwelgen in Wein, Weibern, Spiel und Üppigkeit keinen bezeichnendern Ausdruck, als daß er sagt, er hätte damals gelebt, »wie ein Italiener, denen man hier fast Alles zu Gute hielt« (p. 105). Eine Trennung von seiner Frau und seiner Familie wurde nöthig — für ihn nur die Lösung einer Fessel, die ihn drückte, eine Veranlassung, die Zügel noch freier schießen zu lassen.

Es würde so überflüssig als widerlich sein, wollten wir Schubart in die Einzelheiten der abenteuerlichen, vielfach verschlungenen und zerrütteten Laufbahn begleiten, die sich fortan für ihn eröffnete. Er selbst, in seiner oft erwähnten Lebensgeschichte, hat dies Thema bereits auf eine Weise breit getreten und mit einer Ausführlichkeit durchsprochen, daß man öfters in Zweifel geräth, ob man diese Geständnisse als Freimuth achten, ob man sie als Schamlosigkeit verachten soll. Und was wäre hier überhaupt von diesen Verirrungen zu sagen, da Liederlichkeit überall dieselbe Physiognomie trägt, ein Säufer immer nur ein Säufer, ein Spieler ein Spieler ist — und das ist Alles!

Aber das Schlimmste war, daß dieser Rausch der Sinnlichkeit bei Schubart gar nicht einmal ein kräftiger, glühender Rausch, eine überströmende Trunkenheit war — nein, es war ein ewiger Katzenjammer, ein ewiges Schwanken und Taumeln von Ausschweifung zu Reue, von Reue zu Ausschweifung, ohne daß weder ihm die eine, er der andern jemals wahrhaft genügte. Was wir schon oben, bei Gelegenheit seines studentischen Treibens, sagten: der Himmel bewahre uns, den Sittenrichter zu spielen und Verdienst und Werth eines Schriftstellers, eines öffentlichen Charakters nach den Gläsern Weines zu bemessen, die er trinkt oder nicht trinkt. Wohl

aber, wo diese Dinge den Charakter selbst **erschüttern** und untergraben, wo sie zum Tyrannen werden, **der alles** Andere vernichtet und unterdrückt, da freilich muß es **erlaubt** sein, auch diesen Schleier des Privatlebens zu lüften **und warnend** hinzudeuten auf eine Gefahr, welche, mehr oder **weniger**, in dieser oder jener Gestalt, ein Jeder von uns in sich trägt: die Gefahr, sein edleres Selbst zu verlieren und **preiszugeben** an die Forderungen der gemeinen, irdischen Natur. **Auch** im Rausche eines wüsten, verworrenen Lebens (wir **haben** es schon oben zugegeben) kann noch etwas Großes, **etwas** Geistiges liegen, auch über der empörten Brandung **gemeiner**, unschöner Sinnlichkeit kann noch der Blitz des **Genies**, der Funke des Geistes schweben: dahingegen wo der **Liederlichkeit** selbst die Energie fehlt, wo sie Thränen weint und **Besserung** schwört und alle Heiligen im Himmel anruft — und auf frischer That geht sie hin und beginnt das alte Spiel aufs **Neue**, — da wenden wir uns kaum mehr mit Bedauern, wir wenden uns mit Ekel, mit Verachtung ab.

Und doch stand, wie bereits erwähnt, Schubart auch hierin zum guten Theile nur in der allgemeinen Schule seiner Zeit, deren krankhaft gereizte Sentimentalität, deren Koketterie mit Gefühlen und Empfindungen, vor Allem deren affectirte Starkgeisterei und Überschwänglichkeit nothwendig in derlei Erscheinungen zu Tage kommen mußte. Wir wollen in dieser Hinsicht eine Stelle aus Schubart's Lebensbeschreibung hersetzen, welche die Beschaffenheit dieses Zustandes sehr deutlich bezeichnet, ja die, sogar in der Form, in Wort und Ausdruck an ähnliche Expectorationen und Scenen in den Stücken der Stürmer und Dränger, der Lenz, Klinger &c., sowie andrerseits der Romantiker erinnernd, einer gewissen allgemeineren Giltigkeit nicht entbehrt.

»Wer (sagt er: p. 160; vgl. einige sehr ähnliche Stellen ebendas. p. 134. 180 &c.) sollte glauben, daß ich unter so tausendfachen Vergnügungen des Geistes und Herzens oft die gewaltigsten Anwandlungen von dicker, schwarzer Schwermuth hatte! — Ein Mensch, der aus dem Zauberkelche der sinnlichen Ergötzungen des heißen Giftes zu viel schlürft, wird

bald satt und überladen. Ich ging oft (es ist in der Zeit seines Aufenthalts in Mannheim und Schwetzingen) im Hesperidengarten; sah meine lieben Statuen und empfand nichts; wandelte unter hohen schattichten Gängen und blieb kalt; sah die sekularische Aloe blühen, schwamm in den Gerüchen des ganzen Blumenreichs — und schauerte vor Ekel. Im dicksten Gebüsche wollten schwarze Gedanken nagen und am Fuße des Felsen, der aus dem Rheine hieher gebracht ward und Wasser herabgoß, weinte ich oft die bittersten Thränen. Meine Seele suchte und fand nichts. Ich stürzte mich in Opern und Konzerte, und alle himmlische Töne prallten ohne Kraft und Eindruck von mir ab. Meine Seele suchte und fand nicht. Tänzer und Tänzerinnen, Spiele, Trinkgelage, wo Rheinwein perlte und Scherz und laute Lache scholl, Spaziergänge im Thiergarten, wo uns der stolze Damhirsch anglotzte, selbst die Miene des Freundes konnte meine versunkene Seele nicht aufrichten. Ach Gott! du weißt's, ich suchte und ich fand nicht. Noch denke ich daran, wie ich mich einstmals aus Schwetzingen riß, den hohen Rheinstrom suchte, an seinen Ufern, unweit Speier, staunend stand und nach langer Pause gen Himmel schrie: Du, droben in Deiner Höhe! Weltschöpfer! erbarme Dich meiner, ich darbe im Überfluß! ich trinke diesen Strom aus und dürste! O nichts, nichts ist für mich geschaffen! Die Schönheiten Deiner Natur nicht, die Freuden Deiner lieben Menschen nicht; denn mich Armen hat wüthende Leidenschaft zum Sklaven gemacht! — Erbarme Dich meiner! — Doch der wird sich Deiner erbarmen, dessen Du spottest! Mit diesem niederschmetternden Gedanken rannte ich wieder nach Hause und suchte Lärm und Kelchglas, um mein wimmerndes Gewissen zu betäuben und zu ersäufen.« —

Da haben wir ihn denn vollständig beisammen, den Katechismus unsrer Romantik, bis hinunter auf die allerjüngste Fraction derselben, mit ihrem Weltschmerz, ihrer Blasirtheit, ihrer inneren Zerrissenheit; sogar jener ansäuerliche Ton der Zerknirschung, jene pietistische Salbung des Bekehrten, zu der auch unsre romantische Lucinden sich schließlich zurückzuwenden pflegen, fehlt diesem Bekenntniß nicht.

Doch kehren wir für jetzt noch zu Schubart's persönlichen Schicksalen zurück! — Sein Aufenthalt in Ludwigsburg war nur von kurzer Dauer; wegen schlechter Streiche in Arrest gebracht, wurde er bald darauf seines Amtes entsetzt und sogar des Landes verwiesen. Wir finden ihn nun mehre Jahre hindurch bald in Heilbronn, wo er Musikunterricht giebt und leichtfertigen, liederlichen Edelleuten bei ihren Zech- und Spielgelagen Gesellschaft leistet (p. 126 fgg.) — bald in Mannheim, mit Projecten zu Erziehungsanstalten und Vorlesungen beschäftigt (p. 136) — bald gar auf der offenen Landstraße, »mit fünf Kreuzern in der Tasche, ein saubres Kleid auf dem Leibe und ein Paar Hemden in der Tasche,« von den zugeworfenen Bissen der Laune und des Zufalls seinen Unterhalt erwartend (p. 138) — dann in Heidelberg, wo er Docent werden will (p. 141) — dann zum zweiten Male wieder in Schwetzingen, dem Kurfürsten Karl Theodor vorgestellt und von ihm, wiewohl vergeblich, Brod und Anstellung erbittend (p. 150—170) — dann, aus Schwetzingen schimpflich verjagt, an der Seite eines baierischen Ministers, auf dem Wege nach München, bereit, katholisch zu werden, wenn es ihm nur was einbringt (p. 171 fgg.) — dann in München selbst, aufs Neue den wüstesten Ausschweifungen hingegeben, die lauen Bemühungen angeblicher Gönner und Beschützer durch Unbesonnenheiten aller Art freiwillig vereitelnd (p. 184—207) — endlich auf dem Wege nach Stockholm, Wien oder Petersburg, er wußte selbst nicht recht wohin: wahrlich ein deutscher Gilblas braucht nicht ärger umhergetrieben zu sein, als, im Zeitraume weniger Jahre, dieser vagabondirende Musiker es ward!

Auch sind seine Schilderungen dieser verschiedenen Städte, ihre geselligen und literarischen Zustände von unzweifelhaftem literarischem Werth; wer das südwestliche Deutschland in den sechziger Jahren schildern will, darf diese Schubart'schen Skizzen, die an Unmittelbarkeit der Zeichnung, an Lebhaftigkeit der Farben von wenig anderen übertroffen werden möchten, nicht außer Acht lassen. Unserm Zwecke freilich liegen diese

Zustände fern: und müssen wir uns daher begnügen, den Leser auf das Buch selbst zu verweisen.

Nur einen Punkt indessen wollen wir auch hier hervorheben, der wiederum für Schubart's Leben entscheidend ward, ja der an dieser ewigen Flucht und Wanderung, diesem Mißlingen aller Pläne und Projecte den wesentlichsten Antheil hatte. Das ist der Einfluß, den dazumal in diesen süddeutschen Landschaften die Geistlichkeit hatte. Aber was sprechen wir noch von Einfluß! Es wär eine Tyrannei, eine offenkundige brutale Herrschaft, ein fanatischer Geisteszwang, zu welchem orthodoxe, frömmelnde Lutheraner und glaubenswüthige, einfältige Mönche, protestantische wie katholische Jesuiten sich brüderlich die Hand reichten. Die Schilderungen, welche Schubart von dieser Pfaffenherrschaft macht, und mit welch eisernen Banden sie jede Regung geistiger Kultur, jede Blüthe der Wissenschaft, jeden Aufschwung der Kunst, jede Veredlung des Geschmacks gefesselt hielt, grenzen zum Theil an das Unglaubliche. Daß in Heidelberg, einer Universitätsstadt, trotz der zugesicherten Parität der Bekenntnisse, die Buchhändler dennoch, aus Furcht vor den Jesuiten, auch nicht die unschuldigsten protestantischen Bücher, nicht einmal Gellertsche Schriften zu verkaufen wagten, das zur Noth läßt sich glauben und erklären: Censur ist überall Censur, und in diesen unsern vortrefflichen, freisinnigen Zeiten würden wir um ähnliche Beispiele, wenn auch aus andern Fächern, nicht verlegen sein. Dagegen wenn er erzählt (p. 268), wie, zur Zeit seines Aufenthalts in Ulm, das heißt also in der Mitte der siebziger Jahre, ein Student aus Tübingen, ein junger katholischer Jurist, weil er die Unvorsichtigkeit begangen, einige Voltairesche Maximen in einem katholischen Wirthshause auszuplaudern, aufgegriffen, im Kloster Weiblingen ins scheußlichste Gefängniß gelegt und (wie sein Urtheil lautete) aus Gnaden und Barmherzigkeit, als ein Lästerer Gottes und der Heiligen, enthauptet, verbrannt und seine Asche in die Iller gestreut ward — wenn, sage ich, man dergleichen bei Schubart liest, so gehört die ganze Genauigkeit seiner Angaben, so gehören

die Namen und Nebenumstände, es gehört vor Allem dies dazu, daß seine Erzählung niemals eine Widerlegung gefunden hat, ja daß zum Theil er selbst persönlich in diese Angelegenheit verwickelt war, um uns ein derartiges Ereigniß, würdig der finstersten Zeiten des Mittelalters — oder der schauerlichsten Partieen eines schlechten Räuberromanes, überhaupt nur glaublich und möglich zu machen.

Daß einer solchen ungeheuren, unerträglichen Pfaffenherrschaft Schubart überall, wo er konnte, sich widersetzte, daß er die Mönche und die Priester verfolgte, ja haßte — wer möchte es ihm verargen? im Gegentheil, wer möchte sich seines Muthes, seiner Tapferkeit nicht sogar erfreuen?!

Der Kampf selbst war unzweifelhaft ein würdiger und gerechter: aber nur die Waffen, mit welchen Schubart ihn führte, waren weder das Eine noch das Andere. Dem Fanatismus des Glaubens setzte er den Fanatismus des Unglaubens entgegen; jene waren bigott, er war frivol; jene glänzten durch frömmelnde Gebete, durch Litaneien und mönchisches Gesalbadre, er wollte glänzen durch sogenannte Freigeistereien, durch Blasphemieen und Zoten; es galt die Sache der Freiheit und des Geistes und er münzte grobe Bierwitze und unflätige Anekdoten daraus, die groben Nerven seiner schwelgenden Patrone zu erschüttern und der Mode der Zeit zu schmeicheln, welche damals von den »Gebildeten« verlangte, Atheisten zu sein, wie heutzutage Pietisten — und der Unterschied ist gar so erheblich nicht.

Mit einem Worte: wer in geistigen Kämpfen eine wahre und würdige Opposition führen will, der muß auch geistig größer zu sein wissen, als seine Gegner; er muß sich nicht auf persönliche Launen, auf gelegentliche Ab- und Zuneigungen, er muß sich auf ein Princip stützen, ein berechtigtes, wahres, selbstbewußtes — ein Princip, das ihn trägt, wo die eigene Kraft ihn verläßt, ja vermöge dessen er auch besiegt noch siegt.

Hievon bei Schubart keine Spur. An allgemeinen Redensarten von Freiheit und Geist und Aufklärung ließ er es zwar nicht fehlen, er meinte es auch gewiß persönlich außer-

ordentlich ehrlich und gut. Aber große Worte sind noch kein Princip, guter Wille noch keine guten Thaten. So nahm er seinen Lohn dahin: der Beifall, welchen seine Tischgenossen ihm zuwieherten, wenn er kirchliche Gebräuche und Lieder auf frivole Weise parodirte (vgl. p. 122), der Ruf eines »starken Geistes,« eines Kerls, der Haare auf den Zähnen habe und es aufnehme mit Gott und Teufel, die stumpfsinnige Bewunderung kleiner ungebildeter Geister, die er bei Bier und Taback mit »ketzerischen« Witzen unterhielt, genügten ihm —: so durfte er, in diesem Kampfe, wo, genau besehen, nur Gemeinheit gegen Gemeinheit, Willkür gegen Willkür stand, sich auch nicht beschweren, wenn die Gemeinheit der Pfaffen die größere, die Willkür der Priester die mächtigere war — und er selbst als Opfer derselben zu Grunde ging.

Vorläufig ahnte er von dieser Katastrophe noch nichts; vielmehr sein Schicksal schien sich erst recht günstig gestalten zu wollen. Auf der Wanderung nach Stockholm zu einer kurzen Rast in Augsburg angelangt, ward ihm unerwarteter Weise hier angeboten, was er so lange vergeblich gesucht, eine bleibende Stätte und ein Stück Brot. Der Buchhändler Stange bat ihn, »etwas Gangbares zu schreiben.« Schubart, der sich selbst wohl einigermaßen als Gil Blas fühlen mochte, wollte ihm Anfangs einen Roman verfertigen. Allein es wollte nicht recht fließen und so erbot sich Schubart, ihm eine populäre Zeitung, ein Blatt fürs Volk zu schreiben. Der Verleger schlug ein — und die »deutsche Chronik« war geboren (1774 s. a. a. O. p. 22).

Hier haben wir zweierlei nachzuholen: erstlich Schubarts eigene bisherige Schriftstellerei, sodann den damaligen Zustand der deutschen Zeitungswelt. Über Beides müssen flüchtige Andeutungen genügen.

Seines schriftstellerischen Debuts mit den im Jahre 1767 in zwei Bänden erschienenen »Todesgesängen« haben wir bereits erwähnt. In demselben Jahre ließ er noch einige Oden folgen — wohlgemerkt: was man dazumal in der Zeit, nicht sowohl der Klopstocke, als der Denis, der Willamov ꝛc. Oden

nannte: gewaltsam schwülstige Ergießungen, strotzend von frostigen Allegorien, mythologischen Bildern, künstlichen Inversionen, in einer wunderlich berechneten Unform, einer reflectirten Unregelmäßigkeit und Unverständlichkeit des Ausdrucks womit man die vielgepriesene pindarische Erhabenheit und jenes schöne, erschütternde Stammeln der Leidenschaft, jenen großartigen Schwung der Begeisterung zu erreichen meinte, welche damals für das bevorzugende Kennzeichen der Ode galten: die eine auf den Tod Thomas Abbt's, seines Landsmannes, die andere auf das Ableben Kaiser Franz des Ersten (vgl. Sämmtl. W. p. 186—195), die dritte unter der Überschrift »Die Badekur«: alle drei, der Schmeichelreden ungeachtet, mit denen, seiner sanften, geistlichen Natur getreu, Wieland den angehenden »lieben Bruder in Apollo« begrüßte, ihn für einen Genius erklärte, »den er nur mit einer Art Ehrfurcht ansieht« (s. die früher gedachten Briefe: VII, 296. 297), in der That ziemlich fade, geschmacklose Declamationen, ganz in jenem Stil der Überschwänglichkeit, in jener stotternden, marklosen Fülle, welche auch Schubarts spätere Poesien — nicht eben zu ihrem Vortheil — charakterisirt. Gleichzeitig erschien eine Sammlung »Zaubereien«, in sogenannter poetischer Prosa (jetzt im VI. Bd. der Werke zu Anfg.), welche Wieland zwar wiederum »sehr originell und vortrefflich« fand, im Übrigen ihm aber doch zuredete (a. a. O. p. 246), dies Genre aufzugeben. — Von der journalistischen Kritik, zumal von der Berliner, der Kritik der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, als dem bedeutendsten Organ derselben, waren alle diese Veröffentlichungen ziemlich ungünstig behandelt worden. Seine vermeintliche Ode auf den »Tod Franciscus des Ersten« hatte an Nicolai selbst (unter dem Zeichen K.: s. Allg. deutsche Bibl. Bd. V. Stück 2. p. 53—58) einen um so strengeren, unnachsichtigeren Beurtheiler gefunden, je mehr gerade das Wesen und die Theorie der Ode von den Berliner Aristarchen (vgl. namentlich die Literaturbriefe) untersucht worden war und je mehr sie daher das Publikum, Autoren wie Leser, über die Bedingungen einer guten und eigentlichen Ode durften aufgeklärt zu haben glauben. Auch jene übrigen Productio-

nen waren von der Allg. Deutsch. Bibl. die uns, wie gesagt, als die Vertreterin der damaligen Kritik im Allgemeinen gelten darf, theils lau, theils mit entschiedener Ungunst aufgenommen worden, vgl. X, 2, 233: sehr natürlich, da dieser Niederschlag Klopstockscher Art und Kunst, diese Mischung von Schwulst und Plattheit, Trivialität und Bombast allerdings niemand weniger zusagen konnte, als gerade dem nüchternen, strengen Sinne dieser Berliner Kritik.

Indessen was that dies Alles dem neuen Journal, welches jetzt von Schubart geschrieben werden sollte? Mochten seine bisherigen Productionen immerhin vor dem gelehrten Forum wenig Gnade gefunden haben — aber dies Journal sollte ja vor gar kein gelehrtes Publicum kommen, es sollte ja nur eine Zeitung werden für Bürger und Bauer, eine populäre, eine volksthümliche Zeitung, Allen verständlich und von Allen gelesen.

Denn dies war, um es mit kürzesten Worten zu bezeichnen, die allerdings wichtige und folgenreiche Wendung, welche die deutsche Journalistik zu Anfang der siebziger Jahre genommen hatte: jene breiweichen, langathmigen »Moralischen Wochenschriften«, diese wahrhaften Ablagerungen und Sammelplätze Alles dessen, was von Trivialität, von Spießbürgerei und fader, selbstgefälliger Geschwätzigkeit in den guten Deutschen steckte, hatten aufgehört, das Interesse der Lesewelt zu befriedigen; die großen Fragen der Nationalität, des Patriotismus, der Freiheit, welche Klopstock und seine Schule in begeisterter Rede wiederhallten, hatten, unterstützt durch die Vorgänge in Amerika, angefangen, einen gewissen patriotischen Enthusiasmus, eine gewisse politische Theilnahme in den Gemüthern hervorzubringen — eine Theilnahme, die sich nun auch nicht mehr begnügen mochte an der Trockenheit, der Farblosigkeit und Leere der bisherigen Zeitungen. Zeitungen — da lag es! Man fing an sich für die Tagesgeschichte zu interessiren, nicht blos aus Neugier, nein, auch mit dem Herzen; man wollte wissen, wie es aussähe in der Welt; die Kritik, müde, immer nur Bücher und Bücher zu verschlingen, wollte die Kraft ihres Zahnes

auch an der stachlichten Rinde unsrer öffentlichen Zustände erproben. Als die Spitze dieser Richtung ist der berühmte Schlözersche Briefwechsel (seit 1775) zu bezeichnen; allein auch vor und neben ihm gehen eine Masse kleinerer Journale und Zeitungen, welche, zum Theil in engsten Grenzen, auf kleinem, völlig provinziellem Bezirk, mit ähnlichen Mitteln ähnliche Ziele verfolgten und deren gemeinsame Tendenz vornämlich dahin ging die große Masse, das Volk als solches zu gewinnen.

Und das ließ sich nun allerdings nicht läugnen: wie überhaupt in Schubarts ganzem Wesen die schrofffsten Gegensätze unvermittelt neben einander liegen, so auch, neben jener seraphischen Überschwänglichkeit, jenem Lallen, Stammeln, Locken seines Oden- und Hymnenstils, stand ihm allerdings auch eine — vielleicht etwas triviale, vielleicht etwas rohe — aber gewiß doch eine verständliche, populäre, volksthümliche Sprache zu Gebote. Wir wollen in dieser Hinsicht nur an seine schwäbischen Bauernlieder (in der neuesten Ausgabe der S. W. III, 209—215. 291 ꝛc.), sowie an das berühmte Märchen (»Es starb einmal ein Bäuerlein«: ebendas. 293) erinnern: Productionen, die wir kein Bedenken tragen, zu dem Besten zu rechnen, das unsere Literatur in dieser Art überhaupt besitzt, die wir sogar anderen berühmten »Bauerliedern« jener Zeit, den Vossischen, Millerschen ꝛc. (nur freilich nicht den Claudiusschen) vorziehen möchten. Also in dieser Hinsicht wenigstens schien Schubarts Beruf, eine populäre Zeitung zu schreiben, nicht wohl in Abrede zu stellen.

Recapituliren wir denn noch einmal: ein Mann von unzweifelhaftem Talent und einer achtbaren natürlichen Begabung, aber ohne alle Studien, ohne Bildung, ohne Kenntniß; ein warmes, ehrliches Herz, Feind der Lüge und der Knechtschaft, aber sitten- und haltungslos, von gemeinen Leidenschaften verzehrt, ein Spielball seiner Launen und Begierden; ein witziger Kopf, ein angenehmer Gesellschafter, aber angenagt vom Rost der Liederlichkeit, vagabondirend, schmarozerhaft; ein leibliches stilistisches Talent, aber auch hier ohne Sicherheit, ohne Geschmack, ohne Durchbildung, abschweifend

nicht selten aus dem ebnen Gange einfacher, verständlicher Darstellung in den faden Schwulst seiner Oden- und Hymnensprache; endlich zu der speciellen Aufgabe der Zeitungsschreiberei ohne Zweifel den besten Willen, den redlichsten Eifer mitbringend, aber ohne alle Einsicht in die Verhältnisse, die er schildern, ohne Kenntniß der Geschichte, die er darstellen wollte — siehe da die Ansprüche, welche Schubart auf die Würde eines Volksschriftstellers, Volkslehrers zu erheben, siehe da die Berechtigung, die er auf die Ehre hatte, Sprecher des Volks, Verfechter der Freiheit, Wächter des Vaterlandes zu sein! Wie? hätte man ihm sagen können: der Freiheit willst Du Herzen anwerben — und Dein eigenes ist ein Sklav seiner Leidenschaften und Lüste? Deine Nation willst Du bilden — und bist selbst roh und ungebildet, vom Duft der Gemeinheit übergossen? Deine Zeit willst Du in die Schule nehmen — und hast selbst keine andere durchgemacht, als die Schule des Unglücks, des selbstverschuldeten, die Schule der Laster, der Irrthümer, der Leiden? Auftreten willst Du für jedes edlere, jedes wahrhafte Recht, willst Bürgerpflichten lehren und Muth und Überzeugungstreue — und Du selbst hast nicht einmal die nächsten natürlichen Rechte, die Rechte des Blutes, der Familie geachtet? und hast die Pflichten des Gatten, des Vaters des Bürgers mit Füßen getreten? und hast — wie lange ist es her?! katholisch werden wollen und Deinen Glauben abschwören für ein Stück Brot?! Schützen und wahren willst Du die Ehre des deutschen Namens — und Dein eigener Name starrt von Schmutz, Deine Ehre geht in Lumpen, Du bist (will man das Beste sagen, was sich von Dir sagen läßt) ein schiffbrüchiges Talent, ein versoffenes Genie?!

Indessen wie dies sei: Schubart selbst scheint keine Bedenken dabei gefunden zu haben — und eben so wenig das Publikum. Die »deutsche Chronik« wurde richtig begonnen (1774: s. Th. I, p. 221 mit der charakteristischen Schilderung: »Ich schrieb sie — oder vielmehr dictirte sie im Wirthshause, beim Bierkrug und einer Pfeife Taback, mit keinen Subsidien, als meiner Erfahrung und dem Witz ver-

sehen, womit mich Mutter Natur beschenkt hatte«) und vom Publikum mit lebhaftem, rasch wachsendem Beifall aufgenommen. Mit welchem Rechte, fällt dem Verfasser dieses Aufsatzes insofern schwer zu beurtheilen, als es ihm, trotz vielfach angewandter Mühe, bisher nicht hat gelingen wollen, sich ein vollständiges Exemplar der erwähnten Zeitschrift zu verschaffen; ja er zweifelt, daß dieselbe überhaupt noch anderswo, als etwa in Süddeutschland, in Privathänden, existirt. Seine Kenntniß beschränkt sich daher, eine flüchtige Beurtheilung abgerechnet, welche in der Allg. Deutsch. Bibliothek, Bd. XXVII, St. 2. p. 594 flg. zu lesen steht und die namentlich unterrichtender ist für den Mechanismus, die äußere Einrichtung der Zeitschrift, als für ihren Charakter und ihren innern Werth, lediglich auf die, allerdings ziemlich umfangreichen Auszüge aus derselben, welche die sämmtlichen Werke, Bd. VI bis VIII. enthalten. Dürfen wir nach diesen Bruchstücken das ganze Unternehmen abmessen, so hat dasselbe, im Verhältniß zu den übrigen Journalen der Zeit, allerdings seine sehr ansehnlichen Verdienste gehabt: der Stoff ist mannigfach, mit Geschick gewählt, die Sprache, wenn auch ungleich und manierirt, doch im Ganzen gebildet, verständlich und von einer gewinnenden Lebhaftigkeit, die Gesinnung überall und durchgehends die ehrenwertheste.

Wenn das Journal bei alledem weit zahmer, weit ungefährlicher erscheint, als man nach seinem Rufe vermuthen möchte: so liegt dies hauptsächlich in den veränderten Begriffen der Zeit, welche damals, was heut zu Tage kaum wie ein Mückenstich empfunden wird, schon als eine sehr bedenkliche, sehr gefährliche Wunde empfand. Erklären, daß jeder Mensch von Natur frei und gleich geboren sei, die Fürsten in allgemeinsten Ausdrücken zu Gerechtigkeit, Weisheit, »väterlichem« Regiment ermahnen, polemisiren gegen Jesuiten und Pfaffenwirthschaft — nun ja, bei uns, Angesichts unsrer viel concreteren, viel drängenderen Zustände, würde es wenig verfangen, wennschon auch diese billigste Sorte von Liberalismus auch in unserer Zeitungspresse noch keineswegs ausgestorben ist: für jene Zeit aber war es schon immer

etwas Ungewohntes, etwas Großes, ein Wagestück, eine That.

Das zeigt nicht nur der Beifall, welchen, wie bereits berichtet, die Chronik beim Publikum fand: das zeigt auch deutlich die Opposition, der Widerstand, die Verfolgung, welche sie und um ihretwillen Schubart selbst erfuhr. Der erste Sturm ging von Augsburg selbst aus, gleich zu Anfang ihres Erscheinens. Schubart (wir bedienen uns seiner eigenen Worte: I, 223) hatte am Schluß seiner Anzeige gesagt: »Und nun werfe ich mit jenem Deutschen, als er London verließ, meinen Hut in die Höhe und spreche: »O England, von Deiner Laune und Freiheit nur diesen Hut voll!« so stand der damalige Bürgermeister von Kuhn im Senate auf und perorirte: »Es hat sich ein Vagabond hereingeschlichen, der begehrt für sein heilloses Blatt einen Hut voll englischer Freiheit — nicht eine Nußschale voll soll er haben!« Und damit wurde das Blatt in Augsburg verboten und der Druck mußte nach Ulm verlegt werden.

Der Herausgeber in Person blieb vorläufig noch unangefochten; sogar sein Blatt erwarb ihm unter der Bürgerschaft viele Freunde und Gönner, und nicht lange währte es, so ging auch hier wieder, wenn auch in engern Schranken, das lockere Leben los auf Bierbänken und Weinstuben, wie er es bisher getrieben. Daneben gab er Klavierstunden und Konzerte, hielt Vorträge über allerhand Künste und Wissenschaften, *) machte Gelegenheitsgedichte, schrieb eine Art Conversationslexikon für junge Kaufleute ꝛc. Das meiste Aufsehen, als etwas damals ganz Neues und Unerhörtes, machte er jedoch als Vorleser, durch die sogenannten »Lesestunden,« die er zu Augsburg in Privathäusern und öffentlichen Sälen anstellte und damit eine merkliche Revolution im Geschmacke jener Gegenden veranlaßte. Er las Anfangs »die neusten Stücke von Göthe, Lenz, Leisewitz und die Gedichte aus den Musenalmanachen mit einge-

*) Dieselben wurden späterhin, während seiner Gefangenschaft, auch in Druck gegeben, zum Vortheil seiner Familie, aber nicht zum Vortheil seines Rufes: s. Allg. Deutsche Bibl. VI., 1, p. 201 flg.

streuten Erklärungen vor, und da er großen Beifall erhielt, so wählte er Klopstocks Messias, um an einem wichtigen Beispiele zu sehen, ob sich die Odeen der Alten (?) auch auf deutschen Boden verpflanzen ließen, und ob ein Rhapsode auch unter uns sein Glück machen würde... Der Erfolg war über seine Erwartung groß. Mit jedem neuen Gesang vermehrten sich seine Zuhörer —; der Messias wurde reißend aufgekauft; man saß in feierlicher Stille um seinen Lehnstuhl her; Menschengefühle erwachten, so wie sie der Dichter weckte. Man schauerte, weinte, staunte . . . Klopstock fand in Augsburg allenthalben Bewunderung unter Katholiken und Lutheranern, Edlen und Unedlen, Männern und Weibern. Man wiederholte den abgelesenen Gesang zu Hause, fragte ihn über schwere Stellen und fühlte nicht selten die Kraft seines hohen Genius.« (I. 240—242). Daß der Auctobiograph hiebei nicht etwa übertrieben, daß der Eindruck seiner Vorlesungen wirklich ein bedeutender war, ja daß dieselben für die Kulturentwicklung und den literarischen Geschmack jener Gegenden wirklich ein einflußreiches Moment geworden, das beweisen die übereinstimmenden Berichte gleichzeitiger Journale und Zeitungen, beweisen namentlich auch die Reminiscenzen, die auch hievon wieder in die obengenannten Millerschen Romane, den Siegwart sowohl, der selbst in dieser Zeit entstand, als die späteren, übergegangen sind.

Doch sollte die Freude nicht lange währen. Schon hatte die fortdauernde Polemik gegen die Geistlichkeit, besonders gegen die Jesuiten bei Beamten und Behörden, die, Kraft ihrer Legitimität auch die Legitimität der Jesuitenwirthschaft behaupten zu müssen meinten, böses Blut, Argwohn und Feindschaft erregt: da schlug ein Artikel über den berüchtigten Pfarrer Gaßner, der eben damals seine Wunderkuren, seine Teufelsbeschwörungen ꝛc. zu treiben anfing, dem Faß völlig den Boden aus — ein Artikel übrigens, so zahm, so unschuldig, daß man heut zu Tage gar nicht begreift, wie er solche Folgen hat haben, ja überhaupt nur Anstoß erregen können. Wir theilen ihn, zur Characteristik jesuitisch reichsstädtischer Censur, als Beitrag zur Geschichte der Preßfreiheit

in den siebziger Jahren, dieser Glanzepoche unserer Literatur, unsern Lesern unter dem Texte mit: *) Aber wie unbegreiflich es sei, genug: Schubart wurde auf Befehl des Augsburger Rathes verhaftet, seine Papiere wurden mit Beschlag belegt und untersucht, und wiewohl sich dabei (wie es zu geschehen pflegt) nichts Staatsgefährliches herausstellte, ja wiewohl man selbst verschmähte, irgend welche Rechtstitel für dieses Verfahren aufzusuchen, so hielt ein Wohlweiser Rath der freien Stadt Augsburg es nichts destoweniger für angemessen, Schubart aus Augsburg auszuweisen.. — C'est tout comme chez nous. —

Schubart flüchtete, wie früher sein Blatt, so etzt seine Person nach Ulm. Von dieser Flucht ist nur eine Äußerung bewahrt, die wohl charakteristisch genug ist, um auch hier eine Stelle zu finden. Die Reise war nicht ohne Gefahr für Schubart; sein Weg führte ihn mitten durch Rudel empörter Mönche, die den Pöbel aufreizten und in ihrem Hottentotten-Dialekt trillirten: »Jützt hand mer den Galgenkerl, den Schubart! werden'm wohl d'Zung rausreißen, und da Kerla lebendig verbrenna!« In dieser Gefahr stand ihm wiederum ein preußischer Werbeofficier treulich zur Seite; er gab ihm einen andern Namen und brachte ihn unter seinen Schutz auf ulmisches Gebiet. Da — aber lassen wir auch hier wieder Schubart selber sprechen (a. a. O. p. 255): »Mein preußischer Begleiter trank eine Flasche Burgunder mit mir, klopfte mir mit soldatischer Derbheit auf die Schulter, und sagte beim Abschied: »Herre, sind Sie man gut Preußisch, so wird Ihnen kein Teufel was thun!« — Wahrlich unter den hunderttausend Ehrenzeugnissen, die Friedrich der Große sich auf-

*) Der Artikel stand im Jahrgang 1774. p. 589 und lautete, laut Lebensbeschreib. I, p. 245 in der Note, wörtlich folgendermaßen: „Der Pfarrer Gaßner in Klösterla fährt fort, den dummen Schwabenpöbel zu blenden. Er heilt Höcker, Kröpfe, Epilepsien — nicht durch Arzneien, sondern durch das bloße Auflegen seiner priesterlichen Hand. Kürzlich hat er ein herrliches Buch herausgegeben, wie man dem Teufel widerstehen soll, wenn er in Menschen und Häusern rumort, und da giebts noch tausend Menschen um mich her, die an diese Narrheiten glauben. — Heiliger Socrates erbarme Dich meiner! Wann hören doch einmal auf, Schwabenstreiche zu machen?“ —

gerichtet, ist dieser Ausspruch nicht der kleinste! — Freilich läßt sich noch eine schönere Version denken: »Herre, sind sie man gut Deutsch« — aber wann wird diese kommen?!

Aus Augsburg war Schubart durch pfäffischen Einfluß vertrieben worden: in Ulm sollte er erfahren, daß die weltliche Macht, die Diplomatie, die Politik, sogar noch gefährlichere Waffen hat. — Der kaiserliche Minister in Ulm, Graf Ried, ein stolzer, hochfahrender Mann, von Schubart persönlich gereizt, vermuthlich auch durch mönchische Kabale angestiftet, lauerte seit Langem auf eine Gelegenheit, ihn seinen Zorn empfinden zu lassen. Siehe da, eines Tags steht in der Chronik zu lesen, die Kaiserin Marie Therese sei plötzlich vom Schlage gerührt worden: eine sehr unschuldige Nachricht, sollte man meinen, schlimmsten Falls eine Zeitungslüge, nicht wahr? Aber der General sah die Sache anders an, er glaubte es nun endlich zu haben, das crimen laesae, auf das er schon so lange gelauert. Er entwarf einen Plan, Schubart aufheben und auf eine Festung in Ungarn abführen zu lassen. Aber noch war Schubart Unterthan des Herzogs von Würtemberg; ihm daher theilte der General seinen Entwurf mit und bat um die Erlaubniß der Ausführung — etwa wie wir unsern Nachbarn bitten, uns doch einmal auf seinem Revier jagen zu lassen.

Es ist hier kein Raum, auf eine ausführliche Charakteristik Herzogs Karl von Würtemberg einzugehen; auch ist derselbe, wenn nicht weiter, so doch wenigstens aus Schillers Leben, aus der Einrichtung der Karlsakademie, der Geschichte der Räuber ꝛc. auch dem großen Publikum der Hauptsache nach bekannt. Wir haben ihn oben das Musterbild eines patriarchalischen Regenten genannt; wer da weiß, wohinaus die Verehrer und Lobredner der »patriarchalischen Musterstaaten«, des »väterlichen Regimentes« zielen, der weiß auch, was wir mit diesem Ausdruck gemeint, er weiß gleichfalls, wie Herzog Karl den Antrag des General Ried wird aufgenommen haben.

Es heißt sonst: Schlägst Du meinen Juden, so schlag' ich Deinen. Das patriarchalische Regiment des achtzehnten

Jahrhunderts ging noch einen Schritt weiter, es sagte: Eh' Du meinen Juden schlägst, lieber schlag' ich ihn selbst. Und so geschah es.

Durch eine gemeine, feige List auf Würtembergisches Gebiet (von welchem er, wie der Leser sich erinnern will, seit seiner Ludwigsburger Epoche verbannt war) verlockt, ward Schubart in Auftrag des Herzogs gefangen genommen und sofort, ohne Untersuchung, ohne Spruch, ja ohne Anklage auf den Hohenasperg geführt. Der Fürst selbst war zugegen, als er auf der Festung ankam; mit eigener Hand bezeichnete er den Kerker, in welchen Schubart geführt ward: ein enges, feuchtes, dunkles Felsengewölbe, kein Gesicht in seiner Nähe, als das eherne, vertrocknete Gesicht des Kommandanten Rieger, desselben, der in dem finstersten Kerker dieser Festung, die er jetzt befehligte, selbst vier Jahre gefangen gelegen hatte, das Original zu Schillers bekanntem »Spiel des Schicksals« — kein Schreibzeug, kein Buch, als allein die Bibel!

In diesem Verließ saß Schubart länger denn ein Jahr; später wurde ihm ein leidlicheres Zimmer eingeräumt, seine Gesuche um Freilassung aber, die Fürbitte seiner Freunde, die Verwendung hoher Gönner — es blieb Alles vergebens, lange, lange Jahre hindurch.

Was den Herzog zu dieser Gewaltthat veranlaßte? veranlaßte gegen einen Mann, einen Schriftsteller, der, so viel bekannt ist, ihn persönlich niemals beleidigt hatte?

Nun, die beste Absicht von der Welt: er wollte ihn bessern, wollte ihm sein Trinken, seinen Leichtsinn, sein Scandaliren abgewöhnen; es war ein pädagogisches Experiment, wie er deren auf der Karlsakademie so viele machte, nur in etwas größerem Maßstab. Darum war er dem Manne selbst auch gar nicht böse: in demselben Moment, da er Schubart wider Recht und Gesetz in den Kerker warf, mit eben derselben fürstlichen Hand warf er seiner Familie ein Jahrgehalt von etlichen hundert Gulden zu. Auch ließ er ihm öfters Grüße und Ermahnungen zukommen, ließ sich von ihm ansingen, ja ließ ihn wohl gar in Person vor sich kommen — ein gnä-

diger, ein gütiger Oger, der Oger des patriarchalischen Regiments!

Und das Publikum? und die deutsche Nation? Je nun, sie ließ ihn sitzen, wo er saß; sie gewöhnte sich an sein Elend, dieser Gefangene von Hohenasperg, mit dem zottigen Haar, den langen Nägeln, gehörte mit zur Staffage der Tagesliteratur; man bedauerte ihn — aber man fand doch auch, daß er sehr leichtsinnig, sehr unvorsichtig gehandelt; man beklagte ihn — aber man erinnerte sich doch auch, daß er von jeher ein Taugenichts, ein Vagabond, ein Säufer gewesen — und so schlichen die Tage, die Monate, die Jahre dahin!

Wahrlich, wir wollen diese Stumpfsinnigkeit, dieses ächte Michelthum des Publikums, dieses Stillschweigen seiner Schriftsteller, dieses Verstummen seiner Dichter, die auf ihrer Leier Töne hatten für Alles und Jedes, nur für ihren gefangenen Mitbruder hatten sie keine! . . . wir wollen es nicht beschönigen: aber daran erinnern zu müssen glauben wir doch, eine wie ganz andere Glorie dies Märtyrerthum des armen Gefangenen umgeben haben würde, hätte er vor dem Andenken des Publikums gestanden, frei von sittlicher Schuld, ein fester Charakter statt eines schwachen, ein männliches, stolzes Herz, statt eines weiblichen, zerrissenen, ein reiner Name statt eines befleckten, zweideutigen!

Und doch, das Bischen Achtung und Mitgefühl, das man seinem Elend zollte — Niemand war eifriger, es zu zerstören, als Schubart selbst. Wohl in einzelnen Momenten raffte er sich zusammen, wohl in einzelnen Gedichten bäumte er sich auf, wie ein gefesselter Löwe — Gedichten, die, wenn nicht die Kunst, so doch wenigstens das heilige Recht des Zornes adelt, und von denen die »Fürstengruft« (S. W. IV, 70) bei Weitem das gelungenste, daher mit Recht auch heute noch unvergessen ist. Aber das waren eben nur einzelne Momente, einzelne aufwallende Überreste einer Kraft, mit der er selbst zu verschwenderisch, zu unweise umgegangen war, als daß sie ihm, er ihr auch jetzt noch treu geblieben wäre.

Daß wir es kurz machen: die Hure wurde Betschwester

— Lahn (Hahn), Oetinger und andere schwäbische Pietisten nahmen ihn in Arbeit, Rieger, selbst in der Einsamkeit seines Gefängnisses zum Gläubigen »wiedergeboren«, redete ihm zu: Schubart wurde fromm; er dichtete — nein, dichtete nicht, heulte Buß-, Reu- und Sterbegesänge, entwarf wundersame Pläne zu mystisch-theologischen Heldengedichten, in denen Oetinger und Klopstock wild durch einander wirbeln, schrieb eine Lebensgeschichte voll Selbstanklagen, Widerruf und Heuchelei — recht ein Bekenntniß unter'm Galgen! —

Schon mehr als neun Jahre hatte er gesessen; seine Haft war leidlich geworden; er durfte Gedichte schreiben und Bücher drucken lassen: da erregte ein Hymnus von ihm auf den Tod Friedrichs des Großen, an sich ein schwülstig geschmackloses Ding, aber das getragen ward durch die Zeitstimmung aufs Neue das Interesse des Publikums. Man erinnerte sich wieder des vergessenen Arrestanten, einflußreiche Personen legten sich aufs Neue ins Mittel: wohlan, Herzog Karl hielt die Erziehung für vollendet, er gab den Gefangenen frei — und der Freigelassene küßte die Hand, die ihn geschlagen.

Schubart ward nun als herzoglicher Theaterdichter in Stuttgart angestellt; er durfte auch seine Chronik wieder herausgeben; er verdiente auch viel Geld, nahm jährlich vier-, fünftausend Gulden ein; seine Gedichte erschienen gesammelt in wiederholten Auflagen — Ob er bei alledem glücklich war?

Am **10.** October **1791**, in seinem drei und funfzigsten Jahre starb er.

Und so sei auch hier diese Skizze geschlossen. Es hieße die Geduld der Leser ermüden, wollten wir Schubarts Schriften noch besonders durchgehen und sie einzeln einer ausführlichen ästhetischen Würdigung unterwerfen; aber auch an der Einsicht der Leser hieße es zweifeln, wollten wir, wiederanknüpfend an die Einleitung unsers Aufsatzes, mit einem schulmeisterlichen Haec fabula docet diese Lebens- und Kerkergeschichte eines deutschen Dichters chrienhaft erläutern und erklären. Nur eine Bemerkung sei uns schließlich erlaubt, auch

sie eine verbrauchte und oft gehörte — aber niemals, glauben wir, zu oft! Nämlich daß das Talent allerdings ein freies Geschenk der Götter, dagegen der Charakter, die Gesinnung, die sittliche Würde jedes Mannes eigenes, freies Besitzthum ist: ein Besitzthum, für dessen Verwendung und Beschaffenheit daher auch ein Jeder verantwortlich bleibt, sich selbst sowohl und seinem eigenen Bewußtsein, als dem richtenden Urtheil der Geschichte. —

Miscellen und Notizen.

I.

Zur Chronologie der Schauspiele des Jakob Ayrer.

Von K. G. Helbig.

Wer sich mit der deutschen Literaturgeschichte beschäftigt, der weiß, wie Vieles es hier noch zu berichtigen giebt, was bei völligem Mangel oder nicht gehöriger Benutzung der Quellen früher angenommen worden und aus einem Buche in das andere übergegangen ist. Denn natürlich kann auch der gewissenhafteste Literarhistoriker nicht jedes Einzelne selbst prüfen. Da müssen denn bald sorgfältige Specialforschungen, bald auch ein glücklicher Zufall aushelfen, der nicht selten, was den mühsamsten Studien entgangen, dem begünstigten Finder von selbst zuführt. — Ein solcher zufälliger Fund gestattet nun auch mir, der ich mich zeither vorzugsweise mit einem andern Theile der deutschen Literaturgeschichte beschäftigt habe, in der Kürze Einiges über Ayrer zu berichtigen, was seit Tiecks Untersuchung überall und auch noch in der neusten Ausgabe des trefflichen Grundrisses unserer Literaturgeschichte von Koberstein (Erste Abth. Leipz. 1845) S. 424 ff. festgehalten worden ist.

Tieck sagt bekanntlich in der Vorrede zu seinem deutschen Theater (1817), daß Ayrer, von dessen Lebensumständen man sehr wenig weiß, bis gegen 1618 gelebt habe. Das »gegen« ist hier von Bedeutung, da die Vorrede zu dem in Nürnberg 1618 gedruckten Opus theatricum *) vom 1sten Januar 1618 datirt ist,

*) Das Opus theatricum enthält 30 Lust- und Trauerspiele und 36 Fastnacht- und Singspiele, welche schon 1610 gedruckt, aber wahrscheinlich erst mit den obigen 30 Dramen herausgegeben worden sind. Die Titel sind ausführlich verzeichnet in Jos. Kehrein's Geschichte der dramatischen Poesie der Deutschen. Leipzig 1840 Bd. 1 S. 146 ff.

in der Vorrede selbst aber von dem Dichter, als einem bereits verstorbenen, gesprochen wird. Es hätte demnach nicht das Jahr 1618 als Todesjahr Ayrers, auch nicht als ungefähres, bezeichnet werden sollen. Weiter beweist Tieck, daß der in dem erwähnten Buche abgedruckte Julius redivivus 1610 geschrieben sei. So weit ist Alles richtig. Wenn er aber sodann weiter behauptet, das die wenigsten der Ayrer'schen Dramen vor 1610 geschrieben wären, so muß dies auf Grund eines auf der Königlichen Bibliothek in Dresden befindlichen Manuscriptes, das Tieck wahrscheinlich später selbst in Dresden kennen gelernt, aber nicht weiter beachtet hat, als irrthümlich widerlegt werden. Tieck schließt nämlich aus der in vielen Dramen Ayrers bemerkbaren Bekanntschaft mit den Dramen der um 1600 in Deutschland herumziehenden sogenannten englischen Komödianten, daß Ayrer die meisten seiner Schauspiele nicht vor 1610 geschrieben habe. Diese Bekanntschaft weist er, neben der augenfälligen Nachahmung in der ganzen Gestaltung der meisten Dramen, insbesondere in den auf engländische Art eingerichteten Singspielen und in dem oft auftretendem Narren (gewöhnlich Jahn oder John Posset genannt), dem englischen Clown, nach. Daher vermuthet er auch, daß in die noch etwas rohen und daher wahrscheinlich vor der Bekanntschaft mit den Engländern geschriebenen Dramen aus der ältern römischen Geschichte (im Opus Theatricum № 1—4) »der Bott und Engländische Narr, Jahn« später eingeschoben sei. —

Das erwähnte Manuscript nun enthält zehn Tragödien und Komödien und zwölf Fastnachts- und Singspiele Ayrers mit genauer Angabe der Zeit, in welcher sie geschrieben sind, von derselben Hand, womit die Stücke selbst geschrieben. Kann auch nicht bewiesen werden, daß es, was übrigens nicht unmöglich wäre, Ayrers eigene Handschrift, so weist doch Orthographie und Handschrift auf einen sehr alten Abschreiber, einen Zeitgenossen Ayres selber, hin. Beim vierten Stück aus der ältern römischen Geschichte lautet die Überschrift sogar: »Der viertte Theyl meiner Gedicht auß Titto Linio, Tragedia von Seruy Tuly Regiment &c., durch Jacobum Ayrer, Seniorem, Publicum Notarium der Gerichten Procuratore und Burgern zu Nurnberg«. Entweder also hat der Abschreiber Ayrers Concept vor sich gehabt: oder es ist dieses Stück von Ayrer selbst aufgezeichnet. Auch scheinen mir die Schriftzüge, die sich hier vorfinden, dieselben zu sein wie in den meisten Dramen dieses Manuscriptes überhaupt.

Von den oben erwähnten Dramen der Handschrift sind, mit Ausnahme von drei Schauspielen, alle im Opus thea—

tricum abgedruckt. *) Die dabei stehenden Data sind folgende: »Tragedia von Erbauung der Stadt Rom ꝛc.« (Op. Theatr. 1) »angefangen denn 28. July Anno 1595«, und zu Ende: »Vollend denn 20. Augusti 95« mit der Unterschrift: Jacob Ayrer; »der Ander Deil auß dem Ditto Liuio ꝛc.« (Op. theatr. 2) »angef. 24. May Anno 96«; »der dritte Theyl auß dem Tito liuio ꝛc.« (Op. theatr. 3) »angef. 4. Septembris Anno 96«; »der viertte Theyl ꝛc.« (Op. theatr. 4) »angef. den 24. February Anno 98.« In diesen drei letzteren Stücken kommt, wie im gedruckten Opus theatricum, »der Bott Jahn« vor. Sodann folgen zwei noch nicht gedruckte Dramen: 1) Tragedia vom reichen Man und armen Lazaro Lucas am 16. Capitl. Mit 6 Aktus ꝛc. Angefangen 1. July Anno 98, vollend 9. July Anno 98. Darunter der Vers:

Es soll bennkhen ein reycher Man
Daß er nit alzeit leben kan,
Und seines guts nicht mit im geht
Wenn er schon die gantz Welt het.
Jacob Ayrer P.

2) »Komedia von Nicalay, dem verlornen Sohn« mit 6 Aktus nach Hans Sachs, den 3. April 1597 von Ayrer erweitert. — Darauf folgen die beiden Tragedien von der Melusine (im Op. theatr. 20 und 21), die erste geschrieben vom 8—19. März, die zweite angef. den 20. März 1598; die noch nicht gedruckte Komödie: »Der Knaben Spigl« in 7 Aktus, angefangen den 10. April 1598 **) und endlich die Tragedie von Theseus nach Hans Sachs, um 1172 Verse erweitert, 22. July bis 6. Aug. 1598 (im Op. theatr. 15). — Daran schließen sich 12 Fastnachts- und Singspiele, die sich sämmtlich im Opus theatricum unter № 2, 10, 11, 18, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35 vorfinden. Die Fastnachtspiele 2, 18 und 11 sind 1595, das Fastnachtspiel 10 und die Singspiele 28—35 sind sämmtlich 1598 geschrieben. Bei mehreren dieser Singspiele findet man in der Überschrift gerabezu die Hinweisung auf »das Engländisch Spill«, was im Opus theatr. fehlt, ***) z. B. bei № 30 von den drei bösen Weibern »im

*) Demnach ist Kehrein (a. a. O. S. 146) zu berichtigen, welcher das in der Vorrede zum Op. theatricum gegebene Versprechen, daß noch 40 Dramen Ayrers herauskommen sollten, erwähnt, und hinzufügt, daß diese handschriftlich in Dresden sich befänden.

**) Diese Comödie, so wie die oben erwähnte Tragödie vom reichen Manne ꝛc., habe ich für Herrn Dr. Kurz in Aarau abschreiben lassen, der sie wahrscheinlich herausgeben wird. Die Comödie vom verlorenen Sohn denke ich gelegentlich bekannt zu machen.

***) Im Op. theatr. steht dies nur bei № 33: „Im Thon, wie man den englischen Roland singt.“

Dhon, wie man den Engeländischen Rolant singt« und bei № 35 von etlich Reden des Claus Narren »im Dhon, wie man das Engeländisch Spill: Laßt uns ein Weil bei einander pleyben« &c. singt. —

Aus diesen Bemerkungen geht hervor, daß, da Ayrer schon seit dem Jahre 1596 genauere Bekanntschaft mit den Dramen der englischen Comödianten gemacht haben muß, aus dieser Bekanntschaft kein Grund genommen werden kann, irgend ein Stück desselben, dessen Abfassungszeit wir nicht kennen, in das 17te Jahrhundert zu versetzen. Die Tragödie vom griechischen Kaiser in Konstantinopel (Op. theatr. 11) und die Komödie: Spiegel weiblicher Zucht und Ehr (Op. theatr. 26), in denen Jahn vorkommt, so wie die Fastnacht- und Singspiele von Jahn Posset (Op. theatr. 21—23) können eben so gut in den letzten Jahren des 18ten Jahrhunderts geschrieben sein, wie die oben erwähnten Dramen Ayrers. Es ist sogar wahrscheinlich, daß Ayrer, der, wie man aus den obigen Bemerkungen sieht, namentlich seit 1596 so im Zuge war,*) die meisten seiner obigen Stücke noch vor 1600 oder kurze Zeit nach 1600 geschrieben hat. Es geht aber auch aus den chronologischen Bemerkungen des interessanten Manuscripts hervor, daß die englischen Komödianten, wie schon Tieck angedeutet hat, schon vor 1600 in Deutschland herumgezogen sind.

*) Als Beweis dafür, wie schnell Ayrer arbeitete, kann angeführt werden, daß die Singspiele im Opus theatricum 33 und 34 jedes in einem Tage fertig geworden sind.

II.

Heinrich Janßen, der Bauernpoet, ein Zeitgenosse Hagedorns.

Von J. W. Schaefer.

Im December des Jahres 1717 wurden die Deiche des Budjadinger Landes an der Wesermündung durch eine hohe Sturmfluth sehr beschädigt. König Friedrich IV. von Dänemark, als dermaliger Landesherr der Grafschaft Oldenburg, wandte auf die Wiederherstellung derselben große Summen, die indeß nur als ein der Budjadinger Bauernschaft geleisteter Vorschuß angesehen und später zurückverlangt wurden. Friedrichs Nachfolger, Christian VI., gewährte gleich bei seinem Regierungsantritt im Jahre 1730 der schwergedrückten Provinz eine seit lange vergeblich erbetene Gunst, die Aufhebung der Landmiliz. Dieser königliche Gnadenbeweis ermuthigte die Vogteien Eckwarden, Stollham, Burhave und Blexen, welche durch die Überschwemmung am Meisten gelitten hatten, mit dem Dank die Bitte um weiteren Nachlaß des Deichvorschusses zu verbinden. Eine Deputation ward nach Kopenhagen gesandt, um das Anliegen des Landes vorzutragen. Sie überreichte (deutsche Sprache war damals in Dänemark noch hoffähig) ein hochdeutsches Gedicht, welches diese Petition um so eindringlicher machte, als es von einem Dichter aus der Mitte der Bauernschaft verfertigt war. Folgende Strophen schilderten in rührender Weise dem Könige die Noth des Landes:

Wir müssen jetzt mit Flehn zu Deinem Thron uns fügen,
 Gesalbter Souverain! Ach schaue, wie vor Dir
Eckwarden und Stollham, Burhav' und Blexen liegen!
 Sie klopfen tief gebückt an Deine Gnadenthür:
Erbarme Dich der Noth der treuen Unterthanen,
Wo einst das Stammhaus war von Deinen großen Ahnen.

Huldreicher Christian! sei gnädig, wie Du pflegest,
 Wie Deine Großmuth uns ganz frische Proben giebt,
Indem Du eine Bürd' uns von den Achseln legest,
 Der Landmilizen Last, die uns so hart betrübt.
Gott lasse Dich dafür so manche Lust genießen,
Als Vivat drob erschallt, als Freudenthränen fließen.

Wir können dadurch ja mit Ruh' die Felder bauen,
    Die Söhne tragen nun der grauen Väter Last,
Und dürfen weiter nicht vorm Exercirplatz grauen,
    Der Pflug wird statt der Flint' vom Bauer angefaßt.
Wir dürfen künftig nicht die schweren Kosten tragen,
Es lieget keine Last hinfort auf unsern Lagen.

Der Weihrauch unsers Danks soll unaufhörlich brennen,
    Geheiligter Monarch! auf unserm Brustaltar;
Dies Feuer soll die Welt als ewig's Feuer kennen,
    Das unauslöschlich ist, wie keins der Römer war.
Wir Arme sind nunmehr nach vieler Noth erfreuet,
Wofern der Deichvorschuß das Elend nicht erneuet.

Dies, dies ist uns zu schwer, dies beuget unsern Rücken.
    Ja, spanneten wir gleich gebog'ne Hälse dran,
So wird uns diese Last dennoch zu Boden drücken.
    Schau, unser König, schau den großen Jammer an.
Laß auch in dieser Noth uns Deine Gnade küssen,
So wird die Welt mit uns darob erstaunen müssen.

Vermehre Deine Huld! mach' unsern Jammer minder!
    Laß unsre Wohlfahrt ganz in Deiner Gnade blühn.
Erbarm' Dich über uns und über unsre Kinder,
    Die wir recht kümmerlich mit Müh' und Schweiß erziehn,
Die lallend schon mit uns für Dich zum Himmel flehen,
Doch, ohne Deine Huld, mit uns bald betteln gehen.

Nein, lieber wollen wir von ihnen heimlich scheiden,
    So werden wir durch Gram wohl bald ins Grab gebracht,
Und überwinden so im Sterben unsre Leiden:
    Ihr Weiber! lebet wohl! Ihr Kinder, gute Nacht!
Bezahlt für uns mit Blut, was unbezahlt geblieben,
Bis ihr durch Deich und Damm mit uns seid aufgerieben.

Halt ein, Verzweifelung! du mehrest unsre Plagen!
    Wir wollen, was uns drückt, dem großen Gott allein
Und Dir, o Christian, o Landesvater! klagen,
    Du wirst, wie allemal, auch hier erbarmend sein.
Erblick', erquick' uns doch! so wirst Du hier auf Erden
Der milden Gottheit gleich an Güt' und Gnade werden.

Diese treuherzige Beredtsamkeit verfehlte ihre Wirkung nicht. Der König erließ den Vogteien 180,000 Thaler und bewilligte eine längere Frist zur Abtragung des Restes.

Der Verfasser dieser poetischen Bauernpetition verdient als eine merkwürrige Erscheinung in jener Zeit gelehrter Hofpoesie eine besondere Beachtung.

Hinrich Janßen, Sohn eines Bauern im Budjadingerlande, 1697 zu Eckwarden (unweit des Jahdebusens) geboren, besuchte die gelehrten Schulen zu Jever und Quedlinburg, um sich den gelehrten Studien zu widmen. Jene unheilvolle Wasserfluth vernichtete seine Aussichten. Da sich die Ältern der Mittel beraubt sahen, ihn studiren zu lassen, so mußte er nach Hause und zu den Geschäften des Vaters zurückkehren.

Schon auf der Schule war der Trieb zur Poesie in ihm erwacht; sie beschäftigte ihn auch noch in seiner ländlichen Zurückgezogenheit, ohne daß ihn Ehrgeiz antrieb, öffentlich mit seinen poetischen Versuchen hervorzutreten, bis ihm die oben erwähnte Bauerngesandtschaft eine würdige Veranlassung darbot. Es entstand jene poetische Gratulation und Bittschrift, welche die Aufschrift erhielt: Allerunterthänigste gemischte Leidcypressen und Freudenpalmen mit fußfälliger Bitte u. s. w. Es machte dies Gedicht damals in dem Kreise der gelehrten Hofpoeten nicht geringes Aufsehen. Gelehrte Zeitungen sprachen mit einer, wenn auch mit vornehmem Lächeln gemischten Bewunderung von dem »Bauernpoeten«, dem »besten Land- und Feldpoeten«. Man entdeckte Nachahmungen horazischer Stellen darin und war um so mehr erstaunt, als Janßen die Versicherung gab, bis dahin noch nicht die lateinischen Dichter verstanden zu haben.

Dieser unerwartete Beifall ermunterte ihn, sich in der Dichtkunst regelrechter auszubilden. Man übersandte ihm Gottscheds »Dichtkunst«: und da er von ihm wie von Andern Horaz und die Franzosen als Musterdichter gepriesen sah, so verschaffte er sich von einem benachbarten Landprediger eine Ausgabe desselben. Obgleich er auf der Schule beim Cornelius Nepos stehen geblieben war und sein Latein überdies fast vergessen hatte, so brachte er es doch durch angestrengten Fleiß mit Hilfe der Minellischen Anmerkungen so weit, daß er sich einige Gedichte übersetzen konnte. Auch suchte er in seinen letzten Lebensjahren noch die französische Sprache zu erlernen, um die ihm angepriesenen Dichter lesen zu können. Der Tod setzte im Juli des Jahres 1737 seinem Streben ein Ziel. Sein Sohn, Johann Hinrich Janßen, Prediger zu Waddens, erfüllte den Wunsch des Vaters, eine Sammlung seiner Gedichte zu veranstalten; sie erschien zu Stade 1768.

Daß in der Brust dieses vergessenen »Bauernpoeten« ein ächteres Dichtertalent wohnte, als bei den gefeierten Ceremonien-

meistern und den Gottscheden zu finden war, mögen noch einige Strophen aus dem Eingange des Gedichts darthun, die dem Andenken Königs Friedrichs V. gewidmet sind und im Vergleich mit der verschrobenen Schmeichelei der Hofpoeten gerade durch ihre schlichte Einfalt gewinnen.

Sein Scepter war gerecht, sein Purpur lauter Güte;
Der Unterthanen Wohl sein höchst-beliebter Thron;
Sein himmelhoher Geist, sein königlich Gemüthe
Der beste Edelstein in seines Hauptes Kron'.
Die Klugheit, die bei ihm den Reichsstab pflag zu führen,
War würdig, mehr die Welt, als Reiche zu regieren.

Man sahe Fried' und Ruh' in seinen Ländern blühen,
Er hat aus Neid und Geiz den Nachbar nie geschreckt;
Doch zwang ihn Übermuth, sein Heldenschwert zu ziehen,
So hat er's niemals sonst, als siegend, eingesteckt.
Da wußt' er schon die Wuth des Feindes zu ermüden,
Und machte gern, doch stets mit Nutz und Ehren, Frieden.

Die seltne Gottesfurcht, die Sorge für die Seinen,
Die uns und unser Land der Fluth entrissen hat,
Verewigt seinen Ruhm, vermehret unser Weinen.
Zollt, Augen, zollet Blut, an heißer Thränen Statt!
Auch dieses reicht nicht zu, den Trauerfall zu klagen,
Der so viel Tausenden die Seelen wund geschlagen.

Jedoch der Alles lenkt, mißbilligt solches Klagen,
Ihm hat es so beliebt, sein Thun ist ganz gerecht.
Des großen Königs Haupt muß Himmelskronen tragen,
Ihm waren irdische hienieden viel zu schlecht.
Er pflanzet seinen Thron bei Seraphinen-Thronen,
Drum laßt den Friederich im Friedens-Pallast wohnen.

Janßen brachte noch später bei mehren Gelegenheiten dem Könige seine poetischen Huldigungen dar, doch nicht mehr in dem anfänglichen schlichten Ausdrucke, sondern er schraubte sich zu der Phrasenfülle der Hofpoeten hinauf, die man ihm in die Hände zu bringen bemüht war. Doch erfreut uns noch in manchen Stellen die ungeschminkte Gemüthswahrheit. Als er in einer seiner Jubeloden die Worte gewagt hatte:

Dein schlechtster Knecht, ein armer Bauer,
Nimmt, wird ihm gleich sein Leben sauer,
Doch Theil an Deiner Königslust —.

so erhielt er von Brockes, dem Koryphäen der hamburger Poeten, eine gereimte Zurechtweisung, welche für die hofmännische Gesinnungslosigkeit der derzeitigen Literatur charakteristisch genug ist, um hier einen Platz zu verdienen.

Ich hab' in Deiner Jubelode ein solches edles Feuer funden,
Das mich zum billigen Bewundern, ja zum Erstaunen fast gebracht,
Und in mir einen regen Trieb zur Gunst und Freundschaft angefacht.
Ich halt' aus eben dieser Freundschaft mich Dich zu warnen auch verbunden,
Den von Dir selbst mit großem Rechte so hoch geprief'nen Christian,
Der Dänen mächtigen Monarchen, die Lust von jedem Unterthan,
Und seinen himmelhohen Ruhm doch bei der Nachwelt nicht zu kränken.
Denn wär' es nicht was Unerhörtes, von seiner Großmuth zu gedenken,
Sie litte, daß in seinem Land ein am Gemüth so edler Bauer,
Mit Recht die bittre Klage führt: Ob würd ihm hier sein Leben sauer!

Daß übrigens unser Janßen kein bloßer Gratulationspoet war, sondern auch einer freieren Bewegung der Phantasie sich gewachsen fühlte, davon zeugt namentlich seine Ode auf einen »künstlich singenden Papageien«, den nämlich die Staatsräthin von Stöcken, Gemahlin des dänischen Landvoigts im Budjadingerlande, singen und sprechen gelehrt hatte. Es sind Strophen von so leichtem Fluß der Verse und so heiterm Humor, daß sie dem Janßen eine Stelle neben Hagedorn anweisen, an den man durch manche Wendung erinnert wird. Da Wenigen die Sammlung jener Gedichte in die Hände kommt, so dürften einige der sechsundzwanzig Strophen einer Mittheilung nicht unwerth sein:

Ein wunderswerther Papagei
Und indiansche Luftsirene
Singt in des Kerkers Sklaverei
Auch gar verschiedne reine Töne:
Noch mehr! der Singekunst gemäß —
Und noch weit mehr! so thut er es
Mit deutlich hellen klaren Worten,
Nicht wie ein Vogel tirelirt,
Der muttermäßig musicirt,
Nachdem der Schnabel wächst; die hat man aller Orten.

Erst ließ ihn gleiche Barbarei
Zwar weder singen oder sprechen;
Allein die Perl' wird endlich frei,
Und muß durch Nacht und Muschel brechen.
Sein gutes Schicksal führt ihn hin
Zu einer edlen Meisterin
Und zu der Zierde unsrer Zeiten,
Die Stand, Geburt und Art und Witz
Vortrefflich macht, und die ein Sitz
Der ächten Tugenden und Vollenkommenheiten.

Von der hat dieser Indier
Des Phöbus Sängerei gelernet,
Nachdem man ihn, wie andre mehr,
Von seines Vaters Haus entfernet.
Sein Glücksstern trieb ihn weg von da
Und ließ ihn wie den Tangboa
Nicht unberühmt am Stamm ersterben.
Er sollte durch die edle Kunst
In fremder Luft ihm Huld und Gunst
Und einen schönen Kranz von Ehrenpreis erwerben ....

Wenn er zuweilen phantasirt,
Erschollen solche Lieblichkeiten,
Die auch mit Allem, was da rührt,
Um Rang und Vorzug billig streiten.
Man wird dadurch so sehr entzückt,
Bezaubert aus sich selbst gerückt,
Daß man fast gar nicht anders meinet,
Als wenn die holden Grazien
Die Quintessenz des Lieblichen
Mit seiner reinen Stimm' und schönen Kunst vereinet ...

O schöner Jost, du edle Lust
Des besten Herrn, der besten Frauen!
Wer hört dich ohn' entzückte Brust?
Wer kann Dich unergötzt beschauen?
O Sänger, dem kein Sänger gleich!
Und gält es gar ein Königreich!
Du indian'scher Virtuose!
Du einziger von deiner Art,
Worin Natur und Kunst gepaart,
Was rar= und seltner ist, als eine schwarze Rose! ...

Doch Jost ist kein Platonicus,
Er lebet nicht nach Plato's Sätzen,
Er will, gleich wie Horatius,
Den Epicurum höher schätzen.
Er hält auf Thee, Kaffee und Wein,
Rühmt Fisch' und Krammetsvögelein,
Und singt und sagt von Leckerbissen.
Er sorgt nicht für die Folgezeit,
Lebt ohne Gram und Herzeleid,
Begehrt das Künftige vorher auch nicht zu wissen.

Ja Jost, die kunstgeübte Stimm'
Wird dich auf Famens Ehrenwagen,
Trotz Mißgunst und des Neides Grimm,
Viel weiter als die Flügel tragen.
Dieweil dein Nam' verewigt ist
Im Lande, wo du Fremdling bist,
Entfernt von deinem Vaterlande,
Entgehst du trotz der Dienstbarkeit
Dem Moder und Vergessenheit,
O ungemeines Glück, bei solchem Sklavenstande...

Bei deinem Grabe wird gewiß
Die Stimm' der Nachtigallen
Viel lieblicher und ja so süß
Wie bei des Orpheus Gruft erschallen;
So wird auch dies mein frohes Lied
Auf meinem hellen Bauern=Riet,
Wie dein Gesang, beständig bleiben,
Und meinen Preis durch deinen Ruhm
Ins diamantne Heiligthum
Der unvergeßlichen beliebten Dichter schreiben.

Durch Singen werden du und ich
Uns über unsers gleichen schwingen.
Ich kann durch dich und du durch mich
Bis in die spätste Nachwelt bringen.
Mein Kiel, der schlecht und ehrlich schreibt,
Und allen Firniß von sich treibt,
Rühmt nie gemeine Kreaturen;
Er rühmt, was groß und selten ist,
Wie du vor allen Vögeln bist,
Und dies entfernet mich von Pimplens Pöbelfluren.

Es war dies eines seiner letzten Gedichte, aus dem man zugleich ersieht, daß die Ermahnungen seiner gelehrten Gönner an ihm nicht verloren gegangen waren, und daß er nicht unterlassen hat, Einiges anzubringen, was ihn in der Achtung der gelehrten Poeten heben konnte. Daher ertheilte ihm auch Brockes in Bezug auf diese Ode das Zeugniß, »daß die vernünftige Anlage und Einrichtung seiner Werke, das erhabene Feuer, die ungemeine Belesenheit, die liebliche Flüssigkeit seiner Verse ihn so sehr gerührt hätten, noch mehr aber, daß er diesem allen eine so galante und polirte Tour beigefügt hätte, daß er dem geschicktesten Hofmann ihn zu übertreffen Mühe geben würde.«

Hat man neuerdings Brockes und Drollinger den Ehrenkranz nicht vorenthalten, so verdient auch wohl das Grab des bescheidenen »Bauernpoeten« ein frisches Blatt des Andenkens.

III.

Einige Bemerkungen zur Charakteristik des Dichters Reinhold Lenz.

Von K. G. Helbig.

Wir haben jetzt unsre politische Sturm- und Drangperiode. Viele tüchtige Jünglinge sind in ihr bereits zu Grunde gegangen und viele andere werden noch darin zu Grunde gehen; denn sie ist wohl noch lange nicht abgelaufen. Ist es da Recht, den Blick von der Gegenwart und ihren Opfern wegzuwenden und auf ein wohl genug gefeiertes Opfer der vergangenen, längst vergangenen Sturm- und Drangperiode unserer Literatur zu werfen? Warum nicht: wenn das im Allgemeinen bekannte Bild des Dichters, den wir meinen, durch einige kleine Striche dem Originale ähnlicher und lebendiger uns vergegenwärtigt werden kann, so daß wir darin, wenn wir nur wollen, manche Mahnung für die Gegenwart finden?

Der Jugendgenosse Goethe's, Jacob Michael Reinhold Lenz, geboren zu Seßwiegen in Liefland 1750, gestorben in Moskau 1792, ist von Gervinus in seiner Literaturgeschichte (1840) sehr scharf beurtheilt worden. Es steht dieses Urtheil in schroffstem Gegensatze zu der innigen und warmen Theilnahme, mit welcher Tieck in der Einleitung zu seinen gesammelten Schriften zwölf Jahre früher über ihn gesprochen hat. Die ernstere Stimmung unsrer Zeit, die sittlich entschiedene Gesinnung des geistvollen Historikers erklärt diesen Gegensatz. Gewiß ist Gervinus in vollem Rechte, wenn er hervorhebt, daß Lenz aus Mangel an eigentlicher Sittlichkeit und aus Dünkel verkommen sei. Ebenso kann man beistimmen, wenn er vieles Widrige und Ungeheuerliche in seinen Productionen findet. Aber sicher zu weit geht er, wenn er ihm alles wirkliche Talent abspricht und ihm frivole und wollüstige Tendenzen zuschiebt. Die letztere Anklage läßt sich leicht zurückweisen. Diese Leute schilderten damals gern absonderliche Leidenschaften mit den grellsten Farben, wie eben Lenz eine Geschwisterehe (im neuen Mendoza), die Liebe eines Kombabus zu einem unschuldigen Landmädchen (im Hofmeister), ohne deshalb durch einen geilen Kitzel dazu angetrieben zu werden. Dies zeigt am Besten die ganz achtbare Opposition, die in diesen Stücken in einzelnen Charakteren dieser widrigen Leidenschaftlichkeit entgegentritt. Es waren allerdings seltsame Stoffe, die zum Theil aller Poesie Hohn sprachen: aber unsittliche Tendenzen hatte der Dichter

sicherlich nicht. Daß er unter allen Umständen ein schönes, leider in maßloser Leidenschaftlichkeit verkommenes Talent für das Drama besaß, dafür zeugen laut genug einzelne ganz vortrefflich gezeichnete Charaktere (z. B. der Major und der Schulmeister im Hofmeister), viele lebenswahre und originelle Situationen und die Lebendigkeit des Dialogs in seinen Stücken. Freilich geht es darin so wüst durch einander, die kräftige Zeichnung wird so oft zur Karrikatur, die Leidenschaftlichkeit tritt oft so frech hervor, die natürliche Derbheit wird so oft zur ekeln Gemeinheit, daß Einem alle Freude an jenen Vorzügen genommen wird. Dies darf uns aber nicht so verstimmen, daß wir jene Vorzüge gar nicht mehr anerkennen wollen. So wird wohl Gervinus' Urtheil die traditionell gewordene Bewunderung des unglücklichen Dichters vermindert haben, aber vernichten kann es nicht das Interesse derer für ihn, welche mit seinen Schriften bekannt sind. Auch fernerhin wird man ihn der Theilnahme werth halten, welche Goethe und seine Freunde für ihn hatten, und bedauern müssen, daß ein so kräftiges Talent sich nicht aus dem wüsten Treiben zum Maßhalten und zu schöner Form herausarbeiten konnte.

Nach dem Erscheinen der Literaturgeschichte von Gervinus sind einige Reliquien von Lenz herausgegeben worden, welche das begründete Urtheil jenes Kritikers über den Charakter des von uns besprochenen Dichters theils bestätigen, theils näher erläutern. Die eine, ziemlich bekannte Schrift von Stöber über Lenz und Friederike von Sesenheim (1842) giebt theils in den an Salzmann in Straßburg gerichteten Briefen, theils in den Aufzeichnungen des Pfarrers Oberlin zu Waldbach im Elsaß ein treues Bild der geistigen Beweglichkeit und Gemüthlichkeit, aber auch der Zerfahrenheit, des völligen Mangels an sittlicher Energie des Dichters. Jedem Eindrucke giebt er sich leidenschaftlich hin, nie kommt er zu einer bestimmten Beschäftigung, nie zu einem ruhigen Genuß, kurz er lernte sich nie regeln und beherrschen. Als ihn nun aber der Wahnsinn ergriffen hatte *), so trieb er's auch in diesem Zustande so, wie er es früher getrieben. Am Tage war er ganz vernünftig, freundlich und lenksam, wie ein Kind, in der Nacht aber, wenn er allein war, lief er vor dem Hause herum, stieß schreckliche Klagetöne aus, patschte in den Brunnentrog, stürzte sich aus dem Fenster in den Hof und versuchte, sich zu tödten. Das war noch kein entschiedener Wahnsinn, in welchem alle Zurechnung

*) Nach Stöbers Mittheilungen kam Lenz im Januar 1778 ganz verstört zum Pfarrer Oberlin und ängstigte diesen durch sein tolles Wesen so, daß er ihn nach einigen Wochen nach Straßburg bringen ließ, von wo er zu Schlosser kam.

aufhören muß, es war ein halbbewußtes Tollen, das natürlich endlich in unbewußte Raserei ausarten mußte, wie später in Schlossers Hause, wo man den Unglücklichen in Ketten legen mußte. Wie ganz anders erscheint dagegen der Wahnsinn des liebenswürdigen Hölderlin! Stöber vermuthet, daß die Auflösung eines innigen Verhältnisses zu Friederike von Sesenheim den Wahnwitz des Dichters veranlaßt habe. Er führt dafür die 1772 an Salzmann geschriebenen Briefe an, worin Lenz mit der größten Bestimmtheit von einem innigen Verhältnisse mit Friederike Brion spricht, und die Mittheilungen Oberlins, nach denen er sich wegen einer verlassenen Geliebten Vorwürfe gemacht und in seinem Jammer einmal den Namen Friederike ausgesprochen habe. Wohl mag auch die Erinnerung an Friederike ihn in jenen schrecklichen Stunden gequält haben. Schwerlich hat aber ein Mann, wie Lenz war, ein solches Verhältniß sechs Jahre lang fortgesetzt, schwerlich ist der Schmerz über die früher verlorene Geliebte so spät zum Wahnsinn geworden. Er wollte wirken und genießen, konnte es aber zu keiner That und zu keinem Genusse bringen, weil er in krankhafter Leidenschaftlichkeit immer wieder verlor, was er gewonnen hatte. So sah er sich aller Aussichten auf Glück und Ruhm beraubt und wüthete in dem, seinem Dünkel unerträglichen Bewußtsein seiner Unfähigkeit gegen sich selbst: bis er am Ende ganz rasend wurde. So ist denn durch diese Mittheilung erwiesen, daß Gervinus ganz Recht hat, wenn er sagt, daß dem Lenz alle sittliche Energie gefehlt habe, und daß er dadurch, besonders durch seinen Dünkel, zu Grunde gegangen sei. Beiläufig muß noch erwähnt werden, daß ein von Friederiken nach der ersten Verbindung mit Goethe, so schnell mit Lenz angeknüpftes Liebesverhältniß in der That auffällig ist. Wir wollen nicht darüber urtheilen: aber es muß, wenn Lenz in jenen Briefen nicht bloße Einbildungen mitgetheilt hat, ein sehr leicht erregbares Mädchen gewesen sein. —

Die andere wenig bekannte Reliquie von Lenz ist ein in Berlin 1845 vom Dr. Blum in Dorpat herausgegebenes Festspiel: »der verwundete Bräutigam«, welches Lenz in seinem sechzehnten Jahre geschrieben hat. Der Herausgeber klagt in der Einleitung über die schneidende Luft, welche seit der erwähnten Beurtheilung des Dichters durch Gervinus über seinem Grabe wehe, und sucht die Leser für die frühere Theilnahme, für das durch Tieck geltend gemachte Urtheil über den Dichter wieder zu gewinnen. Es mag dies schon gut gemeint sein, es mögen auch manche treffende Bemerkungen in dieser gut geschriebenen Einleitung Beachtung verdienen: aber widerlegt ist Gervinus' Urtheil, soweit es uns ein berechtigtes schien, dadurch durchaus nicht. Sogar das abgedruckte

Festspiel, und was Blum von seiner Entstehung erzählt, trägt nur dazu bei, diese in Anspruch genommene Kritik als eine völlig gerechte zu erweisen, aber auch die obigen Äußerungen über das schöne dramatische Talent des Dichters zu bestätigen. Den Stoff zu diesem Drama hat folgender Vorfall gegeben. Ein russischer Officier, von Igelström, war 1766 kurz vor seiner Hochzeit von seinem deutschen Kammerdiener, aus Rache, weil er ihn früher einmal wegen Ungehorsams mit dem Stocke bestraft hatte, überfallen und gefährlich verwundet worden. Doch konnte er, geheilt, nach einigen Monaten seine Hochzeit feiern. Diese Geschichte stellte Lenz in einem Drama dar. Bedenkt man nun noch, was Blum beiläufig erzählt, daß jener Kammerdiener in Dorpat von allen Bürgern bemitleidet wurde, daß Igelström der öffentlichen Brandmarkung des Verbrechers mit ächt russischer Brutalität selbst zuschaute, ja dem mitleidigen Scharfrichter zuschrie, er solle keine Umstände machen, worauf ihm dieser seine Handschuhe mit den Worten zuwarf: »der Baron passe sich besser, als er, zu seinem Amte, darum wollte er es ihm überlassen —« bedenkt man dies, so kann man leicht erkennen, in welchen Umgebungen sich Lenz damals befinden mußte, daß er diesen Igelström in einem Drama zur Feier seiner Hochzeit verherrlichte. Solche Verhältnisse, solche Umgebungen müssen nachtheilig auf den Charakter eines Jünglings wirken, das ist keine Schule zu einer tüchtigen sittlichen Bildung. Aber wie mag auch der Hochmuth in dem sechzehnjährigen Lenz erregt worden sein, wenn er in diesem Alter zur Hochzeit des Herrn von Igelström ein Festspiel machen durfte! Hier in seiner Erziehung, in seinen frühern Verhältnissen liegen schon die Keime seines Verderbens, hier schon entwickelte sich die Selbstüberschätzung und der Dünkel, der im Verkehr mit Goethe in Straßburg genährt wurde. Was aber das Stück selbst betrifft, so zeigt es überall die außerordentlichen Talente des Dichters. Freilich darf man nicht vergessen, daß der Stoff an und für sich kein großes Interesse erregen kann und daß der Dichter erst sechzehn Jahre alt war. Aber überraschend ist, wie er diesen Stoff behandelt hat, überraschend auch hier die Frische und Lebendigkeit des Dialogs. Von den spätern Übertreibungen des Dichters in Situationen und Sprache ist hier noch keine Spur; denn zu diesen wurde er erst durch das Studium des Shakspeare und durch die Anregungen der Straßburger Genossen verleitet. Dagegen tritt die damals in ganz Deutschland sehr beliebte Sentimentalität auf eine oft lächerliche Weise hervor, von der sich Lenz in spätern Zeiten ganz frei gemacht hat.

Das uns vergegenwärtigte Bild des Dichters sollte eine Mahnung sein für unsere Zeit. Denn nur der Mann von sittlicher

Energie, der ohne Eigendünkel vorwärts strebt, kann in einer solchen Sturm- und Drangperiode sich wirksam geltend machen und, wenn er geistig bedeutend ist, die allgemeine Anerkennung der dankbaren Nachwelt gewinnen.

IV.

Eine Supplik G. A. Bürgers.

Königlich-Großbritannische zur Churfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen Landesregierung Hochverordnete Herren Geheime Räthe,

Hochgebohrne Reichsgraf und Freiherren,
Hochgebietende Gnädige Herren.

Die mir vor viertehalb Jahren gnädigst aufgetragene außerordentliche Professur der Philosophie auf der hiesigen Universität habe ich zwar damals ohne Gehalt, jedoch nicht ohne die billige Hoffnung dazu übernommen, und bis hieher nach dem Maße meiner Kräfte verwaltet. Weil ich unter allen Diensten, welche die hiesigen Lehrer der Universität leisten, auf die meinigen gewiß selbst den geringsten Werth lege, so habe ich mich bisher nicht nur dabei beruhiget, daß ich vielleicht unter allen der Einzige bin, der ganz ohne Gehalt dient: sondern würde auch ferner, wenn gleich noch so lange, in bescheidener Stille gewartet haben, bis Euer Excellenzen aus eigener hoher Bewegung meine Hoffnung einmahl zu erfüllen geruhet hätten. Allein Umstände nöthigen mich jetzt, meinem Charakter selbst Gewalt anzuthun, und Hochdero Großmuth mit einer unterthänigen Bitte anzugehen, die den Verdacht einer unbescheidenen und lästigen Andringlichkeit erwecken könnte, wenn nicht eine unbefangene Darstellung meiner Lage mir dagegen das Wort reden müßte.

Das Glück ist mir in meinem ganzen Leben gar wenig günstig gewesen. Zwölf Jahre lang habe ich bei einer sehr magern Gerichtshalterstelle auf dem Lande ein ansehnliches ererbtes Vermögen zusetzen, und nachher wieder beinahe neun Jahre ohne alle Besoldung, ohne Vermögen, von geringem Erwerbe aus academischen und litterarischen Arbeiten mich durchbringen müssen. Ich enthalte mich, andere unverschuldete, meinem Vermögen, sowie

meinem geistigen und leiblichen Wohlseyn höchst nachtheilige Lebensbegegnisse zu erwähnen.

Hätte ich Niemand weiter als bloß meine eigene Person zu versorgen, so würde ich, so lange mir nur noch eine einzige Kraft zu irgend einem Geschäfte übrig bliebe, nicht leicht einem Sterblichen mit meinen Bedürfnissen beschwerlich fallen. Allein ich habe vier unerzogene Kinder, deren Versorgung, und oben drein noch Schulden, ohne deren Bezahlung es mir bitter ist, zu leben und noch bitterer dereinst seyn würde, aus der Welt zu scheiden. Die letzten sind zwar nicht so beträchtlich, daß ein Mann, der nur ein bis zwei Hundert Thlr. jährlich erübrigte, sie nicht in wenigen Jahren tilgen könnte. Weil ich aber in meiner jetzigen Lage gar nichts zu erübrigen vermag, so müssen mir auch unerhebliche Schulden zu einer großen und drückenden Last gereichen. Tägliche sowohl als nächtliche Sorgen und Unruhen, die mir hieraus erwachsen, zehren an meinen edelsten Kräften, die ich doch wohl weit würdiger zum Nutzen der hiesigen Universität und der Litteratur unseres Vaterlandes verwenden könnte.

Diese Lage scheint es nicht nur zu entschuldigen, sondern mir es sogar zur Pflicht zu machen, daß ich zu Euer Excellenzen Hoher Gnade meine Zuflucht nehme, und unterthänig bitte, mich baldmöglichst mit einem nur einigermaßen unterstützenden Gehalte zu erfreuen. Auch darf ich wohl nicht fürchten, daß diese Bitte ihre Wirkung auf Hochdero vorsorgende Großmuth verfehlen werde, wenn gleich Schüchternheit und Delicatesse mich abhalten sollten, dieselbe künftig eben so oft, als vielleicht andere, anders als ich organisirte Bittsteller, zu wiederholen. Gesetzt daher auch, die Umstände gestatteten es nicht, mein Gesuch sogleich zu erfüllen, so würde mir doch schon eine gnädige, Hoffnung gebende Resolution von großem Werthe seyn, und ich würde glauben, Euer Excellenzen Huld durch nichts würdiger ehren, und das Gefühl meiner Dankbarkeit durch nichts mehr adeln zu können, als durch das stille Zutrauen und die bescheidene Geduld, womit ich einer gewissen Erfüllung zur gelegenen Zeit entgegen sähe. In diesen Gesinnungen ersterbe ich mit tiefer Ehrfurcht

Euer Hochgräfl. und Hochfreyherrl. Excellenzen

Göttingen,
am 6. März 1793.

ganz unterthäniger Diener
Gottfr. Aug. Bürger.

Zur richtigen Auffassung von Bürgers Stellung und der fast zu bescheidenen Bittweise obiger Supplik muß bemerkt werden, daß Bürger im Jahre 1789 auf Heyne's

Empfehlung zum außerordentlichen Professor ernannt, ihm aber dabei gleich eröffnet wurde: diese Ernennung gewähre ihm weder Anspruch noch Hoffnung auf Gehalt. Das diese Ernennung betreffende Rescript des Universitäts=Curatorii an Heyne ist nicht ohne Interesse. Dasselbe lautet:

»Unsere ꝛc.

Die von Euch angerühmten Fähigkeiten des M. Bürger sind auch Unserer Aufmerksamkeit nicht entgangen, und würden Wir nicht anstehen, bei Sr. Königl. Majestät auf Ertheilung einer außerordentlichen Professur in der philosophischen Facultät für denselben anzutragen, wenn Wir nicht das Bedenken hätten, daß der M. Bürger nach erhaltener Professur um eine Gehalts=Ertheilung nachsuchen möchte. Da die Euch am besten bekannte beschränkten Umstände der Universitäts=Casse Uns nicht erlauben gedachtem Magister dazu einige Hoffnung zu ertheilen; So habt Ihr ihm solches bekannt zu machen und demnächst zu berichten, ob unter diesen Umständen dem M. Bürger annoch mit der Ertheilung des Professor=Charakters gedient seyn dürfte? Auch würde es sich gedachter Magister gefallen lassen müssen, daß vorerst die Censur des Musen=Almanachs von Euch noch ferner respicirt würde. Wir sind Euch ꝛc.«

Hannover, den 21. August 1789.

Königliche ꝛc.

An v. Beulwitz.

den Hofrath Heyne in Göttingen.

Ob eine Gewährung von Bürgers Bitte erfolgt sei, wissen wir nicht, glauben es aber auch nicht, zumal in dem Jahre 1793 das Churfürstenthum Hannover bereits durch die politischen Constellationen in einer Weise berührt war, die es unwahrscheinlich macht, daß damals die Kassen Mittel zu einer Gehalts=Ertheilung gehabt haben sollten, die sie im Jahre 1789 nicht hatten. Im folgenden Jahre aber, am 8. Juni 1794, starb Bürger schon.

Druck von C. F. Kius in Hannover.

61623763